

30901, I, G, f.

Ein

Spaziergang um die Welt.



Ein

Spaziergang um die Welt

von

Alexander Freiherrn von Hübner.



Deutsche Ausgabe

von dem Verfasser.

Dritte Auflage.

Dritter Band.

Leipzig,

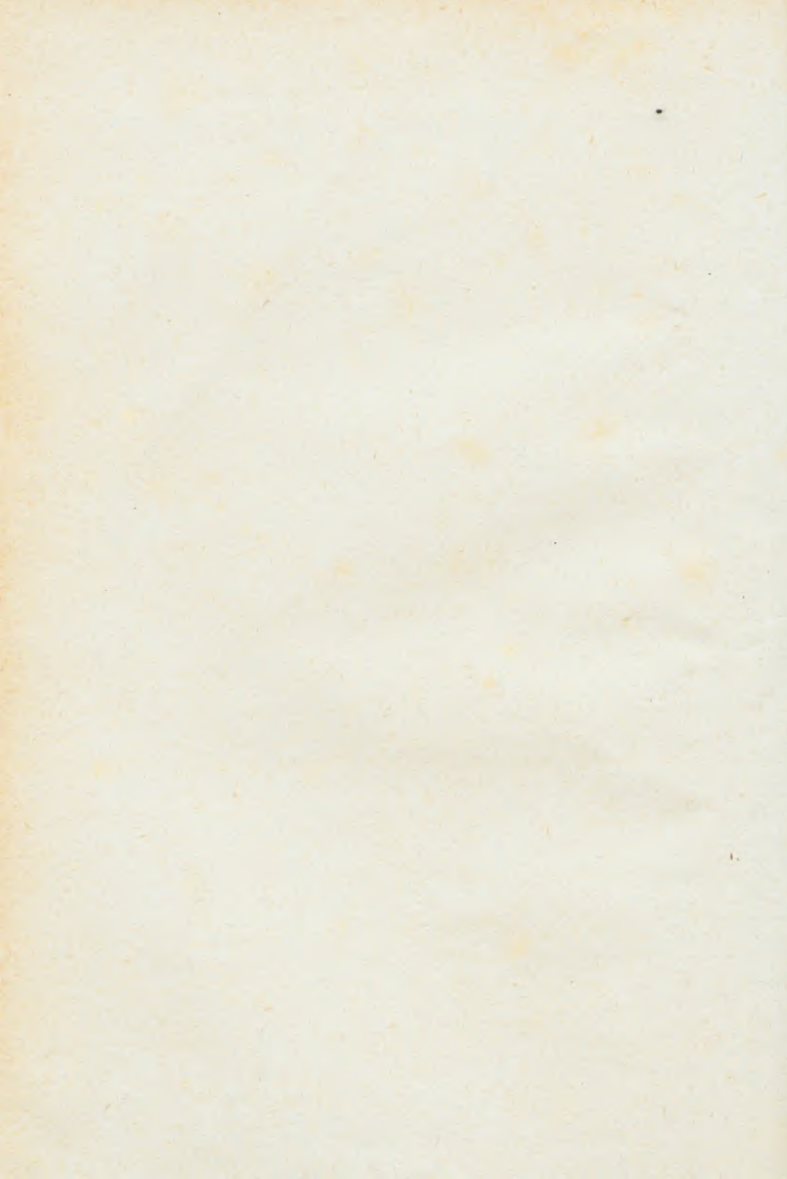
L. D. Weigel.

1875.

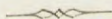
Inhalt.

China.

	Seite
I. Shanghai	3
II. Peking	48
III. Tient-sin	147
IV. Hongkong	233
V. Die Christengemeinden des Se-non	240
VI. Kanton	246
VII. Makao	284
VIII. Auf der Heimreise	295



Dritter Theil.



C h i n a.



Shanghai.

Vom 3. zum 8. Oktober; vom 14. zum 16. November.

Die „Koncessionen“. — Die chinesische Stadt. — Sü-kia-wei. Eine Haydnische Symphonie. — Das Waisenhaus der Schwestern. — Handelsverhältnisse.

(3. Oktober.) Der Himmel grau, die Luft unangenehm kalt. Ein frischer Nussun aus Nord-West. Sind wir in Rußland? Gestern glaubten wir uns unter dem Aequator zu befinden. Und doch haben wir den 31. Breitengrad nicht verlassen. Um Mittag trennen uns noch zweihundert Meilen von der Mündung des Yang-tse-kiang, und schon erblaßt das Meer. Gegen Abend ist es kothfarbig geworden.

(4. Oktober.) Um zehn Uhr läuft die New-York in den „großen Fluß“ ein. Mit Recht geben ihm die Chinesen diesen Namen; denn, nach dem Amazonenfluß und dem Mississipi, ist er der größte Strom der Welt. Sein

nördliches Ufer bleibt unsichtbar. Zu unsrer Linken entrollen sich die Ebenen von Kiang-su. Einige große Handelssteamer unter englischer Flagge plätschern in den, jetzt windgepeischten, blaßgelben Fluthen dieser riesigen Gasse. Pilotenboote und Djonken, letztere haben alle ihr ungeheures Segel aufgesetzt, laviren wie auf offener See.

Um Ein Uhr biegt die New-York in den Hwang-pu ein, dampft den flachen, grünen, mit Dörfern besäten Ufern entlang an der französischen Kriegsstation Wusung vorbei. Man könnte sich in Yorkshire glauben. Nichts was den Geist oder die Phantasie anregte. Hundertmal hat man solche Gegenden gesehen. Aber je mehr wir uns der großen Metropole nähern, um so belebter finden wir den Fluß. Schon zeigen sich, hinter einem Mastenwalde, die imposanten Gebäude der englischen Stadt, die Häuser der amerikanischen Koncession, die flatternden Flaggen der Konsulate.

Wir passiren die Docks und Werften der amerikanischen Gesellschaft deren große, weiß angestrichene, zweistöckige Steamer den Yang-tse-kiang befahren. Weiter oben gewahren wir kommend und gehend oder vor Anker liegend, die Schiffe der englischen Peninsular- and Oriental-Gesellschaft und der französischen Messagerien, eine Menge Kauffahrteidampfer die von London, Liverpool, Glasgow gekommen sind, die Flotille der hiesigen großen Häuser Jardine und Russell und, um jedes dieser großen Schiffe

wie Planeten um ihre Sonne gravitirend, einen Ring von chinesischen beim Ein- und Ausladen beschäftigten Sampanen. Auch Segelschiffe fehlen nicht, aber seit der Eröffnung des Suezkanals sind sie seltener geworden. Der Dampf beansprucht bereits die Alleinherrschaft über die Meere. Mein patriotisches Auge erfreut sich an dem Anblick der schönen österreichischen Korvette *Fasana* die, von Kapitän Junk befehligt, unlängst hier einlief. Im Hintergrunde des Hafens verirrt sich das Auge in einem verworrenen Knäuel von Masten, Raaen und fantastisch geformten Segeln. Es sind große und kleine Djonken die unter den Mauern der chinesischen Stadt liegen. Auf ihrem Hintertheile sieht man zwei Augen gemalt. Leider machen die Kapitäne von den ihrigen nicht immer hinlänglichen Gebrauch, oder sie wollen aus Patriotismus den europäischen Steamern zum Spotte hart am Bugspriet vorübersegeln, eine häufige Veranlassung von Unfällen deren Opfer sie meist selbst sind. Wir machen diese großen, mit bösen Absichten auf mich gerichteten Augen einen unheimlichen Eindruck. Sie sind das, freilich lügenhafte, Symbol der Wachsamkeit und geben dem Schiffe das Aussehen eines belebten Wesens, eines Ungeheuers das ausgezogen ist um uns zu verschlingen.

Wir landen in der amerikanischen Niederlassung wo mich unser Generalkonsul in Shanghai, zugleich Minister-

Resident in China und Japan, Herr von Calice auf das Freundlichste begrüßt. Mit Dank nehme ich seine herzlich gebotene und glänzende Gastfreundschaft an.

Zemehr ich mit dieser Stadt Bekanntschaft mache, um so mehr steigt meine Bewunderung. Zwar hat die Lage, in einer flachen sumpfigen Ebene, nichts Anziehendes. Die Gegend ist gewiß nicht malerisch, eigentlich entschieden häßlich. Auch die Wohnsitze der reichen Kaufleute, große, imposante, prächtige und anspruchsvolle Gebäude, lassen in architektonischer Beziehung zu wünschen übrig; und was das Klima anbelangt, so erfreut sich Shanghai, immer mehr und mehr mit Unrecht, des übelsten Rufes. Was ich bewundere ist die Kühnheit, die Ausdauer, die erfindungsreiche, elastische, unermüdlige Thätigkeit des anglosächsischen Genius der den Gedanken fassen konnte hier eine Stadt zu gründen, der sie wirklich gegründet hat, der den Kampf aufnahm mit der Natur, mit den Menschen, mit den Verhältnissen; der alle Schwierigkeiten überwand: versteckten Widerstand der chinesischen Regierung, Angriffe der Rebellen, Handels- und Finanzkrisen, Eifersüchteleien zwischen den Einwanderern verschiedener Nationalität, Zerwürfnisse im Schooße der brittischen Gemeinde. Gewiß, die Engländer können nicht alles Verdienst beanspruchen;

auch der französischen Regierung gebührt ihr Antheil. Aber acht Zehntel der im Handel und der Schifffahrt angelegten Kapitalien kommen aus England, und in der weißen Bevölkerung zählt man vier Engländer auf einen Nicht-Britten. Die große Verschiedenheit zwischen dem französischen Nationalcharakter und dem englischen, so augenfällig im fernsten Osten wie überall wo die Flaggen beider Länder neben einander wehen, drängt sich auch hier dem Beobachter auf. Die brittische Faktorei ist die Schöpfung von Privatleuten welchen ihre Regierung moralische Unterstützung und, vorübergehend und ausnahmsweise, den Schutz der Waffen gewährte. Die französischen Niederlassungen sind das Werk der Regierung. Mit oder ohne Mitwirkung der Landesangehörigen kamen sie zu Stande. Die amtlichen Vertreter Frankreichs schreiten an der Spitze ihrer Kolonisten, die englischen Staatsbeamten bilden die Reserve und den Nachzug der brittischen. Erstere geben ihren Staatsangehörigen den Antrieb und die Richtung; letztere beschützen die Ihrigen und fühlen ihren zuweilen unbescheidenen Eifer. Die Regierungsorgane beider Länder liefern den Landsleuten fortwährend Stoff zur Kritik, und diese Kritik ist nicht immer eine wohlwollende. Die Engländer beklagen sich zu viel, die Franzosen zu wenig regiert zu werden; die Engländer sagen: unser Konsul mischt sich in Alles; die Franzosen: unser Konsul kümmert sich um nichts.

In Wirklichkeit sehen sich die brittischen Behörden weniger veranlaßt zu leiten als zu kontroliren, während die französischen Konsuln genöthigt sind zu regieren und manchmal auch zu herrschen. Man denke sich die Wirksamkeit dieser Funktionäre beseitigt, die französische Flagge eingezogen, das im Hafen stationirende Kriegsschiff abgesegelt, und in wenigen Jahren wird die Niederlassung verschwunden sein. Ganz Anderes würde sich in einem solchen Falle in einer englischen Faktorei ereignen. Nach dem Abzuge der officiellen Vertreter und der Truppen der Königin würden die Residenten zusammentreten, zunächst für Aufrechterhaltung der Ordnung, sodann für Abwehr auswärtiger Angriffe sorgen. Vielleicht gäbe es böse Stunden, aber am Ende würden die achtbaren Elemente das Uebergewicht behaupten und wenn nicht angenehme doch erträgliche Zustände geschaffen werden. Die Franzosen, ich wiederhole es, würden mit den Civil- und Militärbehörden abziehen, und die wenigen Zurückbleibenden sich mit den Eingebornen verschmelzen. Dies hat sich oft ereignet und ist oft gesagt worden, und wenn ich daran erinnere, so geschieht es, weil diese Betrachtung das Verständniß der Zustände in Shanghai erleichtert, und nicht um den Franzosen etwas Unangenehmes zu sagen. Man kann eine große Nation sein ohne den Beruf für Kolonisirung zu besitzen.

Was versteht man überhaupt unter Kolonisiren? Wäre es die Urbarmachung des Bodens? In dieser Hinsicht gehören die Kolonien Ludwigs XIV. in Canada zu den blühendsten die es gibt. Wäre es die Ausbeutung des Bodens zum Nutzen der Einwanderer? Dann gebührt, ohne Zweifel, den Engländern die Palme. Versteht man aber unter Kolonisiren die Verbreitung der Civilisation unter der eingebornen Bevölkerung der besetzten Territorien, so halte ich die Portugiesen und Spanier aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte für die ersten Kolonisatoren der Welt. Die Geschichtsschreibung, die übrigens nicht aus unparteiischen Federn stammt, tadelte mit Recht, wenn die gegebenen Thatsachen wahr sind, die Grausamkeit der spanischen und portugiesischen Konquistadoren. Selbst jene von ihnen deren Menschlichkeit gerühmt wird ergriffen zuweilen Maßregeln die dem Geiste unseres Jahrhunderts widerstreben. Aber die iberischen Besitzungen dieser Kronen, namentlich der spanischen, waren reich und blühend, die Hauptstädte der Presidencias Mittelpunkte der Civilisation. Die Eingebornen erschienen dort, nahmen in sich auf, verbreiteten in ihren Urwäldern, zugleich mit dem vielleicht noch schwachen Lichte des Christenthums, die ihnen gleichfalls noch nicht vollkommen klaren Ideen und Gebräuche der gesitteten Welt. Es war ein wirklicher und dauernder Fortschritt.

Zeugen deren Aussagen nicht verdächtig sein können, Männer wie Alexander von Humboldt, welche die amerikanischen Kolonien zu Anfang des Jahrhunderts besuchten, also nachdem Spanien schon lange von dem Range einer Großmacht herabgesunken war, sprechen mit Bewunderung von der trefflichen Organisation der Verwaltung, von der Regelmäßigkeit und Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, von der Ruhe und Sicherheit die in den entlegensten Gegenden herrschte, von der praktischen Weisheit der unter den Philippen für die Kolonien erlassenen Gesetze. Der Hof von Madrid zog allerdings die Metallschätze seiner überseeischen Besitzungen an sich, aber das Mutterland gab dafür sein Blut. Die unablässige Auswanderung, welche Spanien am Ende erschöpfen mußte, ist in der That eine der Hauptursachen des so raschen Verfalles dieser edlen und ritterlichen Nation. Noch immer entsenden einige Provinzen ihre ganze Jugend „nach dem andern Ufer“, *la otra banda*, das heißt nach den westlichen Gestaden des atlantischen Oceans. Im nördlichen Theile der Halbinsel, besonders in Asturien, sieht man nur Frauen und Greise. Die Männer sind alle (wenn nicht nach Andalusien) nach der Havana gegangen, nach Peru, nach dem Rio de la Plata. In den entlegensten Schluchten des kantabrischen Hochgebirges, in den elendesten Dörfern fand ich Maueranschläge mit Ankün-

digung von Reisegelegenheit nach Cuba und Südamerika. Die Schiffe segeln von Santander, von Gijon, von Ribadesilla, von andern kleinen Häfen ab und führen alle, wie diese Zettel hinzufügen, einen Arzt und einen Geistlichen an Bord. Eine löbliche und nur zu gerechtfertigte Vorsichtsmaßregel, denn die Sterblichkeit während der Ueberfahrt ist gewöhnlich entsetzlich. Jeder dieser Auswanderer, und ehemals war dies noch mehr als jetzt der Fall, ist, meist ohne es zu wissen, ein Verbreiter der Gesittung, ein Commis voyageur der Civilisation. Unleugbare Thatsachen beweisen es. Wo immer der spanische Scepter herrschte, findet man indianische Stämme welche das Christenthum und, bis zu einem gewissen Grade, unsere Sitten und Ideen annahmen. Die meisten Männer die wir in den südamerikanischen Republiken an der Spitze der Geschäfte sehen sind indianischer Abkunft. Unter meinen Kollegen im diplomatischen Korps gab es Rothhäute vom reinsten Blut, und ich kenne Damen mit demselben Teint welche sich von Worth kleiden lassen und die Rou-laden der Patti bewundern. Es fällt mir nicht ein die rothgefärbten Präsidenten der Republik, Minister und Würdenträger als Muster der Staatsweisheit aufzustellen, und ich muthe Niemandem zu sich die musikalische Kritik jener Frauen anzueignen; aber merkwürdig bleibt darum die Thatsache nicht minder, daß Wilde einen ähnlichen

Grad von Bildung erreichen konnten. Und dies ist das Werk der spanischen Kolonisation. Können die Engländer Aehnliches aufweisen? Ich spreche hier nicht von Indien, welches ich nicht besucht habe. Ueberall anderwärts, besonders in Nordamerika, ist die Berührung der Anglo-Sachsen den Wilden und Halbwilden verderblich. Sie nehmen nur die Laster der Europäer an, sie hassen, sie fliehen uns (das Vernünftigste, was sie thun können), oder sie verkommen. Im besten Falle bleiben sie was sie waren: Wilde. Uebrigens, wozu Vergleiche anstellen? Geben wir einer jeden der kolonisirenden Nationen die Ehre die ihr gebührt.

Was haben nun aber die „fremden Teufel“ in Shanghai geschaffen, und wie gingen sie dabei zu Werke?

Der Swang-pu, obgleich in Wirklichkeit nur ein Creek, ist bei Shanghai eine halbe englische Meile breit und zeigt sich als majestätischer Strom. Er fließt von Süd nach Nord und biegt dann plötzlich gegen Ost. In dieser Kurve liegen am linken Ufer die ersten Häuser, welche der vom Jang-tse-kiang Kommende erblickt. Sie gehören zur amerikanischen „Koncession“. Diese ist von der englischen durch den Suchow-Creek getrennt und letztere stößt an die französische, welche, die südlichste von den dreien, durch einen anderen Creek von der chinesischen Stadt geschieden wird.

In der amerikanischen Koncession befinden sich einige Konsulate, einige niedere Häuser, viele große und kleine Magazine, und, am östlichen Ausgange, eine neu gebaute Straße mit schönen kleinen Häusern.

Die englische Koncession ist der große Mittelpunkt der Handelsthätigkeit. Die Einkünfte der Stadt, die aus dem Ergebnisse der Taxen, der Postgefälle u. s. f. bestehen, werden in diesem Jahre sechzigtausend Pfund Sterling betragen. Dies gibt einen Begriff von ihrer municipalen Bedeutung. Daher kommt es daß die vorzüglichsten amerikanischen Handelshäuser, über Vorurtheile hinaus gehend wie dies dem Yankee selten schwer fällt, allmählig nach der brittischen Niederlassung gezogen sind. Eine Brücke über den Suchow-Creef führt in die englische Stadt. Da entwickelt sich, dem Quai entlang der „Bund“ heißt, eine lange Reihe von monumentalen Bauten, wahren Palästen nach englischem Geschmack. Der exotische Zusatz ist die unentbehrliche Veranda die gegen die tropische Sommerhitze schützen soll und gegen die kalten Winde während der sibirischen Winter. Ich kenne wenige so imposante Stadtansichten. Alle diese Häuser scheinen fürstliche Wohnsitze zu sein. Sie sind dem Hwang-pu zugewandt, auf dem die Reichthümer gebracht oder gewonnen wurden mit deren Hilfe jene Prachtbauten entstanden. Hier befindet sich das brittische Konsulat: eine Gruppe von Häusern,

darunter der Gerichtshof und die Wohnung des englischen Oerrichters, auf einem geräumigen durch eine Ringmauer eingefriedeten Terrain. Dann folgen die Wohnsitze der Merchant-Princes; unter ihnen fallen die der H. H. Jardin und Co. und der H. H. Dent besonders in die Augen. Am Quai, den Häusern gegenüber, wurde der öffentliche Garten angelegt. In diesem Augenblicke beugen sich die schönen Bäume unter dem wuchtigen Anprall der „schwarzen Biſe“ aus Nord-Ost; da fallen die letzten dürrn Blätter! Das Blut gerinnt in den Adern der wenigen Spaziergänger. Dieser Quai ist wirklich prachtvoll. Nichts fehlt seiner Glorie als ein Steindamm. Aber Stein gibt es hier nicht. Shanghai liegt am Rande einer ungeheuren Alluvialebene der alles Baumaterial abgeht. An vielen Landungsplätzen, den Godowns, ersetzen dormalen noch Bretter und Balken den künftigen Granit, und um in ein Boot oder aus diesem auf die Terra ferma zu gelangen bedarf es gymnastischer Künste.

Brittisch-Shanghai besitzt zwei oder drei Kirchen deren größte, wegen Mangel an Geld, noch keinen Thurm hat. Hinter dem pomphaften Vorhange den die Paläste bilden dehnt sich die englische Stadt von Westen bis an den Defense-Creek aus. Dort weicht das Gefallen am Schönen und Ueberflüssigen den Anforderungen des Nützlichen und Nothwendigen. Man sieht da nichts als Magazine, Nie-

derlagen und Kaufläden, letztere mit allen Erzeugnissen der englischen Industrie reichlich versehen. Man könnte sich in „Drford-Street“ oder am „Strand“ wähnen. In dieser Beziehung erträgt weder Yokohama noch irgend eine europäische Stadt in Asien, Kalkutta und Bombay ausgenommen, den Vergleich mit Shanghai.

In den entlegeneren Gassen des brittischen Settlement haufen chinesische Kaufleute. In ihren Magazinen findet man gleichfalls englische Industrieprodukte, vielleicht von etwas geringerer Gattung, aber zu auffallend niederen Preisen. Der Chineser ist dem europäischen Kaufmann durch die Wohlfeilheit überlegen; mit andern Worten, er begnügt sich mit geringerem Gewinn und verlangt nicht über Nacht reich zu werden, zwei Eigenschaften die, bei sonst gleichen Verhältnissen, ihm im Laufe der Zeit den Sieg über den weißen Konkurrenten sichern müssen. Die Häuser sind numerirt, obgleich die Chinesen den Ziffern Namen vorziehen. So entschieden ist diese Vorliebe daß selbst große englische Häuser ihre Firmen dem Landesgeschmacke angepaßt haben. So nannten sich Dent und Co. „Kostbar und Gefällig“; Jardin und Co. „Ehrlich und Harmonisch“. In den Straßen ein Gemisch von gelben und weißen Männern; nur wenige chinesische Weiber, noch weniger Europäerinnen. Auch in Shanghai, wie in allen Niederlassungen des fernsten Orients, äußert die Abwesen-

heit der Frau ihre traurigen Folgen. Indes seit ein oder zwei Jahren wird dieser kostbare Artikel in größeren Quantitäten eingeführt. Die Handlungskommis reisen mit Urlaub nach Europa und kommen mit Gattinnen zurück. Die Zahl der verheiratheten Leute vermehrt sich. Schon gewahrt man das ersprießliche Wirken der ehrbaren Frau.

Um diese Stunde ist der Bund sehr belebt. Zu Fuß, zu Pferd, zu Schiebkarren zieht man vorüber. Der Schiebkarren ist der irische Kar, nur vereinfacht, denn er hat nur Ein Rad: ein Chinese schiebt ihn. Zwei Personen gewährt er Platz; sie sitzen mit gegeneinander gekehrtem Rücken; die Füße stützen sie auf ein Brettchen. Ich sehe schöne australische und Sappferde, für die sehr hohe Preise gezahlt werden, und kleine gute wohlfeile mongolische Ponies. Seit Kurzem bringen die großen Dampfer der Pacific-Company auch Pferde aus Kalifornien. Die Handelsherren halten schöne Equipagen; jeder Kommiss hat sein Gig oder sein Reitpferd.

Wir gehen immer dem Quai entlang und betreten nun die französische Koncession. Auch hier heißt der Quai Bund; aber das geschäftige Treiben hat an der Grenze der englischen Niederlassung aufgehört. Selbst die Häuser der Residenten halten den Vergleich mit denen der britischen Stadt nicht aus. Um so mehr fällt die Pracht des französischen Konsulates, der großen Kathedrale und

des Gemeindehauses in die Augen. Wie ist hier doch Alles so ganz anders! Dort befindet man sich in einer Faktorei, hier in einer Kolonie. Dort thun die Kaufleute, die Residenten Alles, nicht immer nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plane, oft unter dem Drucke augenblicklicher Bedürfnisse oder vorübergehender Launen, aber sie thun was eben nöthig, und sie thun es selbst und allein. Hier denkt, überlegt, handelt, methodisch und in den bureaukratischen Formen, die Regierung. Die Regierung hat Alles erdacht, angeordnet, ausgeführt. Die Residenten sind Gegenstand der Verwaltung. Widerstand, wenn sie dergleichen versuchen sollten, wird mit Leichtigkeit gebrochen. Es geschah einmal daß der Gemeinderath sich widerhaarig erwies. Sogleich löste ihn der Konsul auf; die Rädelführer in der löblichen Municipalität ließ er einsperren; somit hatte die Sache ihr Ende.

Versteht sich, daß wir auch die chinesische Stadt besuchen. Sie liegt, wie bereits gesagt, im Süden der europäischen Koncessionen, und ist von einer hohen Mauer eingeschlossen. Durch eines ihrer sieben Thore bringen wir in ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen und besehen: den großen Tempel mit seinem Garten der reicher an künstlichen Felsen ist als an Blumen; die den japanischen weit nachstehenden Theehäuser; endlich mehrere theils elegante theils von den unteren Ständen besuchte Speise-

häuser. Drei Dinge haben diese Restaurationen gemein: die verpestete Luft, den Höllenlärm den die Gäste machen, den unbeschreiblichen Schmutz der Aufwärter und Köche. Ich las so viele Beschreibungen von chinesischen Städten daß die erste welche ich besuche für mich nicht einmal den Reiz der Neuheit besitzt. Zur Ehre der Shanghaier und zur Steuer der Wahrheit soll aber doch gesagt sein daß die meisten Reisenden, wie mich dünkt, das Bild was sie von dieser Stadt entwerfen mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten ausschmücken. Uebrigens, was man in manchen Gäßchen und Winkeln zu sehen und zu riechen bekommt ist allerdings arg genug.

Um diese unsympatishen Orte zu verlassen sind wir gezwungen in einem Strome menschlicher Wesen zu steuern, Ellbogenstöße zu empfangen und zu ertheilen, überdies uns noch gewissen Unzukömmlichkeiten auszusetzen die in chinesischen Volkshäufen nie fehlen. Auf einem Plage staut sich die Menge. Die Veranlassung ist ein Taschenspieler. Es gelingt mir durch eine heroische Kraftanstrengung mich neben den zerlumpten Künstler zu stellen. Armer Bursche, er hat offenbar nicht zu Mittag gegessen und, nach den spärlich geernteten Sapfen zu urtheilen, steht ihm kein reichliches Abendbrot bevor. Spitzbüberei, Unverschämtheit und Noth sprechen aus seiner feinen, geistreichen Physionomie. Und doch sind seine Leistungen unglaublich. Ich frage mich

ob dies nicht wirkliche Zauberei ist. Er verschluckte ein halbes Duzend kleiner Tassen von sehr feinem Porzellan; dann nach einigen Minuten gab er sie wieder auf demselben Wege von sich. Ich stand dicht neben ihm, und sah es mit eigenen Augen. Anatomisten und Aerzte werden um Erklärung gebeten. Vor einigen Tagen producirte sein Kamerad dasselbe Kunststück. Er verschlang die Tassen, konnte sie aber nicht wieder ausspeien, und starb unter furchtbaren Schmerzen.

Nun aber, Gott lob, sind wir im Freien. Die Stadt liegt hinter uns, unsere Lungen erweitern sich, wir athmen frei auf, und keine mephitischen Dünste beleidigen unser Geruchsorgan. Weit und breit ist das Land flach, grün, baumlos, einförmig, häßlich. Am Horizont reißt sich eine mehrstöckige Pagode vom bleiernen Himmel ab. Untweit dieses Thurmes, etwa fünf Meilen von Shanghai, liegt in einem schön gehaltenen Garten das alte und berühmte Jesuiten-Kollegium Sü-kia-wei. Im siebenzehnten Jahrhunderte gegründet, während der großen Christenverfolgungen wie alle geistlichen Niederlassungen zerstört, am Schlusse des letzten Krieges der Gesellschaft Jesu wiedergegeben, beim Anrücken der Taeping neuerdings verlassen und wieder bezogen nach der Flucht der letzteren, erstand die große Anstalt verjüngt aus ihrer Asche, und blüht und gedeiht heute mehr als je zuvor. Alle Patres, mit Aus-

nahme des Oberen der ein Italiener und dreier Chinesen, sind Franzosen. Alle tragen die Landestracht und den langen schwarzen Zopf. Die Zöglinge sind meist Söhne christlicher Eltern und alle, ohne Ausnahme, Eingeborene. Im Waisenhause befinden sich die von ihren sehr häufig heidnischen Eltern gebrachten Knaben. Merkwürdig, aber bis jetzt nicht erklärt ist die Thatsache daß seit vorigem Jahre, das heißt seit dem Blutbade von Tien-tsin das im ganzen Reiche ein so ungeheures Aufsehen erregte, die Zahl der den Priestern übergebenen Kinder bedeutend zunahm. Es wurde oft bemerkt daß die Engländer ihre Sitten und Ueberlieferungen allenthalben bewahren und in die fernsten Himmelsstriche tragen. Dasselbe könnte man von den Jesuiten sagen, Ueberall gleichen sich ihre Kollegien. Ein oder zwei Säle; in der Mitte des Hauses ein Korridor; zu beiden Seiten die kleinen aber reinlichen Zellen der Patres, die Schul- und Schlaffsäle der Zöglinge, die Küchen und Refektorien, Alles mit dem Gepräge der Ordnung und Zucht. Hier treiben die Zöglinge klassische Studien, im chinesischen Sinne, und erwerben sogenannte nützliche Kenntnisse. Die Waisen werden zu Handwerkern erzogen. Ein jeder dieser jungen Leute bringt, wenn er in seine Familie zurückkehrt, die Reime der Civilisation mit sich. Alle, Patres und Zöglinge, sehen gesund und heiter aus. Bevor wir scheiden, will uns der Superior eine mu-

fikalische Vorstellung zum Besten geben. Unter der Leitung eines chinesischen Pater spielen die Zöglinge eine Haydnische Symphonie. Der hochwürdige Direktor des Orchesters steckt eine riesige Brille auf die Nase und ergreift den Taktstab; die jungen Virtuosen heften ihre kleinen geschlitzten Augen auf die Noten und exekutiren, im Schweiß ihres Angesichts aber gar nicht übel, eine der herrlichsten Schöpfungen des großen Meisters. Haydn in China, von Chinesen vorgetragen! Wir alle konnten uns einer gewissen Rührung nicht erwehren.

Die Mission zählt ungefähr achtzig Priester, deren Mehrzahl in den verschiedenen „Christenheiten“ (um mich des üblichen Ausdruckes zu bedienen) der Provinzen Kiangsu und Ngan-hwei zerstreut ist. Zweimal im Jahre versammeln sie sich hier um Exercitien zu machen und einige Tage der Erholung, dem Gedanken-Austausche und dem Genuße der mäßigen Bequemlichkeiten zu widmen die das Kolleg zu bieten vermag. Es sind glückliche Stunden im Dasein dieser opferwilligen Männer deren Leben eine Kette von Arbeit, Gefahr und Entbehrung ist.

Wenige Schritte von Sü-kia-wei befinden sich eine Erziehungsanstalt und ein Orphelinat für Mädchen, beide von Klosterfrauen geleitet.*) Die Vorgesetzte, eine junge

*) Von der Société des religieuses auxiliatrices des âmes du purgatoire. Die Gründerin ist Fräulein Eugenie von Smet

Frau von angenehmem Aeußern, mit einem sanften und geistreichen Gesicht, empfängt uns mit der ungezwungenen Anmuth einer vornehmen Dame. Sie spricht ein Französisch wie man es im Faubourg St. Germain hört, aus dem sie eben gekommen scheint, um sich in dieser Einöde zu begraben, um hier ihre schönsten Jahre, ihre Gesundheit, wahrscheinlich das Leben den schweren Pflichten ihres Berufes zu opfern. Sie zeigt uns die ganze Anstalt, und als ausnahmsweise Gunst, auch das den Männern unzugängliche Pensionat. Wir treten in einen großen Hof umgeben von kleinen Zimmern in welchen die Mädchen, von fünf bis sechszehn Jahren, in Altersgruppen getheilt, einen ihren künftigen Verhältnissen entsprechenden Unterricht erhalten. Sie haben Alle ein gesundes Aussehen, sind sehr rein gehalten und einfach aber anständig gekleidet. Keine schien mir hübsch zu sein, aber vielleicht bin ich noch zu wenig an Menschen und Dinge in China gewöhnt um die weibliche Schönheit nach landesüblichen Begriffen zu beurtheilen. Die jungen Personen fühlten offenbar die größte Lust die in diesen Räumen seltenen Vögel, Europäer die keine Patres sind, zu betrachten, aber sie fügten sich der Regel welche in Gegenwart der Vorgesetz-

oder, nach ihrem Klostersnamen, Marie de la Providence, geb. zu Lille 1825, gestorben in Paris 1871.

ten verdoppelten Eifer vorschreibt. So entwickeln sie denn die größte Lernbegier; die einen, ein Buch in der Hand, wiederholen ihre Lektion mit lauter Stimme, andere sind mit Nadelarbeit beschäftigt; einige, bereits Meisterinnen in dieser Kunst, sitzen am Stickrahmen.

Wir werden nun in das Orphelinat geführt, den Zufluchtsort neugeborener Kinder die entweder von ihrer Familie den Klosterfrauen gebracht oder auf offener Straße aufgelesen wurden. Diese armen Geschöpfe, alle Mädchen, kleine Bündel von Haut und Knochen, kaum noch athmend, meist schon an schmutzigen Krankheiten leidend, mit Wunden und Ausatz bedeckt, werden getauft, gewaschen, verbunden, gepflegt, wenn sie mit dem Leben davonkommen, im Hause erzogen, später mit Christen verheirathet oder in christlichen Familien als Mägde untergebracht. Wir treten in einen der Säle. Er ist geräumig, hoch, sehr rein gehalten, und gut gelüftet. Längs den Wänden stehen Wiegen. Eine jede enthält zwei Kinder die einander gegenüber liegen. Ueber sie geneigt sind Klosterfrauen mit ihrer Pflege beschäftigt. Welch seltsamer, Welch wundervoller Umschwung in dem nur nach Stunden zählenden Dasein dieser kleinen Wesen! Am Rande des Grabes geboren, lagen sie noch gestern auf einem Misthaufen, einer langsamen Agonie ausgesetzt oder den Schweinen als Futter preisgegeben. Heute haben sie Mütter gefun-

den, die von den Enden der Welt zu ihrer Rettung herbeigeist sind.

Frankreich ist reich: es vermag seinen Ruhm, seine Ideen, seine Launen zu bezahlen, zuweilen seine Verirrungen und Fehler. Seit Ludwig XIV. wollte es in allen Theilen der Welt die Nationen erstaunen durch den Glanz seiner Größe. Die Verwirklichung dieser Absicht kostet dem Lande, im Verhältniß zu den geringen materiellen Interessen die es in den fernen Landen zu vertreten hat, sehr bedeutende Opfer. Aber diese Rücksicht wurde nie in Anschlag gebracht. Frankreich hat sich die Aufgabe gestellt seine Religionsgenossen unter allen Himmelsstrichen zu beschützen. Untersuchen wir nicht ob hier immer nur rein religiöse Triebfedern wirken. Das Ergebnis, wer wollte dies leugnen?, ist ein der Menschheit geleisteter Dienst.

Im Reiche der Ideen besitzen die Franzosen mehr Expansivkraft als irgend ein andres Volk. Viel Gutes und sehr viel Uebles wirkend, verbreiteten sie in der gesitteten Welt ihre Ideen, ihren Geschmack, ja selbst ihre Moden. Aber keine Nation ist weniger geneigt körperlich den Ort zu wechseln. Die französischen Auswanderer sind überall die wenigst zahlreichen und gehören, ehrenvolle Ausnahmen zugegeben, nicht immer zu den Auserwählten ihres Stammes. Frankreich bietet allen seinen Söhnen Raum

und Mittel um sich zu ernähren, um zum Wohlstand selbst zu Reichthum zu gelangen; es eröffnet ihnen die höchsten Stellungen in der Gesellschaft und im Staat. Wer Frankreich verläßt findet selten in der Ferne das Glück das er in der Heimath zu suchen verschmäht hat. Aber neben diesen Auswandern die nicht immer große Erfolge erringen gibt es andere. Diese, im Dunkeln lebend und wirkend, umgeben sich und ihr fernes Vaterland mit dem strahlenden Glanze unvergänglichen Ruhms. Wo man in China, über einem Konsulatsgebäude, die französische Fahne wehen sieht, wird man immer in nächster Nähe eine Kirche gewahren, ein Kloster, eine Schule, ein Spital. Dort erschließen sich die Geister dem Lichte der Civilisation, die Herzen den Wahrheiten des Glaubens, dort werden Seelen und Leiber geheilt, die apostolischen Tugenden der Nächstenliebe und der Entsagung geübt. Alle Missionäre und alle Nonnen sind nicht Franzosen; auch Italien, Spanien und Belgien liefern ihren Antheil; aber die große Mehrzahl dieser christlichen Helden gehört Frankreich an, und Frankreich deckt sie mit seinem gewaltigen Schutze.

Unweit der Mündung des Yang-tse-kiang, an den Ufern eines tiefen, für die größten Schiffe fahrbaren Flusses erbaut, war Shanghai, seit undenklicher Zeit, der natür-

liche Hafen von Suchow, dieser reichen und blühenden Stadt welche, an dem großen Kanal und im Mittelpunkte eines Netzes von schiffbaren Wassern gelegen, für das Haupttemporium von Nord-China gilt. Kanäle und kleine natürliche Wasserzüge verbinden beide Städte. Eine Entfernung von nur neunzig Meilen trennt sie. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten Agenten der ostindischen Kompagnie die Errichtung einer Faktorei in Shanghai empfohlen, ein Gedanke der sich erst neunzig Jahre später verwirklichen sollte. Nach Abschluß des ersten Krieges, in Gemäßheit des Nanfingener Vertrages*), faßten die Engländer Fuß in dieser Stadt. Schon die Geburt des neuen Settlement war eine schwierige gewesen. Auch die erste Entwicklung des Kindes ging langsam von statten; man fragte sich sogar ob es überhaupt lebensfähig sei. Das Klima galt für ungesund und war es in der That, denn der Boden dieser unermesslichen von angeschwemmtem Erdreich gebildeten Ebene welche die Provinz Kiang-su ist erhebt sich kaum über den Wasserspiegel des Stromes. Steine und Holz fehlten. Der Boden war sumpfig; einige Fuß unter der Oberfläche stieß man auf Wasser. Man mußte also auf Pfählen bauen und die Steine aus der Ferne kommen lassen. Nur mühselig fristete die neue

*) 1842.

Ansiedlung ihr Dasein während der ersten zehn Jahre. Da geschah es daß, unerwartet, der Seidenhandel mit Einem Male bedeutenden Aufschwung nahm. Auch kamen andere Fremde. Die französische Regierung und die nordamerikanische suchten und erlangten das Zugeständniß (daher der Name „Koncession“) Niederlassungen zu gründen. Die Chinesen verkauften mit Vergnügen zu Spottpreisen ihre außerhalb der Stadt liegenden Gärten und Felder. Auf diesen Grundstücken stehen heute die Prachtbauten des europäischen Shanghai.

Mit großen Opfern überwand man die Hindernisse welche aus der Beschaffenheit des Bodens entsprangen. Durch kostspielige Arbeiten gelang es die nachtheiligen Wirkungen des Klimas zu vermindern. Weissen galt es beinahe auf die Länge für tödtlich. Heute sind die Sumpffieber fast ganz verschwunden, bald wird Shanghai, wie Hr. Medhurst voraussagt, eine der gesündesten Städte in China sein.

Schwierigkeiten anderer Art bot die innere Organisation der Faktorei. Da mußten die Empfindlichkeit der kaiserlichen Behörden, die Vorurtheile des chinesischen Volkes, die nationalen Eifersüchteien zwischen den englischen, französischen, amerikanischen Residenten geschont werden; man mußte sehr große Ansprüche erheben an ihre autonomen Instinkte. Man weiß wie tief diese im Herzen des Anglo-

sachsen wurzeln, wie wenig sie sich im Franzosen entwickelt haben. Zuerst wollte man eine einzige kosmopolitische Niederlassung gründen. Der Plan scheiterte an dem, wie ich glaube gerechtfertigten Widerstreben der französischen Regierung. Nach langem Zaudern stimmten die Amerikaner für gänzlichcs Aufgehen ihrer Koncession in der englischen. Sir Rutherford, damals M. Alcock, brittischer General-Konsul in Shanghai, später Gesandter in Japan, und neuerlich in China, ist der Verfasser einer Gemeinde-Verfassung*) die, unlängst in etwas liberalem Geiste abgeändert, noch heute in den anglo-amerikanischen Faktorein zu Rechte besteht, aber für die französische Koncession einer tiefgreifenden Umgestaltung unterzogen ward.

In China ist der Kaiser der Besitzer des Bodens wer immer Grundstücke erwirbt ist in den Augen des chinesischen Gesetzes nur Nutznießer. Er wurde es kraft eines Miethvertrages auf ewige Zeiten gegen eine der Regierung zu entrichtende, nominelle Abgabe. Unter diesen Bedingungen können auch die Unterthanen der Vertragsmächte (seit her überhaupt alle Fremden), innerhalb der „Koncession“ und außerhalb derselben im Umkreise einiger Meilen, Grund und Boden erwerben. Die Kaufverträge zwischen Chinesen

*) S. Näheres in: The treaty Ports of China and Japan, von Meyers, Dennys und King. Hongkong 1867, und in den englischen Parlamentspapieren.

und Fremden werden am Konsulat der europäischen Käufer niedergelegt. Der Konsul stellt eine Bestätigung aus welche, vom Tao-tai (Gouverneur, wörtlich Kreishauptmann) legalisirt, als officieller Besitztitel gilt.

In der anglo-amerikanischen Koncession ist die Thätigkeit der Konsuln, die richterliche ausgenommen, der Municipalität gegenüber eine rein negative. Der Konsul hat nur darüber zu wachen daß der Gemeinderath sich keiner Verletzung der Tientsiner Verträge schuldig mache. Die Summa Rerum liegt in den Händen des Gemeinderathes. Dieser besteht aus einem Präsidenten und sechs Rätthen welche alljährlich von den angeesehenen Bürgern und einigen andern Wahlberechtigten gewählt werden. Dieser seinen Wählern verantwortliche Rath erhebt, vertheilt, verwendet die Auflagen, sorgt für Bau und Unterhalt der Landungs- und Ladungsplätze, wirbt und besoldet die Polizeitruppen deren Aufgabe, außer den Pflichten der Medilität, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ist. Siebzig Mann, sämmtlich ausgediente Londoner-Policemen, lösen sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch die Officiere dieses Korps und sämmtliche Civilbeamte werden vom Gemeinderath ernannt. Heute zählt die chinesische Bevölkerung der anglo-amerikanischen Koncession über siebenzigtausend Köpfe, und dennoch herrscht dort die vollkommenste Sicherheit.

Die Justizpflege wird für die brittische Unterthanen in erster Instanz vom Consul, in zweiter und letzter durch den obersten Gerichtshof in Shanghai geübt. Die andern Residenten stehen unter der Gerichtsbarkeit ihrer Consuln. Alle Verwaltungs- und andere Kosten fallen der Gemeinde zur Last. Die englische, so wie die amerikanische Regierung leisten keinen Beitrag.

Auch die schwierige und heikle Frage der Beziehungen zwischen den Residenten und den (chinesischen) Lokalbehörden so wie das Einschreiten der letzteren in Civilprozeßsachen zwischen Fremden und Chinesen, und in Kriminalfällen in welche Ausländer und Eingeborene verwickelt sind — auch alle diese heiklen Fragen wurden, nicht ohne Schwierigkeit, zur allgemeinen Befriedigung gelöst.

Dies ist, kurz gesagt, die Verfassung des anglo-amerikanischen, jetzt kosmopolitisch gewordenen Settlement. Ganz anders ist die Municipalität der französischen Concession eingerichtet.*) Laut des Statuts besteht der Municipalkörper aus dem Consul und acht Municipalrathen, vier Franzosen und vier Fremden; die einen wie die andern gehen aus einer Wahlversammlung hervor; der Consul entwirft und revidirt die Liste der Wähler. Der Consul schreibt die Wahlen aus; er versammelt den Municipal-

*) Das Statut wurde erst 1868 publicirt.

rath; er führt den Vorsitz, er hat das Recht die Sitzungen zu vertagen, ist jedoch verpflichtet hierüber nachträglich an den Gesandten in Peking zu berichten; dieser referirt wenn es ihm nöthig scheint an das Ministerium des Aeußern in Paris. Der Municipalrath beräth und beschließt über das Budget der städtischen Auslagen, Erhebung und Vertheilung der Steuern, über öffentliche Bauten und jeden andern Gegenstand welchen der Consul für gut findet seiner Berathung zu unterziehen. Die Beschlüsse des Municipalkörpers bedürfen um in Kraft zu treten der Bestätigung des Consuls. Dieser hat das Recht, in Erwartung der Zustimmung des Gesandten in Peking, Beschlüssen des Rathes über öffentliche Bauten und Sanitätsmaßregeln seine Zustimmung zu verweigern. Der Rath ernennt zu allen Stadt-Ämtern, jedoch auch hiebei ist die Zustimmung des Consuls erforderlich. Ihm steht das Recht zu städtische Beamte zu suspendiren und abzusetzen. Der Consul ist allein berufen für die öffentliche Ruhe zu sorgen. Die Polizeitruppe wird vom Municipalrath bezahlt, aber vom Consul befehligt. Er ernennt, suspendirt, und entsetzt ihre Officiere und sämtliche Polizeiagenten.

Diese, von der englischen so grundsätzlich verschiedene, Organisation entspricht den gegebenen Zuständen, aber sie macht aus der französischen Concession eine von dem

Konsul regierte Kolonie, während die englische Niederlassung, wo wie man sah der Konsul nur eine negative Kontrolle übt, von ihren eigenen Kräften und durch sich selbst lebt.

Die Früchte welche das englische System trug übertrafen die kühnsten Erwartungen. Man betrachte diese Stadt von Palästen; man zähle wenn man kann, die Masten die ihren Hafen in einen Wald verwandeln; man sehe diese Leviathane des Dampfes den Fluß herauf- und hinabziehen; man lese in den Zolltabellen das Facit dieses Verkehrs, und man wird sich übermannt fühlen von Bewunderung für die frische pulsirende Lebenskraft der jugendlichen Beherrscherin des Yang-tse-kiang, der Königin des Gelben Meeres; man wird erkennen wie fest gewebt das Band ist welches Europa, Amerika, Australien fortan mit dem Reiche der Mitte verknüpft. Und wer hat diese Wunder gewirkt? Eine Hand voll kühner thatenlustiger Männer! Die Regierung, dies ist wahr, brach mit ihren Kanonen die Bahn; dann aber erstiegen diese Männer die Bresche, setzten sich in ihr fest. Wer wird sie vertreiben?

Diese großen Kaufherren, die Merchant-Princes der frühern Tage, der early days, waren merkwürdige Männer. Finanzielle Stürme haben ihre Reihen gelichtet; andere zogen sich von den Geschäften zurück und leben in

England. Nur vier Häuser dieses Ranges bestehen noch heute: Jardine, Ruffel, Herd und Gib-Livingston.

Während meines kurzen Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit die Finanzgrößen kennen zu lernen, und ich muß sagen daß ich in ihnen Männer fand die mit der vollendetsten Kenntniß ihres Faches die angenehmsten Formen des Umganges vereinigen. Es ist über die Kaufleute im fernem Osten viel Nachtheiliges geschrieben und gesagt worden, aber unparteiische Beurtheiler welche sie genau kennen geben ihrer Ehrenhaftigkeit das günstigste Zeugniß. Ein schwacher Punkt bleibt immer der Opiumhandel der zwar heute erlaubt und daher nicht gesetzwidrig, aber in meinen Augen darum nicht minder unmoralisch ist, da er ein Gift verbreitet dessen furchtbar verderbliche Folgen von Niemandem geleugnet werden, selbst nicht von den bei diesem Handelszweige Betheiligten. Sie stellen höchstens der Vergiftung durch Opium die Verheerungen entgegen die der Branntwein in Europa anrichtet; sie behaupten daß Opiumrauchen nur durch Uebermaß schädlich sei, und erinnern an die steigende Opiumkultur im westlichen China; alle Schuld sei also, sagen sie, den Engländern doch nicht zuzuschreiben. Diese Beweisführung scheint mir sehr schwach. Der wahre Grund des Uebels ist wohl bekannt, wird aber nicht gerne eingestanden: es liegt in der Thatfache daß, aus staatswirthschaftlichen und politischen Gründen,

die indische Regierung den Mohnbau und die Erzeugung von Opium nicht zu untersagen vermag.

San Francisco und Melbourne sind wie Shanghai die Schöpfung von Individuen und nicht der Regierungen; aber die Hauptstädte von Kalifornien und Viktoria entstanden und wuchsen auf vaterländischem Boden. Shanghai ist eine exotische Pflanze die in freier Luft, allen Winden ausgesetzt, ohne den Schutz des Treibhauses, ohne die Pflege des Gärtners, sich selbst überlassen emportreibt, von ihrem eigenen Saft lebt, mit eigener Kraft dem Boden die nöthige Nahrung entzieht. Sein kurzes Dasein, es zählt nicht dreißig Jahre, ist eine Reihe von Anstrengungen, Kämpfen und Prüfungen, von Thorheiten und Verirrungen, alsbald gut gemacht durch neue Kraftentwicklung und gelohnt durch neue Erfolge. Wie Herkules erstickte Shanghai die Schlange der Rebellion in der Wiege. Aufständisches Gesindel aus der Umgebung, die allgemeine Unordnung benutzend welche in Folge der Tae-ping-Rebellion entstanden war, drang in die chinesische Stadt und behauptete sich dort während anderthalb Jahren. Der Anwesenheit einiger Kriegsschiffe und der einschüchternden Haltung der Residenten verdankten die Faktoreien von den Räubern unbesucht zu bleiben. Damals geschah es zum ersten Male daß wohlhabende chinesische Familien in den Koncessionen eine Zufluchtsstätte suchten.

Allmählig gewöhnten sie sich an das Zusammenleben mit den „fremden Teufeln“. Dennoch kehrten sie nach dem Abzug der Aufständigen in ihre Heimath zurück. Aber bald erschienen neue Haufen von Rebellen. Man weiß was in China Rebellion sagen will: Brand, Massenmord, dann Seuchen und Hungersnoth. Die große Provinz Kiang-su erlitt dies Loos. Tausende und Tausende von Quadratmeilen wurden verwüstet. Als Suchow*) von den Tae-ping erobert und in einen Schutthaufen verwandelt worden, flüchteten Hunderttausende von Chinesen nach Shanghai. Einige englische Truppen, die in Eile bewaffneten Residenten, und die Marinesoldaten der anglo-französischen Geschwader stauten die hochgehenden Wogen der Rebellion. Dieser Kampf, reich an Wechselfällen, an Jammer und Freuden, an wechselnden Gemüthsbewegungen, umfaßt ungesähr vier Jahre**) und bildet eine phantastische, in der That eine der merkwürdigsten Episoden, die die Weltgeschichte je in ihre Blätter schrieb. Die Insurgenten hatten ihr Lager am jenseitigen Ufer des Suchow-Creek aufgeschlagen, kaum eine englische Meile von dem Mittelpunkte der brittischen Stadt und, noch einmal, Insurgenten sind in China gleichbedeutend mit entmenschten

*) Mai 1860.

**) Von 1860 bis 1864.

Scheusalen. Jede Nacht hatte man das entsetzliche Schauspiel brennender Nachbarhäuser vor Augen; aber zugleich war dies für das europäische Shanghai eine Zeit der ausgelassensten Spekulation, des riesigsten Schwindels, der fabelhaftesten Gewinne, des wahnwitzigsten Schlaraffenlebens. Es wurde gesagt, daß die chinesischen Flüchtlinge nach Hunderttausenden zählten. Sie mußten bewohnt werden. Da erwachte die Bauspekulation. Ganze Stadtviertel deren Häuser für eingeborene Miethsleute berechnet waren, entstanden wie durch Zauberei. Die Kapitalisten lieferten die Fonds; wer kein Geld hatte baute mit geborgtem, aber Alle: Kommiss, Kompradoren, Diener, Lastträger, stürzten sich in die Spekulation, und Alle gewannen. Shanghai schwamm im Gelde. Jenseits des Defense-Creek Millionen menschlicher Wesen im tiefsten Elende, der Tod in seiner scheußlichsten Gestalt; hier, zu Wasser, der Fluß mehr als je bedeckt mit Djonken, europäischen Rauffahrern und Kriegsschiffen der Seemächte; zu Lande, am Bund und in den Häusern der Residenten, der Luxus des Emporkömmlings, doppelt widerlich im Angesichte namenloser Drangsale.

Aber der Anblick so vieler Pracht neben so vielem Elende, die wilden Orgien der reichen Prasser in der Stadt neben den grauenhaften Vorgängen jenseits des Baches der die Grenze macht, erschöpfte die Geduld und

erregte den Zorn des immer neidischen und oft ironischen Schicksals. Das über China hereingebrochene Unglück war für die Engländer in Shanghai eine Quelle des Glückes geworden. Ein Sohn ihrer Nation wurde, indem er seinen Namen mit goldenen Buchstaben in die chinesischen Annalen schrieb, das Werkzeug ihrer Züchtigung.

Auf der ganzen Linie waren die kaiserlichen Armeen den Rebellen unterlegen. Die englischen und einige französische Streitkräfte reichten kaum hin um die europäischen Koncessionen von Shanghai und die chinesische Stadt zu schützen. Später gelang es ihnen die Umgegend, etwa dreißig Meilen im Umkreise, zu reinigen. Weiter in das Innere vorzudringen, um die Provinz Kiang-su von der Geißel der Rebellion zu befreien, waren sie an Zahl zu schwach. Mittlerweile hatte ein amerikanischer Abenteurer aus den verrufensten Rowdies die sich in den chinesischen Häfen herumtrieben und aus einigen tausend Kuli die nach ihm genannte Ward-force gebildet, und mit dieser Bande wirklich einige Dienste geleistet. Nach seinem Tode ging der Befehl an einen gewissen Burgebin über. Der Mann vereinigte mit der Tollkühnheit und den sonstigen Eigenschaften auch alle Laster seines Berufes: er war das Urbild des Condottiere der gemeinsten Art. Im Uebrigen ein Ungeheuer. Aus dem chinesischen Dienst schimpflich entlassen, ging er zum Feinde, den Tae-ping über, gerieth

bald in Streit mit ihren Anführern, die ihn, in einen Käfig eingesperrt, von Stadt zu Stadt schickten. Auf einer dieser Rundreisen fiel der Käfig in einen Fluß und der Mann ertrank. Um jene Zeit kam aus England für die brittischen Officiere die Ermächtigung zeitweilig in chinesische Dienste zu treten. Major Charles Robert Gordon von den Royal Engineers, ein junger Mann, übernahm den Befehl über die Trümmer der ehemaligen Ward-force, organisirte sie von Neuem, brachte sie auf sechstausend Mann, verwandelte sie in eine treffliche Truppe, erweckte in ihr den militärischen Geist, führte sie von Sieg zu Sieg, vertrieb oder vernichtete die Rebellen, rettete und befriedigte binnen Jahresfrist die ungeheure Provinz.

Die, mehr oder minder enge, Einschließung Schanghai's hatte an drei Jahre gedauert. Man hoffte daß bei Weitem die Mehrzahl der chinesischen Einwanderer sich in den Concessionen bleibend niederlassen würden. Sie hatten ihre Familien mit sich gebracht und verdienten, Dank dem Verkehr mit den Ausländern, mit Leichtigkeit ihr Leben. Die reichen und wohlhabenden Leute unter ihnen, sagte man sich, finden Geschmack an den Wohlthaten der Civilisation; sie haben sich an europäische Lebensgenüsse gewöhnt. Auch sie werden bleiben. Es war eine Täuschung, eine in ihren Wirkungen furchtbare Täuschung!

Am Tage an dem man die Einnahme*) von Suchow erfuhr, eine der glänzendsten Waffenthaten Gordon's, begannen die Chinesen einzupacken. Die Vornehmeren und Reichen brachen, die ersten, nach ihren verwüsteten Wohnsitzen auf; die Masse ihrer Landsleute folgte ihnen. Binnen zwei Jahren fiel die chinesische Bevölkerung der Koncession von dritthalbhunderttausend Seelen auf fünfundsechzigtausend.***) Alle diese für gelbe Miether erbauten

*) November 1863.

**) Sie hat sich seither wieder etwas gehoben. Hier folgen einige aus officiellen Erhebungen geschöpfte Zahlen:

Anglo-amerikanische Koncession	1862—1863	1865	1869
Chinesen	250,000	90,500	86,500
Fremde	3000	5130	7200
Französische Koncession			
Chinesen	80,000	55,500	32,000
Fremde (Franzosen)	300	300	300

die Zahl 7500 begreift, außer den Residenten, die bewegliche Bevölkerung, die Bemannung der Schiffe u. s. f. Seit 1869 hat sich letztere vermindert, nach Maßgabe des geringeren Tonnengehaltes der Schiffe, eine Folge des Ueberhandnehmens der Dampfschiffahrt. Gegenwärtig beträgt die fremde Bevölkerung der drei Koncessionen nicht über 6200 Seelen und zwar

Engländer	3200
Amerikaner	1300
Deutsche	700
Franzosen	400
Angehörige aller andern Nationen	600
Chinesen (in der Koncession)	100,000
und in der chinesischen Stadt und Vorstädten	125,000

Häuser leerten sich. Die Bauplätze hatte man für wahn- sinnige Preise erstanden; jetzt waren sie plötzlich werthlos geworden. Fast alle Bauten waren mit geborgtem Gelde ausgeführt, daher ein furchtbarer Krach und noch größere Bestürzung. Einen Augenblick hielt man die Niederlassung für rettungslos verloren. Aber wenn Ungetwitter das Land verheeren, so reinigen sie die Luft. Shanghai ging aus dieser Prüfung verwundet hervor, augenblicklich ver- armt, aber durch die eigenen Fehler gewitzigt, wie neu geboren, und zur Einsicht gelangt daß, aus Gründen die ich sogleich besprechen werde, die Zeit des fabelhaften Ge- winnes, der rasch erworbenen fürstlichen Vermögen un- wiederbringlich und für immer vorüber sei.

Um Shanghai zu begreifen muß man den Handel in allen geöffneten chinesischen Häfen in das Auge fassen und man kann sich von diesem kein richtiges Bild machen, ohne die kommerzielle Bewegung von Shanghai zu ken- nen; denn diese Stadt ist die Königin, die Metropole des europäischen Handelsverkehrs mit dem Reiche der Mitte.

Es wurde bereits hervorgehoben daß Shanghai sein Glück und die Bedingungen seines Daseins seiner geogra- phischen Lage verdankt. Nahe bei Suchow gelegen, dem Stapelorte mehrerer Provinzen; unweit vom Jang-tse-kiang, der Heerstraße nach den Seidendistrikten; unweit vom Meere, der Straße die überallhin, die hauptsächlich nach England

führt, ist Shanghai die größte Niederlage der in China verbrauchten englischen Artikel. Es versendet sie nach den Centralprovinzen des Reiches über Suchow; nach Peking und in die nördlichen Provinzen über Tien-tsin, und es konkurriert, unwillkürlich, mit dem europäischen Handel im Süden, das heißt mit Hongkong welches es bereits weit überflügelt hat, mit Kanton das nur mehr ein Schatten seiner ehemaligen Größe ist, mit Makao das, eingeschlummert unter seinem milden Himmel, nur mehr von seinen heroischen Erinnerungen zehrt, von seinem Kulihandel und Spielhöllen lebt.

Bisher übte Shanghai das Monopol des Verkehrs am Yang-tse-kiang. Noch ist und immer wird es sein Hauptstapelplatz bleiben. Aber seit der Eröffnung der Häfen von Hankow, Chinkiang und Kinkiang, macht sich eine kleine Verminderung in seiner Theeausfuhr bemerkbar. Dies rührt davon her daß die erste dieser drei jungen Faktoreien, das im Inneren, siebenhundert Meilen weit vom Ausflusse des Stromes gelegene Hankow, bereits begonnen hat, unmittelbar nach London, Odessa und, sogar, nach Melbourne auszuführen. Immer noch wird, als allgemeine Übung, der in den Provinzen Kiangsi und Hupeh erzeugte Thee durch die den Yang-tse-kiang befahrenden amerikanischen Steamer hieher gebracht, hier verkauft, und von hier aus nach Europa und Amerika reex-

portirt. Auch die Eröffnung der kleinen Trade-Ports an der Küste hat auf den Markt von Shanghai beeinträchtigend gewirkt, allerdings nur in einem sehr geringen Maß. Bedeutenden Nachtheil wird ihm diese Konkurrenz nicht zufügen. Die Shanghai intwohnende Kraft bleibt ungeschwächt. Werfen wir, um dies klar zu machen, einen Blick auf den Umschwung, den der europäische Handel während der letzten Jahre erlitten hat.)*

Die Zeiten der großen Glücksfälle sind vorüber. Damals wurden kolossale Vermögen eben so rasch gemacht als verloren. Die Spekulation war eigentlich nur ein Spiel mit unbekanntem Elementen. Geniale Köpfe „errie-

*) Ich schöpfe hier aus den von mir in Shanghai, Che-fu, Taku, Tien-tsin, Peking, Hongkong, Kanton und Makao gesammelten Auskünften. Ziffern gebe ich geflissentlich keine. Wer sich für diesen Gegenstand interessirt, wird sie in den englischen Parlamentspapieren, und in den von Herrn Hart in Shanghai veröffentlichten reports on trade finden. Ich benutze diese Gelegenheit um den Herren die mir so freundlich entgegen kamen und mir die erbetenen Aufschlüsse so bereitwillig ertheilten meinen Dank abzustatten. Ich erwähne namentlich: die Konsuln in den von mir besuchten Häfen, Herrn Hart General-Inspektor, Herrn Hannon Kommissär (in Tien-tsin) der chinesischen Zollämter, endlich Herrn Charles Winchester ehemaliger Konsul in Shanghai. Ich brauche wohl kaum zu bemerken daß die von mir gebrachten Angaben für die am chinesischen Handel theilhaftigen Kaufleute nichts Neues enthalten können. Aber für den allgemeinen Leser dürften sie von Interesse sein.

then“ die Bedürfnisse des chinesischen Marktes, und verwirklichten zuweilen, bloß vom Instinkt geleitet, ungeheure Gewinne. Andere, eben so kühn aber nicht eben so glücklich, gingen gleich bei ihrem ersten Auftreten zu Grunde, und verschwanden. Konkurrenz gab es fast keine. Durch ihre Kapitalkraft entfernten einige sehr wenige große Häuser die kleinen Mitbewerber. Thatsächlich besaßen sie das Monopol des chinesischen Handels. Untereinander bekämpften sie sich in aller Weise. Jedermann hat von den prachtvollen, raschsegelnden Dampfern der Häuser Jardine und Russell gehört. Sie gingen regelmäßig nach Singapore um dort die letzten Notirungen aus London zu übernehmen und, Dank ihrer außerordentlichen Schnelligkeit, vor Eintreffen des Postschiffes nach Shanghai zu bringen. Einige Tage, einige Stunden Vorsprung genügten. Seit her haben die P. und D. und die französischen Messageries ihren Dienst verbessert; ganz neuerlich ward die telegraphische Verbindung mit Europa hergestellt. Somit entfiel dies Spekulationsmittel; es verdient aber erwähnt zu werden weil es auf die seltsamen Uebungen jener Zeit ein helles Licht wirft.

Heute kommen zwei neue Elemente in Betracht: die seither erworbene vollkommene Kenntniß der Bedürfnisse und des Geschmacks der Chinesen und die steigende Konkurrenz die nicht nur durch immer zuströmende Europäer,

sondern auch durch eingeborene Kaufleute geübt wird. Hieraus entsteht nun Folgendes: zunächst, der Instinkt hat seinen Wirkungskreis verloren. Man erräth nicht mehr, man weiß. Also keine Spekulationen in das Blaue, kein Hazardspiel mehr, kein fabelhafter Gewinn! Niemand wird mehr in Einem Tage reich. Man ist solider, vorsichtiger, vernünftiger geworden. Heute wird der Handel in China getrieben, wie in London oder Liverpool. Man kann reich werden, aber nur allmählig und im Schweiße seines Angesichtes. Die Konkurrenz ist möglich geworden seit, in Folge der Bervielfältigung der Banken, sich Jedermann der die nöthige Sicherheit gibt baares Geld verschaffen kann. Mit andern Worten, die Banken haben das Monopol der Merchant-Princes vernichtet.

Unter den neuen Mitbewerbern zählen die Deutschen und Chinesen. Wie in Japan, wie in den nordamerikanischen Pacifikstaaten, wie überall wo sie sich zeigen, übertreffen die Deutschen die Anglosachsen durch ihre Frugalität, die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Art sich mit geringem Gewinn zu begnügen. Alle diese Eigenschaften besitzt auch der Chinese, nur in weit höherem Grade. Noch vor Kurzem wurden die von englischen Häusern expedirten, auf englischen Schiffen gebrachten, an englische Großhändler consignirten englischen Waaren durch englische Kleinhändler in Shanghai und in den kleinen Häfen an einge-

borene Kaufleute verkauft, welche letztere die Waare im Inneren verbreiteten. Bevor der Artikel an den Konsumenten gelangte hatte er durch drei Hände zu gehen. Heute kaufen die Chinesen in den Trade-Ports die Waaren deren sie bedürfen bei dem Importeur selbst und verkaufen sie sodann dem Konsumenten. Daher ein großer Ausfall in dem Gewinn der englischen Häuser in Shanghai und Hongkong, aber, unmittelbar, ein Vortheil für die brittische Industrie und die brittische Schifffahrt im Allgemeinen, aus dem Grunde weil die fremden Erzeugnisse nur mehr durch zwei Hände gehen, daher zu geringeren Preisen, und eben deshalb in größerer Menge Absatz finden.

Noch andere Umstände erklären das Sinken, nicht des Handels im Allgemeinen der im Gegentheile zunimmt, sondern des Ergebnisses der Handelsthätigkeit der in China angesiedelten Kaufleute. Hieher gehört die Eröffnung der kleinen Häfen und die Errichtung einer Faktorei in einem jeden derselben. Natürlich ziehen sie einen Theil des früher in Shanghai und Hongkong konzentrirten Handels an sich. Die Eröffnung des Yang-tse-kiang für die fremde Schifffahrt vermindert, wie bereits gesagt, allerdings in sehr geringem Maße, die Bedeutsamkeit Shanghai's als Theeniederlage, weil die an den Ufern des blauen Stromes neugegründeten drei Faktoreien den Thee

direkt ausführen. Auch die schwarzen Theesorten die im Hunan und im Hupeh erzeugt werden und früher über Kanton nach Europa gingen, nehmen jetzt den kürzeren Weg über Hankow und den Yang-tse-kiang herab. Ein Blick auf die Karte genügt um die große Tragweite der Niederlassung der Barbaren an den Ostküsten und am unteren Yang-tse-kiang augenscheinlich zu machen. Die entlegensten Theile des ungeheuren Reiches fühlen bereits den Rückschlag.

Fassen wir die Handelsgeschichte der Europäer in China in wenigen Worten zusammen! Sie zerfällt in zwei Epochen zwischen welchen der Schwindel mit seinen Folgen und der chinesische Exodus den Uebergang bilden. Die erste Epoche ist die des Zufalls, des Unvorhergesehenen, des Monopols, der thörichten Erwartungen, des übertriebensten Aufwandes. Die zweite Epoche ist die langsame, aber stetige noch nicht beendigte Umgestaltung; die Konkurrenz der kleinen Kaufleute, ermöglicht durch die Gründung der Banken; die Abschaffung des Monopols der großen Kaufherren; die steigende Mitbewerbung der Chinesen; das Sinken der Preise aller englischen, überhaupt der europäischen Erzeugnisse und eben darum ihr größerer Absatz; endlich, im Handelsverkehr, größere Solidität, geringere Erträgnisse für den Einzelnen, größere für die Gesamtheit, das heißt für die englische und europäische Industrie,

für die englische und europäische Schifffahrt. Von diesem Gesichtspunkte aus, und er ist für unparteiische Beobachter der einzige zulässliche, verdient die neue Phase unbedingten Beifall.

Aber die in China lebenden Kaufleute, selbst die Häupter der großen Häuser, überhaupt Alles was dem Handelsstande angehört, die Pionniere der ersten Tage sowohl als die gestern Angekommenen, beurtheilen die Leute anders. Jene sehen mit Leidwesen und mit Besorgniß wie weit ihr heutiger Gewinn unter den früheren herabsank; diese welche gehofft wie ihre Vorgänger sich in Kurzem zu bereichern erkennen ihren Irrthum. Die Sinen müssen den zu großen Hausstand einschränken, die zu großartigen Geschäftsübungen von ehemals den neuen engen Zeitläuften anpassen; die Andern statt des gehofften Luxus auf kleinem Fuße leben, vielleicht sich manche Entbehrungen gefallen lassen. Daher die von allen Seiten, wenn gleich in verschiedener Tonart, laut werdenden Klagen; daher eine allgemeine, tiefe, im kritischen Augenblicke vielleicht verhängnißvolle Unzufriedenheit — verhängnißvoll weil, möglicher Weise, von entscheidendem Einflusse auf die künftigen Beziehungen der Mächte zu dem chinesischen Reich.

II.

Peking.

Vom 8. zum 29. Oktober.

Beschwerliche und langsame Reise nach Peking. — Che-su. — Die Barre von Taku. — Der Pei-ho. — Tung-chow. — Ankunft in Peking. — Allgemeine Pnyssionomie. — Die Gassen. — Der Tempel des Himmels. Konfucius und Buddha. — Die Große Lamaerie. — Kaufläden und Chinoiserien. — Die Sternwarte. — Die äußerste Leistung des Bureaukratismus. — Pei-tang. — Der portugiesische Kirchhof. — Die Minggräber. — Kan-kow. — Das Mongolische Grenzgebirge. — Die chinesische Mauer. — Der kaiserliche Sommerpalast. — Das Klima. — Die kaiserlichen Zöllnämter durch Fremde verwaltet. Herr Hart. — Das diplomatische Korps. — Die Audienzfrage. — Besuch beim Prinzen von Kung. — Abreise.

(8. Oktober.) Die Reise nach Peking ist immer eine ernste Sache. Unter den besten Umständen braucht man von Shanghai zehn, am Rückwege acht Tage. Die Steamer der großen Gesellschaften besuchen keinen Hafen nördlich vom Ausflusse des Yang-tse-kiang. Doch unterhalten die Jardine- und die Russellboote, dieselben welche einst die neuesten Londoner Kursnotirungen in Singapore abholten, einen häufigen wenn gleich unregelmäßigen Verkehr zwischen den Treaty-Ports, und folglich auch mit Tien-tsin. Das Haus Jardine besitzt acht, das amerikanische Haus Russell, welches letztere viel mit chinesischen Kapitalien operirt, achtzehn Dampfer! Einige dieser Schiffe

sind prachtvoll ausgerüstet und durchfurchen, wie in den schönen Tagen von ehedem, die chinesischen Meere mit äußerster Schnelligkeit; andere haben sich mit den Zeiten nicht zu ihrem Vortheile verändert. Der Zufall behandelt uns diesmal, abgesehen von der Sicherheit die am Bord des Dragon nichts zu wünschen läßt, so schlecht als möglich. Dieses Jardineboot ist eine Nußschale, seetüchtig bei schlechtem und langsam bei jedem Wetter. Kost, Dienst, Kabinen unter aller Kritik. Der Kapitän, der Seemann wie man ihn malt und in älteren Lustspielen darstellte: versteht aber sein Geschäft. Der Generalstab des „Drachen“: der Erste, der Zweite und der Maschinist, sind wie er Engländer; die ganze Mannschaft zu Seeleuten improvisirte Kuli, das heißt ihres Zeichens Lastträger. Am westlichen wie am Ostgestade des Stillen Meeres sind die europäischen Matrosen eine Mythe geworden. Es gibt deren keine. Die es waren, verspielten oder vertranken ihren Sold, desertirten von ihrem Schiffe, verkamen, verschwanden. Der Matrose bedarf der Zucht und Aufsicht. Wo diese, wie in diesen Häfen, fehlen geht er zu Grunde. Leuchtthürme giebt es dermalen auf unserem Kurs nur zwei oder drei. Glücklicher Weise wurde die Ostküste des „himmlischen“ Reiches durch französische und englische Officiere hydrographisch aufgenommen. Auch das ist nicht angenehm daß man vom Cap Schantung das wir umschiffen

müssen nach dem wilden Korea nur hundertzwanzig Seemeilen zählt. Die Gefahr dahin verschlagen zu werden gehört nicht zu den Lichtseiten dieser Fahrt. Oktober ist die beste Jahreszeit für den Aufenthalt in Peking und die ungünstigste für die Seereise dahin. In diesem Monate wird das Gelbe Meer von plötzlichen äußerst heftigen Windstößen aus dem Norden heimgesucht; sie währen gewöhnlich zwölf Stunden im Golfe Liatung, vierundzwanzig im Golf von Pe-chi-li und, weiter im Süden, drei bis vier Tage.

Heute, kurz nach Mitternacht, haben wir Shanghai verlassen. Gegen Mittag befinden wir uns am Ausflusse des Yang-tse-kiang. Da das Wetter sehr schlecht ist, geht der Kapitän bei dem Leuchtthurme vor Anker. Neben uns liegt, gleichfalls von Shanghai kommend, bereits seit drei Tagen ein prachtvolles Russellboot. Böse Aussichten! Der Sturmwind heult; ein eisiger Regen fällt in Strömen; schwarze Vorhänge verhüllen beide Ufer; unter uns kocht und siedet der Strom; schäumende Rämme krönen seine kothfarbigen Wogen. Unmöglich am Deck zu bleiben. Wir sitzen also in der Kajüte. Ich vertreibe mir die Zeit indem ich auf kolossale Schwarzkäfer Jagd mache. Der gelbe Stewart sieht mit verächtlichem Lächeln zu. „Vergebene Mühe“, sagt er in seinem hitchen Englisch, „Alles voll, many piecy beetly. Wir mehr als alle an-

bern Boote.“ Man sollte meinen er rühme sich des Ungezieters.

Der Dragon hat nur vier Passagiere an Bord, und diese sind wir selbst; ein junger Engländer, Herr M., bereits auf der pacifischen Ueberfahrt mein lieber Gefährte, den ich in Shanghai wiederfand; sein Begleiter, ein junger Amerikaner, und Hr. Boyce Architekt und Ober-Inspektor der brittischen Regierungsgebäude in China und Japan. Letzteren rufen seine Geschäfte zuweilen nach Peking; er spricht einige Worte chinesisch, und fungirt als Reisemarschall.

(9. Oktober.) Um neun Uhr Morgens sticht der Dragon in See. Der Sturm aus Nord hält an. Das Meer furchtbar. Obgleich Tien-tsin nördlich liegt, ist unser Kurs Nord-Nord-Ost, wegen der weit in die See hinauslaufenden Massen von Schlamm und Erdreich welche der Yang-tse-kiang aus dem Innern, aus den Mittel- und Westprovinzen, selbst aus dem fernen Thibet in das Gelbe Meer wälzt.

(12. Oktober.) Gestern und vorgestern noch sehr schlechtes Wetter. Heute vollständiger Dekorationswechsel. Der Sturm hat sich erschöpft. Die Sonne erwärmt unsere

steifen Glieder; die Luft ist elastisch und belebend. Um acht Uhr Morgens haben wir Cap Schantung in Sicht. Seine phantastischen Umrisse erinnern an die Küsten der Provence; aber die See ist graugrün mit gelben Tönen; es fehlen die schönen Azurtinten des Mittelländischen Meeres. Den ganzen Vormittag über segeln wir neben Felsengallerien hin. An ihrem Fuße ein schmaler grüner Streifen mit zahllosen Dörfern und Städten. Kein Wunder, wenn es wahr ist daß die Provinz Schantung achtundzwanzig Millionen Einwohner zählt!

Um eilf Uhr Nachts Ankunft vor Che-fu.

(13. Oktober.) Che-fu ist gewissermaßen eine Kolonie von Shanghai. Spekulantens des großen Emporiums haben hier einige Häuser gebaut in denen etwa hundertzwanzig Europäer und Amerikaner wohnen. Diese Zahl begreift auch die Inspektoren und Kommissäre der französischen Kriegsstation und die kosmopolitischen Beamten des chinesischen Zollamtes. Die „Koncession“ liegt am Fuße eines kleinen Vorgebirges dessen Scheitel das englische Konsulat und ein chinesischer Leuchtturm krönen. Die unbeträchtliche Stadt der Eingeborenen heißt Ten-Tai. Jenseits der Bucht springen niedere Felsen weit in das Meer vor.

Im Hafen liegt eine große Anzahl von Djonken die in Bankok (Siam) für Rechnung chinesischer Kaufleute gebaut wurden. Die Rhede ist belebt; und die Faktorei ergibt sich den glänzendsten Hoffnungen. Für das russische Ufergebiet, für das noch zu eröffnende Korea werde sie der große Stapelplatz sein. Dermalen kann sich Che-fu nur seines guten Klimas rühmen. Jedenfalls ist es milder und weniger ungesund als das der anderen Treaty-Ports. Die Gesandten aus Peking und die hohe Finanz von Shanghai bringen hier die heiße Jahreszeit zu. Da belebt sich die Einöde; man sieht einige Damen in eleganten Toiletten, einige fashionable Herren, sämmtlich in zwei oder drei zu diesem Ende erbauten Häusern untergebracht und von Signor Bignatelli sehr gut verköstigt. Dieser unternehmende Mann mit dem historischen Namen und einer sehr intelligenten französischen Ehehälfte hatte den Muth in der unwirthbaren Wildniß das beste Hotel zu errichten dessen sich das europäische China rühmen kann. Auf dieser Welt ist Alles relativ. Mir schien Che-fu traurig, einförmig, häßlich; aber die europäischen Bewohner Pekings und die Geschäftsleute in Shanghai preisen es als ein irdisches Paradies.

Wir frühstückten bei dem englischen Konsul Hrn. Meyers, einem der bedeutendsten Sinologen im brittischen Konsularstabe und Verfasser eines stoffreichen Buchs über

China.*) Um Mittag geht der Dragon wieder in See, durchsteuert langsam den Golf Pe-chi-li, erreicht Abends die Barre von Taku, und rennt sich dort gemüthlich im Sumpfe fest.

(15. Oktober.) Die Fluth macht uns flott. Die Barre wird glücklich passirt; wir sind im Pei-ho der jetzt einem Meere gleicht. Von den Mongolischen Bergen bis zum Golf Pe-chi-li steht das ganze Land, ein Flächenraum von zehntausend Quadratmeilen, unter Wasser; zwei Millionen Menschen sind zu Grunde gerichtet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts**) wurde die Provinz Chi-li nicht so grausam heimgesucht. Der Dragon dampft an ganz oder theilweise überschwemmten Dörfern vorüber. Am Ufer sitzen Männer mit ungeheuren Netzen die sie mittelst einer einfachen schaukelartigen Borrichtung in den Fluß versenken und, immer mit großen und kleinen Fischen angefüllt, herausziehen. Das Wenige was ich von der Gegend sehe, denn die Gegend ist Wasser: Maisfelder, Weiden, Schilf, unter einem wolkenlosen, blauen Himmel, bei trockner undurchsichtiger Luft, hat Aehnlichkeit mit der unteren Donau. Auch die Häuser, oder vielmehr Lehmhütten, tragen

*) Er ist der Hauptverfasser des bereits angeführten Werkes: Treaty Ports of China and Japan.

**) Seit der großen Ueberschwemmung von 1803.

keinen ausgesprochen chinesischen Anstrich. Armuth und Elend treten überall in demselben Gewande auf. Nur die Gesichtszüge der Menschen erinnern den Reisenden an die Entfernung die ihn von der Heimath trennt.

Die Fahrt am Pei-ho ist wegen des unablässig wechselnden Flußbettes immer, und jetzt mehr als gewöhnlich, eine schwierige. Vor einigen Tagen strandete ein Dampfboot auf dem Pflaster der Heerstraße nach Peking. Der Fluß macht häufige Biegungen, und wir legen wenig Weg zurück. Endlich, gegen Mittag, kommt eine Kirchthurmsspitze in Sicht, dann ein gelbes Gebäude; das brittische Konsulat, endlich einige zwanzig deutsche, norwegische und dänische, vor Anker liegende Segelschiffe. Letztere sind dem Sonntag zu Ehren bewimpelt. So wären wir denn in Tien-tsin. Auch diese lange und langweilige Fahrt hätte ihr Ende erreicht. Acht Tage und sieben Nächte! und die Entfernung beträgt nur siebenhundertfünfzig Seemeilen.

(16.—19. Oktober.) Heute Morgen droht ein unvorhergesehenes Hinderniß meiner Reise nach dem chinesischen Norden plötzlich ein Ziel zu setzen. Der Tao-tai der Zollämter welcher jetzt den Verkehr mit den Fremden vermittelt verweigert mir den Paß. „Was hat“,

läßt er Herrn Lay, dem englischen Konsul, sagen, „Was hat dieser Fremde in Peking zu thun? Nichts. Also keinen Paß.“ Hr. Lay beruft sich auf die Verträge. „Wenn Ihr ihm den Paß verweigert“, fügt er hinzu, „wird er seinen Weg auch ohne Paß finden.“ Die Replik erfolgte sofort. „Ich will nicht“, sagte die schwarzzöpfige Excellenz, „daß der Fremdling sich einer Verletzung der Gesetze schuldig mache. Ich erlaube es nicht. Hier ist der Paß.“ Eine köstliche Art einen Rückzug zu bemänteln! Der Paß ist ein kalligraphisches Meisterstück.

Nach Beseitigung dieser Schwierigkeit besteigen wir unsere Boote. Ein jeder von uns hat deren eines zu seiner Verfügung, und jedes Boot ist mit drei Ruder knechten bemannt und mit einem riesigen Segel versehen. In China ersetzen Flüsse und Kanäle die verwahrlosten, oft überschwemmten Straßen; Jedermann reist zu Wasser. Daher die, vergleichsweise, treffliche Einrichtung dieser Beförderungsmittel. Als ich mein „House-boat“ besteige, finde ich dort einen Chinesen von respektablem Außern. Er ordnet mein Gepäck, macht mein Bett und ertheilt dem kleinen A-kao verschiedene nützliche Rathschläge. (A-kao ist mein Page, ein allerliebster Knabe den mir ein Bekannter in Shanghai für die Reise abtrat.) Mich spricht er im reinsten Französisch an. Es ist Pater Delmasure aus Roubaix, Lazarist und Vorstand der seit dem vorjährigen

Blutbade sehr geschmolzenen katholischen Gemeinde in Tien-tsin.

Und nun unter Segel! Ohne die kalten Luftzüge, ohne die allzugroße Nähe der Ruderer, ohne ihr Schnarchen während der Nacht, ohne den Geruch den sie Tag und Nacht um sich verbreiten, ohne die häßliche Eintönigkeit der Gegend, eine nackte bis an den Horizont überschwemmte Ebene, ließe diese Schifffahrt wenig oder nichts zu wünschen übrig. Der Wind fehlt, und unsere Leute ziehen die Rähne, während sechszehn bis achtzehn Stunden im Tage, den Fluß hinauf. Wir haben volle Zeit uns am Ufer zu ergehen, landeinwärts zu laufen und dann, wenn die Essensstunde herannahet, nach unsern schwimmenden Häusern zurückzukehren. Mit immer neuer Befriedigung gewahre ich da meinen A-kao, wie er am Bordertheile stehend aus Leibeskräften breakfast leady ruft (breakfast ready, kein Chinese ist im Stande das r auszusprechen). Das Küchenboot rudert sodann an die vier Hausboote heran, und wir vereinigen uns bei Hrn. Boyce dessen Kahn als Speisesaal dient. Mit Hilfe der aus Shanghai und Tien-tsin mitgebrachten Vorräthe liefert unser chinesischer Koch ganz vorzügliche Kost.

Oft schlendere ich allein durch Dörfer und Flecken, vorausgesetzt daß sie nicht ganz unter Wasser stehen. Sie bieten nicht das geringste Interesse. Aber überall eine

Fülle von Menschen, überall Gedränge in den Gassen. Die Kinder schelten mich „fremden Teufel“; die Männer messen mich mit insolenten Blicken und brechen hinter mir in höhnisches Gelächter aus; die Weiber verstecken sich: Trödler gehen, ihre elende Waare ausrufend, von Haus zu Haus. Alles ist schmutzig, zerlumpt, ärmlich nur nicht die Natur welche sich darin gefällt unzählige Chinesen zu schaffen.

In der oberen Flußgegend beginnen die Wasser zu fallen. Wir sehen gut bestellte Aecker mit Bohnen, Mais, Baumwoll- und Kastorölpflanze; und Tausende von Bauern die am Feld arbeiten. Seltsam ist das Gespann ihrer Pflüge: hier ein Pferd mit einem Esel, dort ein Büffel, ein Esel und eine Kuh. Einen sah ich mit drei Männern bespannt, einen andern von einem Esel und einem Weibe gezogen. Nicht Ein Baum in Sicht. Auf dem Flusse die lebendigste Thätigkeit. Unter den zahllosen Djonken denen wir begegnen mehrere von sehr großem Tonnengehalt.

Heute, den 19. Oktober, um Mittag, Ankunft in Tung-chow. Von Tien-tsin hieher rechnet man beträgt hundertsechszwanzig Meilen zu Wasser und achtzig zu Lande. Gewöhnlich dauert die Bergfahrt vier bis fünf Tage. Wir haben sie in weniger als dreimal vierundzwanzig Stunden, also sehr rasch, zurückgelegt.

Tung-chow, der Hafen von Peking, liegt östlich von

der Hauptstadt; die Entfernung beträgt ungefähr dreizehn Meilen. Ein Kanal und eine mit Marmorplatten gepflasterte, jetzt aber ganz vernachlässigte und fast unfahrbare Straße verbinden die beiden Städte. Bekanntlich fließt der Pei-ho nicht an Peking vorüber, sondern macht von Nord-Ost kommend bei Tung-chow eine Biegung nach Süd-Ost. Hier liegen eine Menge Schiffe vor Anker; am Gestade tummelt sich ein Knäuel menschlicher Wesen: alle gelbbraun, schmutzig, in Lumpen gehüllt, mit Aus- und Einladen der Djonken beschäftigt. Hinter diesem Ameisenhaufen erheben sich, düster und abschreckend, die gezinnten Ringmauern der Stadt. In der Ferne überragt sie eine vielstöckige Pagode. Den Himmel ausgenommen der, wie man uns in Shanghai vorausgesagt, wolkenlos ist, undurchsichtig und von einer eigenthümlichen metallischen Bläue, trägt Alles, Wasser und Land, Haut und Kleidung der Menschen, Stadtmauern und Kamele, dieselbe kothbraune Farbe.

Raum haben unsere Boote angelegt als ein Kosak des russischen Gesandten in Begleitung eines Masu (Reitknechts) an Bord erscheint und mir ein liebenswürdiges Billet seines Gebieters überreicht. General Blangali, von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet, hat die Güte mir Pferde zu schicken, wiederholt seine Einladung bei ihm abzustiegen, und gibt mir, als erfahrener Militär, einige

nützliche Winke über die Art der Behandlung des mongolischen Pony der mich nach Peking tragen soll. Der Kosak wird sofort Gegenstand meiner Bewunderung. Auf Alles was ich ihm in deutscher, französischer, englischer Sprache sage, antwortet er mit einem Worte das ich nicht verstehe; nicht einmal die fremdartigen Töne kann ich fassen, aber der Mann spricht es mit großer Entschiedenheit aus und flößt mir Vertrauen ein. Später erfuhr ich, slusheyu heißt: ich werde gehorchen. — Ich will sogleich abreisen — slusheyu — Meine Gefährten brauchen Pferde — slusheyu. — Wie aus diesem Gedränge gelangen, ohne erdrückt zu werden? — Immer slusheyu. Und dies Wort ist kein leerer Schall. Der Sohn der Steppe erräth mich. Er ist kein Linguist, aber der Instinkt ersetzt ihm die mangelnde Sprachkenntniß. Er beginnt damit daß er mir durch die dichte Menge Bahn bricht. Unterweges begegnen wir einem Europäer zu Pferde. Es ist Herr Starzoff, der reichste russische Kaufherr in Tien-tsin und, ich glaube, in China. Er führt mich nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel wo die wenigen europäischen Reisenden absteigen, stellt mich seiner jungen Frau vor und verschafft, mit Hilfe des überaus nützlichen Kosaken, meinen Freunden die nöthigen Pferde.

Während der Vorbereitungen zur Weiterreise machen wir einen Spaziergang auf den Wällen. Die nöthigen

Fluthen des Pei-ho die in der Nähe der Stadt eine Flotte von Djonken tragen vereinsamen weiter hinauf und verlieren sich endlich am Horizont. Eine sanfte Schwellung des Bodens und einige magere Weiden verschleiern Peking. Zu unseren Füßen ein Meer von schwarzen Dächern. Die Gassen gleichen schmalen Erdspalten. Die Menge die sich in ihnen drängt können wir nicht sehen, aber wir hören ihr wüthes Geschrei. Nur die Köpfe der sich unablässig folgenden Kamele, hie und da ihre beiden Höcker, werden sichtbar. Am Fuße der Mauern und oben, unserem Wege entlang, haben sich die Auswürfe von Generationen angehäuft. Wir befinden uns in Dante's drittem Kreise:

Pute la terra che questo riceve.

An einigen Orten ist die Mauer derart verfallen daß kaum ein paar vorragende Steine dem Fuße den nöthigen Raum gewähren. Aber der Gedanke, wenn wir umkehrten, diese unbeschreiblichen Dünste nochmals athmen zu müssen, belebt unsern Muth, und wir überschreiten ohne Unfall die gefährliche Stelle. Endlich gestatten uns die Ueberbleibsel einer Treppe in die Stadt hinab zu steigen.

Wir finden die kleine Karavane bereits reisefertig. Frau Starzoff, eine treffliche Reiterin, hat ihre Amazone angelegt und stellt sich an der Spitze der Kolonne. Die Gassen sind enge und überfüllt; das Pflaster glatt. Unaufhörlich erschallt Herrn Starzoff's Warnungsruf vor

den vielen Kamelen die in langen Reihen an uns vorüberziehen. In der That, diese Thiere sehen uns mit scheelen Blicken an. „Fremde Teufel“ sind nun eben nicht populär in China. Kamele und Maulthiere schnappen nach uns, Hunde bellen bei unserm Anblick, mongolische Ponies schlagen aus und bäumen sich wenn wir sie besteigen wollen. Obgleich wir traben so rasch als die engen Gassen gestatten, brauchen wir mehr als eine halbe Stunde um in das Freie zu gelangen.

An der Palikao-Brücke, einem schönen Marmorbau mit grotesken Skulpturen und geschichtlicher Berühmtheit seit dem letzten Kriege, sagt uns das liebenswürdige Ehepaar Lebewohl. Wir verlassen hier die halb unwegsame und mit Reitern, Fußgehern und Karren überfüllte Heerstraße, einen Pfad am südlichen Ufer des Kanals vorziehend; und da der Tag zur Neige geht und die Thore von Peking bei Sonnenuntergang geschlossen werden, so reiten wir so schnell als die Pferde vermögen, bald auf Dämmen, bald auf schmalen Fußwegen oder auch querfeld-ein. Baumgruppen, Dörfer, hie und da ein einsames Haus mit seinem Rükchengarten bilden einen angenehmen Gegensatz zu den einförmigen Ufern des Bei-ho, zu den Schrecknissen von Tung-chow.

Wir galoppiren aus einem Hohlwege kommend um die Ecke eines Gemäuers. Da entfährt uns allen ein

Ausruf der Ueberraschung. Die Pferde werden kurz angehalten. Wir haben die bereits tief stehende Sonne im Gesicht. Unter ihr entrollt sich, einem ausgezackten Bande von blaßschwarzem Flore ähnlich, eine ungeheure, gezinnte Mauer. Auf drei Punkten ragen die Doppeldächer der Thore empor. Die Abstufung der Farbe läßt auf die Entfernung schließen und zugleich auf die großen Dimensionen der Wälle. Ueber ihnen schweben in der blauen Luft, wie ein Spiegelbild der Wüste, die Hügel des Sommerpalastes und in weiter Ferne, wolkenähnlich, die Mongolische Bergkette. Eine halbe Stunde später reiten wir durch das Thor Tung-pien-men in der chinesischen Stadt ein, und bald darauf durch ein anderes Thor in der tartarischen. Dies ist der schöne Augenblick für den Kosaken. Bei unserem Herannahen stürzen uns bewaffnete Wächter entgegen; sie wollen uns den Weg versperren, aber der Anblick des russischen Reiters wirkt wie ein Talisman. Unbehelligt werden wir eingelassen. Selbst nach den Pässen fragt man nicht. Der liebenswürdigste Empfang harret meiner auf der russischen Gesandtschaft.

Und so wäre ich denn in Peking. Ein spät verwirklichter Jugendtraum!

Mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut, in Folge der Auflösung des Königreichs Jen*), dessen Mittelpunkt es war, zum Range einer Provinzialstadt herabgesunken, durch Genghis-Kan erobert**), darauf verlassen und wieder neu erbaut, wurde Peking erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts***) zum zweiten Male die Hauptstadt des Reiches. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Peking ist also eine moderne Stadt. Seine Mauern erinnern an unsere Ritterburgen. Nur ist hier Alles kolossal, während in Europa die Bauten des Mittelalters fast immer kleine Dimensionen haben. Pekings Stadtmauern sind zwischen fünfzig und sechszig Fuß hoch, zwanzig, vierzig, fünfzig Fuß breit, und ihr Umfang beträgt mehr als zwanzig englische Meilen! Ungeachtet dieser großen Ausdehnung geben nur sechszehn Thore Einlaß.

Die Hauptstadt des Reiches besteht aus der „Tartaren-“ und aus der „chinesischen Stadt“. Der Grundriß zeigt zwei Parallelogramme deren eines, die Tartarenstadt, mit der Kurzseite senkrecht steht auf der Langseite des anderen, der chinesischen Stadt. Noch vor nicht sehr lan-

*) 222 vor J. Ch.

**) 1215.

***) 1421.

ger Zeit entsprach diese Bezeichnung der thatsächlich damals bestehenden Scheidung zwischen Siegern und Besiegten, den Männern aus dem Norden und den Chinesen. Heut zu Tage haben sich viele der letzteren in der Tartarenstadt niedergelassen, und die Zeit mildert allmählig, ohne ihn gänzlich zu verwischen, den Antagonismus zwischen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der tartarischen Stadt liegt der Palaß des Kaisers, auch die „kaiserliche oder verbotene“ Stadt genannt; sie ist von hohen Mauern eingeschlossen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Die theils breiten, theils schmalen Gassen kreuzen sich in rechten Winkeln. Hohe schmucklose Mauern entziehen die Wohnsitze der Reichen den neidischen Blicken der Vorübergehenden. Die Häuser welche man sieht sind elende Lehmhütten ohne allen architektonischen Schmuck. In der chinesischen Stadt, wo Industrie und Handel vorzugsweise haufen, gibt es ganze Straßen welche nur Kaufläden enthalten. Letztere sind reichlich mit den Landeserzeugnissen, sehr spärlich mit europäischen Artikeln versehen. Apotheken, Thee- und Tabakmagazine glänzen durch die Pracht ihrer vergoldeten oder lackirten Auslagen und der kolossalen Schilder welche, mit riesigen Inschriften bedeckt, an einer vor der Thüre gepflanzten Stange senkrecht aufgehängt sind.

Die die Tartarenstadt vom Norden nach Süden durch-

ziehenden unabsehbaren Gassen sind hier verödet dort belebt, laufen bald zwischen elenden Lehnhütten hin, bald zwischen eleganten Kaufläden und nackten Mauern hinter denen sich Paläste verstecken. Abwechselnd schreitet man immer in gerader Linie, die in Peking vorherrscht, durch die Wohnsitze des Elendes und des Ueberflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich. Die großen Straßen, meist breite Dammmwege, waren einst mit Marmorblöcken gepflastert, und Marmorplatten überdeckten die Gassen. Heute ist Alles in Verfall gerathen. Die Tempel sind schlecht gehalten, und die Amtssitze der Großmandarine unterscheiden sich wenig oder gar nicht von den Namen in den Provinzen: ein Palissadenverhau, das große Thor mit einem roh gemalten Drachen geschmückt; daneben ein oder zwei Fahnenstangen, an der Schwelle ein Haufe von Solicitanten. Die öffentlichen Gebäude, selbst das Gesamtministerium, das Tsungli-yamen, glänzen nicht durch Reinlichkeit. Der Staub, dieser böse, zudringliche Gast ist eingedrungen, hat sie mit seinen schmutzigen Farben übertüncht, mit scheußlichen Gerüchen gesättigt; denn bevor er sich in den hohen Regionen festsetzte, hatte er in niedrigen Wohnungen gehaust, in den Gassen gewirbelt die selbst an vielen Stellen nichts Anderes sind als ungeheure Lagerstätten des Unrathes.

Ein Spaziergang in Peking gehört nicht zu den be-

quemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferd, hat man keine Zeit viel um sich zu sehen; und doch wenn nicht Alles schön, so ist doch Alles sonderbar, neu und interessant. Aber nicht das Angenehme, das Nothwendige nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Da hat man Löcher zu vermeiden, die der Regen in die Dämme gegraben hat, und die tiefen Radspuren der Karren im lehmigen Boden; man muß auf schmalen schwankenden Brettern schwarze, übelriechende Bäche überschreiten, vor Allem den Kamelen aus dem Wege gehen; sie haben zwei Höcker und die Größe mäßiger Elephanten. In langen Reihen ziehen sie einher; ihre Führer sind Mongolen, stämmige Bursche mit vieredrigem Kopf, eingedrücktem Näschen, einem einfältigen Lächeln auf den wulstigen Lippen, mit einem offenen und ehrlichen Gesicht. Auch die Fiaker bilden ein Hinderniß der Bewegung. Ueberall versperrten sie den Weg. Es sind ein oder zweispännige Karren, darüber ein Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ein vorgespanntes Stück Segeltuch schützt den Kutscher und die Pferde. Ihre große Anzahl erklärt sich durch ein Gesetz welches den Gebrauch der Sänften Standespersonen von gewissem Range vorbehält. Hier kommt eine! Vier Kuli tragen sie; sie laufen im Dublirschritt, hinter ihnen ein Duzend Livreebediente. Und welche Livree! Fast so schmutzig und abgenutzt wie die Portekaise. Aber der Mandarin der sie einnimmt ist

ein schmucker Herr mit glattrasirtem Kinn, wohlgewaschenen Händen, frischer Wäsche und sorgfältiger Toilette. Auf seiner Nase reitet eine kolossale Brille; er selbst scheint in seiner Lektüre versunken. Es ist wie man mir sagt ein Staatsrath der sich in die Sitzung begibt und seinen Vortrag vorbereitet. Das Gedränge in der Straße hält uns einige Minuten neben seiner Sänfte auf. Er mißt uns mit verächtlichen Blicken und wendet sich dann wieder seinen Akten zu.

Unmöglich hier vorzudringen! Wir nehmen also den Weg durch jene einsame Gasse welche längs den Mauern der „verbotenen Stadt“ hinläuft. Dort erwarten uns aber neue Schwierigkeiten. Eine Bürgerhochzeit zieht vorüber: die Brautleute voran, hinterher die Familie, die Freunde, die Geladenen, alle in Fiakern. Ähnliches kann man in Paris, im Bois de Boulogne sehen.

So irren wir stundenlang umher; aber diese Stunden vergehen wie Minuten. Unsere mongolischen Ponies, einige Anfälle von Ungeduld abgerechnet, benehmen sich vortrefflich. Wir sind längs der verbotenen oder kaiserlichen Stadt hingeritten; sie liegt unbequem genug im Mittelpunkt des Parallelogramms und zwingt daher gewöhnliche Sterbliche welche sich nach dem nördlichen Theile der Tartarenstadt begeben zu bedeutenden Umwegen. Wir biegen in eine der großen Queradern ein, und hier wird

uns der imposante Anblick eines großen Leichenbegängnisses zu Theil. Ich meinte ein Minister, wenn nicht ein kaiserlicher Prinz werde zu Grabe getragen; aber man berichtigt meinen Irrthum: der zu den Geistern seiner Ahnen Abberufene ist ein niederer Beamter vierter Kategorie. Die Verehrung für Todte und der lebhafteste Familien-Geist, diese Kardinaltugend des Chinesen, erklären den übertriebenen Aufwand bei Leichenbegängnissen. Viele Familien überschreiten hiebei ihre Kräfte, manche richten sich zu Grunde. Ueber dem Leichnam trug man einen ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbarischer Goldstickerei überladen. Vor dem Sarg fuhr in einem weißverbrämten leeren Wagen die Seele des Verstorbenen. Die Familie folgte in Fiakern. Alles trug die Trauer, selbst die Kutscher hatten an ihre Hüte weiße Tuchlappen geheftet. Die Familie und die Freunde sahen ärmlich aus, aber der Todte machte sein Grit als großer Herr. Der Pracht des Sarges entsprachen die Anzahl und die reiche Ausstattung der Fahnen, Sonnenschirme und vergoldeten oder lackirten Lanzen welche Männer die paarweise zu beiden Seiten einhergingen dem Leichnam vorantrugen. Die Sonnenschirme wie ich sie in Ermanglung eines bezeichnenderen Wortes nenne sind eigentlich kurze an den Stangen herabhängende Schläuche von Seidenstoff, karmosin oder blau, mit goldgestickten Inschriften, phantastischen Or-

namenten, Drachen oder sonstigen Ungeheuern. In gemessener Entfernung schritten Bursche einher in dem Anzuge unseres mittelalterlichen Narren: das Wams, die enge anliegenden Hosen und die ganz entschiedene Narrenmütze sind scharlachroth. Sie schlugen auf dem Gong und regelten die Bewegungen des Zuges. Mehrere Musikbänden spielten auf, das heißt erfüllten die Luft mit mißtönigem Getöse.

Zu diesem großen Gepränge bildete die Gleichgültigkeit der Vorübergehenden einen auffallenden Gegensatz. Nicht Einer blieb stehen. Höchstens daß man einen verdrießlichen Blick auf den Zug warf; verdrießlich, weil Geschäftsleute nicht gerne in den Straßen aufgehalten werden. Auch ist man gegen dergleichen sich täglich wiederholende Schauspiele abgestumpft. Sie interessieren nur die Leidtragenden, und vor Allem den Verblichenen.

Trotz diesen und anderen Schwierigkeiten und Hindernissen schlendere ich gerne durch Peking; denn Alles geschieht hier in anderer Weise als bei uns.

Wir befinden uns in einer Gasse die zur „verbotenen Stadt“ führt. Das weit offenstehende Thor gestattet mir einen Blick in die geheiligten Orte zu werfen. Sie scheinen mir dem profanen Peking zum Verwechseln ähnlich.

Da hören wir Lärm hinter uns. Ein Volkshause hat sich um einen zerlumpten fast nackten Burschen und

um ein Weib versammelt, welches wuthschraubend ihn mit Schimpfworten überhäuft. Der Mann hat sie bestohlen, noch hält er das Corpus Delicti in der Hand. Eine groteske, scheußliche Scene! Hoffmann oder Jacob Bibliophile, der Verfasser des Todtentanzes, könnten dergleichen beschreiben. Mit einem Male wird es stille. Ein Greis tritt auf: seine Erscheinung ist anmuthig und würdevoll, sein Antlitz athmet Sanftmuth; mit wohlwollenden Blicken betrachtet er den Angeklagten, richtet einige Fragen an ihn, berührt seine Schulter und entfernt sich. Ehrfurchtsvoll weicht die Menge zurück. Ihm folgt, in der Entfernung von etwa zweihundert Schritten, der Missethäter mit geneigtem Haupte, mit über die Brust gekreuzten Armen. Der Greis war ein Polizeibeamter; der unglückliche Dieb, dem noch andere Sünden am Gewissen lasten mögen, ist verhaftet; er geht den Weg des Gefängnisses; er weiß was seiner harret: das Bambusrohr, die Tortur, Hunger, Krankheit, Tod.

Wir haben die Ringmauern erstiegen und stehen über dem großen Mittelthore Chien-men, welches von der chinesischen in die Tartarenstadt führt. Wir blicken nach Norden. Zu unseren Füßen die Lehmhütten, welche Leute aus Korea bewohnen; weiterhin ein scheinbarer Wald,

ein Meer von bestäubten Baumwipfeln. Ueber dieser beweglichen graugrünen Masse, zu unserer Rechten, der Thurm der russischen Kirche; vor uns die gelben Dächer des kaiserlichen Palastes, eigentlich einer, ein Viereck bildenden Häusergruppe inmitten eines Gartens. Darüber ragt der „künstliche Berg“ empor, der höchste Punkt von Peking. Das Hauptthor der kaiserlichen oder verbotenen Stadt ist höchst unansehnlich, und entspricht insofern den Ideen des Landes. Der Chinese versteckt seinen Besitz; der Reiche will arm scheinen. Jenseits der kaiserlichen Stadt, augenscheinlich in sehr großer Entfernung, zeigen sich die abgestumpften oder vielmehr absichtlich unvollendeten Thürme der sogenannten „französischen“ Kirche; in größerer Nähe zu unserer Linken, gleichfalls über Baumwipfeln, die portugiesische Kathedrale. Unter uns, zu beiden Seiten des Thores dessen Oberbau unsere Warte bildet, entwickeln sich die imposanten Steinmassen der zurückgeneigten Mauern welche die beiden Städte trennen. Der äußere, mit breiten Zinnen gekrönte, Ringwall stützt sich auf starke Strebe- Pfeiler. Die Zeichnung besteht nur aus zwei sich unablässig wiederholenden Elementen; aber die optische Wirkung, die Stufenleiter der Farbentöne bringen Abwechslung in das Bild und gestatten einen Schluß auf die ungeheuren Dimensionen. Unter den Mauern und den Stadtgraben entlang ziehen Kamele in endlosen Reihen.

Gegen Süden ändert sich das Schauspiel. Alles hat da mehr Leben. Eine prachtvolle, breite Marmorbrücke führt nach der chinesischen Stadt, und in eine unabsehbare Arterie, jetzt angefüllt mit Fußgängern, Lastthieren und Karren. Es ist das industrielle Viertel. Am Horizont, gerade vor uns, steigt über einem Vorhange von Bäumen der dreifach bedachte „Tempel des Himmels“ in die Luft; in Südwest der schlanke, vielstöckige Thurm einer Pagode. Jenseits dehnt sich die sandige Ebene aus. Die Nord- und Ostwinde brausen über sie hin, prallen an die Stadtmauer, begraben sie zuweilen bis auf halbe Höhe in die herangeblasenen Sandwogen. Angehäuft am Fuße der Ringmauer, drohen die beweglichen Dünen die Bastionen zu ersticken, aber der nächste Sturm zerstäubt und treibt sie wieder hinaus in das offene Land. Es gibt nichts Traurigeres als die Umgegend von Peking: eine unabsehbare Steppe. Am Horizont fließen Land und Luft in einander. In den oberen Regionen ist die Atmosphäre reiner. Daher gewahrt man zuweilen die Gipfel, nur selten den Fuß und die Abhänge des Mongolischen Gebirges.

Peking ist das Lager von Barbaren auf der Weiswacht. In der Mitte steht das Zelt ihres Häuptlings; zugleich dient es denen die das Feld bebauen als Zufluchtsort. Der Nomade der den Bauern schützt! Wahr-

haftig, das ist Asien! Ich begreife jetzt die Verehrung welche die Völkerschaften dieses Kontinents, vom Ural bis nach Kaschgar, von Kiachta zum Hindukush, für Schuntian (Peking) bewahrt haben, in ihrer Phantasie die Stadt der Städte, das irdische Paradies, der Mittelpunkt der Welt. Für mich ist es das Urbild der alten biblischen Großstädte, ein Babylon, ein Niniveh: ungeheuerlich, roh, heroisch.

Auf die einsamen Wanderungen folgen Reitpartien in zahlreicher, jugendlicher Gesellschaft. Wir sind alle gut beritten. Diese mongolischen Ponies gehen ein wenig scharf in die Hand, sind feurig, lieben auch sich zu bäumen und durchzugehen wie man dies Kindern der Steppe nicht verargen kann, die stolz sind auf das edle Blut das in ihren Adern fließt.

Die Reiterchaar hat die chinesische Stadt in ihrer ganzen Breite durchzogen und erreicht nun einen großen unregelmäßigen Platz; gegenüber liegt der Tien-tan, der Tempel des Himmels den der Kaiser alljährlich besucht und der die übrige Zeit verlassen und verschlossen ist, verschlossen besonders den Fremden seit einige amerikanische Reisende sich beikommen ließen mit Frauen und Kindern auf dem Altar des „Jahresopfers“ ein Picknik zu

organisiren. Nun gibt es aber glücklicher Weise Mittel sich mit dem Himmel abzufinden, besonders mit den Wächtern des Tempels der seinen Namen trägt. Doch erfordert dies ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld. Das Thor, ein glücklicher Zufall, steht offen. Dem Rathe eines der Herren die uns führen Folge leistend thun wir dergleichen als wollten wir an dem Tempel vorüber reiten. Unser Freund aber sprengt an die Wächter heran die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen dem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge.

Herr L . . . gewahrt mit seinen Lugaugen eine andere offenstehende Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten inneren Einfriedung. Hier umringt uns eine Schaar von Knechten die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputirlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet; eine gute Gelegenheit für die Herren Dollmetsche ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbild stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie, als ein Zeichen des Respektes, ihren Pops auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den

Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeugungen Platz. Kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen welche die Wächter erhalten werden weil sie Fremde Teufel zuließen, und hienach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur werden wir gebeten nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse, und „Ihr begreift“, sagte man uns mit kläglichster Miene, „das ginge über den Spaß.“

Der Tempel des Himmels, mit seinem Park und den von Mauern und Gräbern umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Cedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichste Gebäude ist das Heiligthum der Jahresopfer, erbaut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei concentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes mit blauem Glasemail geschmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinander gestellten Dächer,

in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und frazhenhaft, künstlich und roh, das Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien, und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen da das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Balustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme, eine eigenthümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte. Die großen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht. Die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Das Innere ist den Sterblichen unzugänglich; nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten. Auch uns halten riesige Schösser auf der Schwelle des Heiligthums fest. Glücklicher Weise haben die Wächter nicht der Mühe werth gefunden uns zu begleiten. Sicher der Stockstreich die ihrer harren, und sicher auch unserer Tael, von denen sie bereits eine gewisse

Anzahl als Darangabe eingesteckt, gestatten sie uns im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser, und eines hat die Gefälligkeit sich zu öffnen. Indem ich dies niederschreibe fühle ich die Schamröthe auf meinen Wangen und ich zweifle nicht daß meine Gefährten dies Gefühl theilen. Nun ist die That aber geschehen, und wir treten in das Innere. Vier Holzsäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Gallerie auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, so weit ich bei dem schwachen Lichte ausnehmen konnte, sehr gedrückt und wie die Säulen und Pilaster mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel die ich in China sah. Erst hier, mit Hilfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußeren Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechslung des Gitterwerkes zu bewundern welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Gözenbild, nichts was daran erinnerte daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Es ist ein prachtvoller Kiosk, würdig der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich der offene Altar auf welchem die Jahresopfer dargebracht

werden; eine freisrunde Plattform von weißem Marmor, dreißig Fuß hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt welche im Diameter hundertzwanzig, neunzig und sechszig Fuß messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebnis der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen andern Elementen dieser Gebäude, als da sind die Steinplatten des Pflasters, die Geländer der Gallerien und so fort. Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrsamkeit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir Niemand erklären.

In den Küchen sahen wir die großen Kessel in welchen das Fleisch der Opferthiere gekocht wird. Ein langer geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer andern Stelle des Haines befinden sich die Gebäude in welchen der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und die Hofwürdenträger absteigen. Alle diese Baulichkeiten sind, die dicken Staubschichten abgerechnet, in gutem Zustande. Man erklärt die Vernachlässigung durch die Minorjährigkeit des Kaisers der die Heiligthümer außerhalb des Palaßes noch nicht besucht hat.

Ich habe die berühmtesten Tempel besichtigt; überall fand ich dieselbe Verwahrlosung und nirgend Betende. Die Amtssitze der hohen Mandarine befinden sich in ähnlichem Zustande, weil die Nutznießer ihre Damen auf eigene Kosten unterhalten müssen und dasselbe Amt nie länger als drei Jahre verwalten. Aber wie erklären sich die elende Bekleidung ihrer Schreiber und Dienerschaft, der jämmerliche Zustand der Heerstraßen, der Gassen von Peking, der Kanäle und Brücken die, im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbaut, fast gänzlich verfallen sind? Wie das allgemeine Bild der Verkommenheit das uns auf jedem Schritte entgegentritt? Welch sonderbarer Gegensatz mit den moralischen Eigenschaften, mit der geistigen Begabung des chinesischen Volkes, dieser kräftigen, thätigen, aufgeweckten Nation welche Amerika, Australien, Oceanien überfluthet und überall, allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze und auf dem materiellen Gebiete, den Wettkampf mit den entwickeltsten Völkern Europa's siegreich besteht!

Diese Frage richtete ich an Männer welche durch ihre Stellung, durch ihre Erfahrung, die Frucht eines langjährigen Aufenthaltes in China, durch ihre Kenntniß der Sprache, der Menschen und der Dinge dieses Landes vorzugsweise befähigt schienen mich zu belehren. Hr. Williams, amerikanischer Missionär und Verfasser eines höchst

schätzbaren Buches*), der seit vierunddreißig Jahren in China lebt; der russische Gesandte, Hr. General Blangali; Hr. Wade, während mehrerer Jahre Gesandtschafts-Dollmetsch, heute englischer Gesandter; sein erster Sekretär, Hr. Brown; Hr. Low, Minister der Vereinigten Staaten; der deutsche Geologe Baron Richthoven, der mehrere Theile China's besucht hat und den ich nach dem fernen Szechuen abreisen sah; Monseigneur de la Place, apostolischer Vikar in Peking; Hr. Fabier von derselben Mission; der russische Gesandtschaftsdollmetsch Hr. Lenzi; der deutsche Geschäftsträger Hr. Anneck und sein Dollmetsch, Hr. Bismark, alle diese Herren hatten die Güte, und ich kann ihnen hiefür nicht genug danken, meine vielen Fragen zu beantworten, meine Zweifel zu lösen, meine Irrthümer zu berichtigen. Unvergeßlich werden mir diese Unterredungen sein; sie füllten die frühen Morgenstunden und halfen die schon langen Herbstabende verkürzen, welche ich immer unter dem gastfreien Dache des Generals Blangali oder in den Salons der anderen Gesandtschaften zubrachte.

„Dieser Verfall, fragte ich, ist er blos scheinbar oder wirklich? Erlöscht die Nation, oder nur die Dynastie?“

„Hierüber“, war die Antwort, „lasse sich Vieles sagen. China ist das Land der Widersprüche. Die konservative

*) The middle Kingdom.

Richtung waltet hier vor. Die Ansichten, die Sitten, selbst die Tracht, letztere mit sehr geringen Abänderungen, blieben wie sie waren vor tausend, vor zweitausend Jahren. Und dennoch wird nirgend unsolider gebaut. Mit Ausnahme einer Pagode in . . . (der Name ist mir entfallen) in der Provinz Kiangsi, deren Errichtung in das zehnte Jahrhundert zurückreicht, gibt es im ganzen Reich nicht ein Gebäude das mehr als zweihundert, höchstens zweihundertfünfzig Jahre zählt.

„Der Chinese ist vor Allem patriarchalisch gesinnt, und dennoch, außer den acht oder neun fürstlichen Familien, gibt es keinen Erbadel. Im Gegentheile vermindert sich der vom Kaiser verliehene Adel mit jeder Generation um einen Grad. Der Sohn eines Marquis, das heißt eines Adelligen, der den unseren Marquis entsprechenden Rang besitzt, wird Graf; der Sohn des letzteren Baron und der Sohn des Barons trägt keinen Titel mehr. Die Fürsten von Geblüt machen die einzige Ausnahme und genießen große Ehrenvorrechte. Selbst die Minister stehen hinter ihnen im Range zurück. Doch üben erstere auf die Staatsgeschäfte keinen Einfluß.

„Ein jeder kann zu den höchsten Aemtern gelangen, der Sohn eines Kuli so gut wie der Sohn eines Fürsten, vorausgesetzt daß er die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hat, daß er Baccalaureus wurde in seinem Di-

strift, Licentiat in der Hauptstadt seiner Provinz, endlich Doktor bei den großen Rigorosen in Peking. Jeder Doktor kann die obersten Staffeln der hierarchischen Stufenleiter erklimmen. Als Literat ist er Glied eines Körpers, besser gesagt einer Menge, welche eine wahre Macht im Staate bildet; aber um persönlich einen Antheil an der Regierungsgewalt zu erlangen, muß er in den Staatsdienst treten, der sich ihm erschließt nach Maßgabe des von ihm errungenen akademischen Grades. Man sollte also meinen, und in der That es ist so, daß China ein wesentlich bureaukratischer Staat sei. Und dennoch gibt es kein Land unter den Sternen, welches weniger Beamte besäße. In diesem ungeheuren Reiche zählt man nicht über zwölftausend Mandarine.*) Dies Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen, nämlich als gleichbedeutend mit besoldetem Staatsdiener. Denn, abermals ein Widerspruch, in keinem Lande der Welt hat sich das Princip der Selbstverwaltung, des selfgovernment, die Autonomie der Gemeinde, in höherem Grade entwickelt.

„In welcher Beziehung steht der Souverain zu seinem Volke? Der Chinese ist der gehorsame Unterthan des Kaisers,

*) Bekanntlich ernannten die portugiesischen Schifffahrer des sechszehnten Jahrhunderts die großen und kleinen Beamten China's „Mandarin.“ Mandar heißt auf portugiesisch befehlen. Den Chinesen selbst ist das Wort Mandarin vollkommen unbekannt.

der Kaiser der Vertreter Gottes oder des Schicksals. Man ist ihm also blinden und unbeschränkten Gehorsam schuldig. Er ist Kaiser weil Gott es so wollte. Ist er ein schlechter Regent, so steht es übel mit China, aber dies ändert nicht die Pflicht eines jeden seinen Befehlen, auch den verderblichsten und ungerechtesten, zu gehorchen. Von allen Verbrechen ist die Rebellion das größte. Gelingt aber die Auflehnung gegen den Kaiser, so geschah dies weil Gott es so wollte. Wenn, in Folge eines siegreichen Aufstandes, ein Usurpator sich des Thrones bemächtigt, so tritt er sofort in den Genuß aller, ihrer Natur nach unbeschränkten, Rechte und Privilegien des von ihm gestürzten Hauptes der Dynastie. Der Erfolg verleiht die Rechtmäßigkeit, denn er ist ja nichts Anderes als eine Offenbarung des göttlichen Willens. Also die erste Pflicht des Staatsbürgers ist unverbrüchliche Treue für den Souverän, verbunden mit der Pflicht jedwede thatsächlich vollzogene Aenderung sofort und unbedingt anzuerkennen. Von allen Widersprüchen gewiß der größte.

Dies vorausgeschickt, gehe ich auf Ihre Frage über. Das chinesische Volk, eben weil es von der kaiserlichen Macht eine so hohe Meinung hegt, erwartet, wenn nicht Alles, doch sehr viel vom Kaiser. Die Fürsorge für die öffentliche Ruhe, die Ausübung der Gesetze, die Erhaltung der Staatsgebäude, der Brücken, Straßen und Kanäle, der

Festungen und Häfen ist Sache des Kaisers und nicht des Volkes. Nun ist aber der Kaiser minderjährig; sein Vater war ein beschränkter, lockrer Herr der sich wenig mit den Geschäften befaßte; sein Großvater galt für einen Schwachkopf. Dazu kommt daß die kaiserliche Würde in China keine Sinecura ist. Wenn der Kaiser nicht handelnd eingreift, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, so leidet die Nation. Peking ist hievon ein sprechendes Beispiel. Seine Straßen haben sich in Abzugsgräben verwandelt, seine Gassen sind der Marmorplatten beraubt welche sie einst bedeckten und deren Trümmer die Gassen jetzt unwegsam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrath, ein Aergerniß für die Gläubigen wenn es Gläubige gäbe die sie besuchten; die öffentlichen Gebäude und, außerhalb der Stadt, die Kanäle, diese großen Adern des Landes, verfallen; die Heerstraßen werden, je nach der Jahreszeit, zu vertrockneten Gießbächen, oder strömenden Flüssen oder zu undurchwadbaren Sumpflachen! Dies ist die Schuld der zwei letzten Regierungen. Unter dem Scepter eines energischen, eines thätigen und verständigen Regenten verschwänden, binnen Kurzem, die Spuren der schlechten Regierung seiner Vorgänger und, mit ihnen, jene Anzeichen des Verfalles über welche sich die Fremden so sehr und die Eingebornen so wenig wundern.“

Heute Nachmittag im Tempel des Konfucius, Wên-Miao und in der Großen Lamaserie, Jung-ho-kung genannt. Beide befinden sich im Nord-Ost-Ende der Tartarenstadt. Von der Akademie und dem Tempel des großen Philosophen sind nur ein paar Schritte zum Heiligthume des großen Gottes. Aber, in geistiger Beziehung, trennt sie eine unermessliche Entfernung. Man behauptet daß der Buddhismus von allen Religionen die verbreitetste ist. Möglich; ich möchte aber meinen daß es mehr Anhänger des Konfucius, mehr Rationalisten auf der Welt gibt als Buddhisten. Hier stehen sie sich gegenüber.

Wir besuchen zuerst den Philosophen. Der Vorhof ist mit Cypressen bepflanzt deren Zweige in der bekannten Weise gezwungen wurden sich horizontal auszubreiten. Die Inschriften auf den sonderbaren glockenförmigen Steinblöcken die man uns zeigt harren noch der Entzifferung; begreiflich, wenn es wahr ist daß sie Konfucius eigenhändig auf den Stein schrieb. Die Tempelhalle ist prachtvoll, aber diese Pracht hat etwas Schales. Keine Götzenbilder aber viele Inschriften; die Namen des Philosophen und seiner Jünger; Alles mit altersgrauen Staubschichten bedeckt. Hier verrichtet der Kaiser sein Gebet einmal im Jahre.

Die Akademie des Konfucius befindet sich unmittelbar neben dem Tempel und bildet, wenn ich nicht irre, einen Bestandtheil desselben. Hier, in einem kleinen Hof, sind

sämmtliche Werke des Weisen so wie andere klassische Werke, in schwarze Marmorplatten gegraben, zum Gebrauche der Literaten ausgestellt. Alle diese Gebäude haben einen akademischen und zugleich höfischen Anstrich; im Ganzen entspricht dies äußerliche Gepräge dem inneren Wesen des Religionsstifters, besser gesagt des pedantischen Professors, des eleganten gelehrten Höflings, des unermüdlchen Ministerkandidaten und Stellenjägers, genannt Konfucius, und dem hohen Range der Beschützer seiner Manen, der Kaiser, der gnädigen Gründer, Wiedersteller und Neubauer dieser Tempel welche eigentlich nicht Tempel genannt werden sollten weil sie mit der Religion wenig oder nichts gemein haben. Kien-lung, dessen Regierung beinahe zwei Drittheile des vorigen Jahrhunderts umfaßt*), hat den hübschen Saal erbaut in welchem der Kaiser, alle zehn Jahre einmal reich geschmückten und vergoldeten, auf dem Throne sitzend, sich einige Bruchstücke der Klassiker vorlesen läßt.

Wir sind in der Großen Lamaserie Jung-ho-kung angekommen. Die Bonzen, sämmtlich Mongolen, halten in einer Halle ihren Gottesdienst. Einer von ihnen, der für Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen hat, überhäuft uns mit Schimpfworten weil ich in einer Anwendung von Zerstretheit mit brennender Cigarre eingetreten war.

*) Von 1736 bis 1796.

Als Strafe verlangt der Bonze meine Ausweisung. Aber Herr Lenzi, mein liebenswürdiger Begleiter und Cicerone, beschwichtigt den Cerberus, und der einen Augenblick unterbrochene Gottesdienst nimmt seinen Fortgang. Priester, Novizen, Akolythen, alle mit gelben Leibröcken und gelben Mänteln bekleidet, alle mit vollkommen rasirtem Schädel, kauern auf niedern Bänken und singen im Chor. Was ihre Gesichter anbelangt, so sah ich niemals dümmere und geistreichere. Abgemagerte Gestalten, durch Fasten erschöpfte Naturen, einige mit Zügen welche die Ascese veredelt hatte, andere die wie verthiert vor sich hinstarrten. Daneben Jünglinge voll Gesundheit und Leben und kleine Knaben mit spitzbübischen Augen die wie brennende Kohlen funkelten. Im Chorgesang herrschen die näselnden Töne vor, aber zwei oder drei Baßstimmen würden in Wien und Paris an der großen Oper ihr Glück machen. Die Scene welche wir vor Augen hatten erinnerte mich lebhaft an die großen Ceremonien der katholischen Kirche. Unweit der Halle befindet sich das Heiligthum Buddha's, ein dunkler, enger aber sehr hoher Raum den die kolossale Statue des Gottes ausfüllt. Um sie im Einzelnen zu besehen, besonders um die breiten Schultern und die langen Arme der Gottheit in der Nähe zu bewundern, muß man auf einer Seitentreppe mehrere Stockwerke emporsteigen.

Neben dem Tempel hat Kaiser Jung-mên für seine

dreizehn Söhne ein mehr klösterliches als fürstliches Wohnhaus erbaut. Die Zimmer sind klein. Ein Korridor läuft ihnen entlang; die Thüren vollkommen kreisrund; die Details der Ornamentirung phantastisch und zuweilen sehr elegant und anmuthig. Das Haus lehnt sich an die nördliche Stadtmauer. Durch ein Fenster blickend, weide ich mich, mit immer neuem Vergnügen, an dem Anblicke des düstern, großartigen Gemäldes.

Aber das Hauptinteresse dieser nachmittägigen Wanderung bildet der merkwürdige Gegensatz zwischen den Tempeln der Vernunft und den Tempeln des Glaubens, zwischen der Sophisterei und der Ascesis, der Spekulation und der blinden Ueberzeugung, zwischen Konfucius und Buddha. Eine Wesley'sche Kapelle, die außer ihren vier nackten Wänden nichts aufzuweisen hat als das Pult des Predigers, und Sanct Peter während der Pontifikalmesse bilden keinen größeren Kontrast.

Konfucius war Moralist. Er lehrte Maximen, er ertheilte Rathschläge deren Weisheit gerühmt wird; aber die Diskussion über eine künftige Welt lehnte er ab; er suchte die Quelle für Gut und Uebel in der Vernunft und dem Willen des Einzelnen.

Man behauptet allgemein, die Chinesen kämen als Skeptiker auf die Welt. Ist dies auch erwiesen? Eine Thatsache die Niemand in Abrede stellt bewiese eher das

Gegentheil; alle Literaten sind Skeptiker; alle Leute aus dem Volke sind gläubig. Die Literaten wachsen auf mit den Schriften des Konfucius. Könnte man nicht hieraus schließen daß, im Gegensatze zu jener Behauptung, die philosophischen Lehrsätze im Laufe der Jahrhunderte die Geister umgebildet und in sie die Keime der Zweifelsucht gelegt haben, welche so bequem ist während des Lebens, so ohnmächtig und trostarm im Augenblicke wo wir es verlassen? Ich las in einem Buche dessen Verfasser ein protestantischer Missionär ist, der Titel entfiel mir, daß die Literaten, obgleich ausnahmslos mehr oder minder Atheisten, wenn der Tod herannaht, zum Buddhaglauben zurückzukehren pflegen. Katholische Missionäre bestätigten mir die Angabe.

Aber wenn die Literaten das Dasein Gottes leugnen, so glauben sie mit um so größerer Inbrunst die einfältigsten Wunder, die albernsten Märchen; gerade wie unsere Freigeister an sprechende Tische glauben. So bildet gegenwärtig im nördlichen China die Auffindung einer kleinen Schlange welche ein Bauer nach Tien-tsin brachte, wo sie in einem Tempel ausgesetzt wird, das große Ereigniß des Tages. Diese Schlange ist eigentlich ein Drache, und dieser Drache ein Gott. Nicht nur die ganze Bevölkerung, auch der Generalgouverneur der Provinz, der Taotai, die Municipalbeamten der Stadt, alle diese Herren begaben

sich in großer Gala nach der Pagode zur Anbetung der kleinen Bestie. Ich stellte an Jemanden dessen Meinung in solchen Dingen von Gewicht ist die Frage: „Betrachten der Gouverneur und die anderen hohen Persönlichkeiten die Adoration der Schlange als geboten durch Rücksichten der Staatsweisheit, als ein dem Volksaberglauben schuldiges Zugeständniß, oder theilen sie letzteren?“ — „Ohne allen Zweifel“, war die Antwort, „glaubt der Vice-König, genau wie der letzte Kuli, an die Göttlichkeit der Schlange“, und als Beweis erzählte er mir mehrere Vorgänge, die in neuester Zeit sich vor seinen Augen zutrug. So war, ganz kürzlich, einer der Legationssekretäre erkrankt; man entdeckte daß sein Haus auf Sumpfboden stand, und der Gesandte beeilte sich dort die nöthigen Arbeiten ausführen zu lassen. Eines Tages sprach er hievon mit einem ihm persönlich befreundeten Mandarin hohen Ranges, einem gelehrten, sehr verständigen und seinen Standesgenossen weit überlegenen Manne. „Die Ursache der Erkrankung“, erwiderte dieser, „ist nicht das ungesunde Haus. Die Ursache ist der Fon-shue, wörtlich übersetzt der Wind und das Wasser, das heißt Verhergung, die bösen Geister. Warum haben Sie so nahe bei der Wohnung Ihres Sekretärs jene Esse bauen lassen? Aus ihr steigen die bösen Geister empor. Ist das nicht sonnenklar? Warum also eine andere Erklärung suchen?“

„Wenn“, fuhr mein Gewährsmann fort, „die portugiesische Kathedrale während der zwei letzten Christenverfolgungen nicht zerstört wurde, wenn sie noch heute besteht, so verdankt sie dies, ohne allen Zweifel, der Abneigung der Chinesen gegen Abtragung großer Gebäude. Sie glauben daß böse Geister dadurch aus ihren Wohnsitzen vertrieben werden und sodann die Nachbarschaft heimsuchen. Andererseits bezweifle ich nicht daß die Literaten in Tientsin die, von ihnen selbst getheilte, Furcht des Publikums vor hohen Thürmen, welche die bösen Geister anziehen, mit Erfolg ausbeuteten um das Volk gegen die Missionäre und Klosterfrauen aufzureizen. Der Glockenthurm der katholischen Kirche in jener Stadt ärgerte und beunruhigte die Einwohner. Man hätte ihn gänzlich zerstört, aber der solide Steinbau widerstand dem Brande, und die Ruhe wurde hergestellt bevor das Werk der Vernichtung vollendet war. Als hier in Peking die beiden Thürme der neuen französischen Kirche während des Baues eine gewisse Höhe erreicht hatten, faßte die Regierung Besorgnisse. Sie schritt ein mit dem Verlangen daß der Weiterbau der beiden Thürme unterbliebe; weil, sagte sie, man von der Spitze derselben in die Gärten und Höfe des kaiserlichen Palastes blicken könnte. Dies war ein Vorwand; der wahre Grund waren die Geister. Monseigneur de la Place, ein kluger Herr, fügte sich den Wünschen des Tsungli-Yamen.“

Der Chineser ist abergläubisch aber nicht fanatisch. Man versichert mir, sowohl im Volke, wie unter den Literaten, ja selbst im buddhistischen Klerus, sei religiöser Fanatismus unbekannt. Anders verhalte es sich mit den Mongolen. Je mehr man sich Thibet nähere, um so größeren Glaubenseifer finde man. In China stehe einem jeden frei „auf seine Façon“ selig zu werden, und wenn hievon, leider, zu Ungunsten der Christen eine Ausnahme gemacht werde, so geschehe dies aus politischen und nicht aus religiösen Gründen.

Anhänger des Konfucius, Taoisten, Buddhisten leben friedlich nebeneinander; nie hört man von religiösen Zwistigkeiten. Als Monseigneur Mouly, der letzte apostolische Bischof in Peking, starb*), bestattete man ihn, aus Rücksicht für die katholischen Eingeborenen, um ihre angestammten Begriffe von Schicklichkeit zu schonen, mit dem landesüblichen Gepränge. Sein Leichnam wurde in einem reich geschmückten Sarge nach dem portugiesischen Kirchhofe getragen. Das Kreuz an der Spitze, folgte der katholische Klerus in Kirchengewändern; alle fremden Gesandten nahmen an dem Zuge Theil; dieser bewegte sich langsam durch die endlosen Hauptgassen die nach dem Thore Ping-tsu-men führen. Bekanntlich sind die Gassen eigentlich hohe Dämme.

*) December 1868.

Alle Wagen, denen man begegnete, darunter die an der grünen Farbe kenntliche Staatskarosse eines Prinzen von Geblüt, wichen nach den Tiefseiten aus und überließen den Christen gutwillig den Hauptweg. Das Volk sah mit Neugierde zu, verrieth aber keine feindselige Stimmung.

Peking besitzt einige sehr wohl ausgestattete Kaufläden: Porzellan, Elfenbein- und Holzschnitzwerk, Cloisonnés und Jadearbeiten. Hier, wie überall, sind ordinäre Waaren im Ueberfluß vorhanden, und wirkliche Kunstwerke selten und übermäßig theuer. So wurden uns zwei hübsche Vasen von altem Porzellan für achtzig Pfund Sterling angeboten. Gewiß ein übertriebener Preis, besonders im Verhältniß zu dem in China sehr hohen Werth des Geldes. Allerdings fehlen weder einheimische noch fremde Liebhaber. Zwar dürfen die Europäer in der Hauptstadt keinen Handel treiben, auch kommen nur äußerst wenige Ausländer hieher und, außer den Gliedern der Gesandtschaften und der religiösen Missionen, gibt es keine fremden Residenten. Aber chinesische Händler kaufen bei einheimischen Familien auf was sie finden und schicken diese Gegenstände nach Tien-tsin oder Shanghai. Von dort gelangen letztere nach Europa, meist nach St. Petersburg und Moskau wo die vornehme Welt an Cloisonnés besonderes Gefallen findet. Wirklich werthvolle Arbeiten

trifft man selten in den Butiken. Am besten kauft man nach Gelegenheit. Kleinhändler tragen mehr oder minder seltene Gegenstände auf die Gesandtschaften. Dort werden sie drei oder viermal die Woche ausgestellt. Diese improvisirten Bazare bringen einige Abwechslung in das einförmige und freudenlose Dasein der Diplomaten. Aber es genügt nicht daß hübsche Kuriositäten feil geboten werden; man muß sich bei dem Kauf verstehen, das heißt selbst den Preis bestimmen und bei dem ersten Angebote beharren, mit anderen Worten, man muß Kenner sein und zu warten wissen. Der Eigenthümer der Vasen oder der Cloisonné packt sie ein, zieht ab, kommt nach einer Woche, nach einem Monat wieder, erschöpft abermals fruchtlos seine Beredsamkeit, packt wieder zusammen, geht wieder fort, aber, vielleicht nach einem Jahre, bringt er den Gegenstand zurück und läßt ihn um den ihm ursprünglich gebotenen Preis. Einer der feinsten Kenner ist General Wlangali. Mit ihm durch Peking wandern, in seiner Gesellschaft die Kuriositäten prüfen die fast täglich nach dem Frühstück in seinem Garten ausgestellt werden, ist ein Vergnügen, ein Studium und eine Versuchung.

Soll ich aber die Wahrheit sagen, so muß ich gestehen, daß ich wenig sah was mich besonders anzog oder wirklichen Kunstwerth zu besitzen schien. In den Erzeugnissen der großen Epochen erregen die Schönheit des Ko-

lorits und die Vollendung der Ausführung mit Recht unsere Bewunderung. Mir scheint übrigens daß die Chinesen weniger Geschmack besitzen als die Japaner, daß ihre Farben greller und weniger harmonisch sind, ihre Zeichnung weniger erfinderisch und ohne allen humour der, meiner Ansicht nach, den japanischen Erzeugnissen ihren vorzüglichsten Reiz verleiht. Der Jade, ein äußerst harter und schwer zu schneidender Stein, wird von den Eingeborenen über Alles geschätzt. In gewissen Butiken findet man davon eine große Auswahl. Hochgestellte Männer tragen stets einen großen Ring von weißem oder grünem Jade am Daumen.

Europa ist mit chinesischen Schnitzereien aus Elfenbein überschwemmt. Hier, bei General Blangali, sah ich nur Ein solches Erzeugniß, ein wahres Juwel, das auf Kunstwerth Anspruch machen kann. Alles Uebrige ist Fabrikarbeit. Im Ganzen ziehe ich das Holzschnittwerk vor.

Lackirte Waaren stehen meiner Ansicht nach weit unter den Bieur-Laques der Japaner. Dafür gebe ich, gegen die allgemeine Ansicht, dem chinesischen Porzellan den Vorzug; natürlich von den großen Meisterstücken ersten Ranges sprechend. General Blangali besitzt eine nicht zahlreiche aber auserlesene Sammlung von Vasen aus der Zeit der Mingdynastie und der Kaiser des vorigen Jahrhunderts. Die ältesten, aus der Mingepoche, dürften dem

Ende des sechszehnten oder den Anfängen des siebzehnten Jahrhunderts angehören. Sie unterscheiden sich von anderen durch die Farbenpracht; die aus dem vorigen Jahrhundert stammenden durch die freie, kühne Zeichnung. In ihnen ist europäischer Einfluß unverkennbar. Woher kam er? Woher auch die sonderbare Analogie mit dem bereits besprochenen Barokismus der japanischen Skulpturen aus der Regierungszeit Taiko-Sama's und seiner ersten Nachfolger? So weit es sich um China handelt, sagt man mir, liegt die Erklärung am Tage. Die Jesuiten, damals die Günstlinge des Peking Hofes und in stetem Verkehr mit Europa, von wo sie ihre Bücher, Karten, Zeichnungen und Anfangs ihre Instrumente bezogen, die Jesuiten waren es welche den Geschmack des italienischen Barokismus, allerdings nur in kleinem Maße, und, in größerem, den Rococostyl Ludwig's XV. nach China verpflanzten. Die heute in Peking gefertigten Vasen stehen an Reinheit der Linien und an Farbenschmelz den älteren weit nach; aber man erzeugt noch sehr schöne, und ich finde in ihnen keine jener vielen Spuren des Verfalles welche sich in den japanischen Produkten dieser Art, namentlich in den berühmten Vasen von Nagasaki, dem Beobachter aufdrängen. Dagegen bestehen die Cloisonnés den Vergleich mit denen des letzten Jahrhunderts in keiner Weise. Die Linien sind weniger rein, häufig inkorrekt,

und der Schmelz entbehrt die in den alten Cloisonnés so hoch geschätzten zarten Abstufungen. Wir besuchten die Werkstätte eines Ceramisten. Seine Werkzeuge schienen mir so urwüchsig wie seine Methode. In einem kleinen Höfchen liefen zwei Knaben um ein Feuer, mit ihren Fächern die nöthige Hitze unterhaltend. Daneben, in einer elenden Holzhütte, verrichteten zwei oder drei Gesellen, unter der Leitung des Meisters, die übrige Arbeit und brachten sehr hübsche Dinge zu Stande.

Ich gestehe übrigens, Chinoiserien lassen mich kalt. Sie sind künstlich aber nicht künstlerisch. Die wahre, die klassische Schönheit fehlt. Mit den steigenden Verkehrsmitteln zwischen Europa und dem fernsten Osten muß sich bei uns der Geschmack an Gegenständen verlieren deren Hauptreiz doch eigentlich nur in der Schwierigkeit bestand sie sich zu verschaffen.

Herr Fritsche, ein junger russischer Gelehrter, hier mit einer wissenschaftlichen Sendung seiner Regierung anwesend, hat die Güte mich nach der Sternwarte der Jesuiten zu begleiten. Sie liegt auf der östlichen Ringmauer der Tartarenstadt zwischen den Thoren Lung-pien-men und Chi-ho-men. Wir reiten durch ein volkreiches, aber armeliges Viertel welches die Südostecke der Stadt einnimmt.

Ueberall eine Fülle menschlicher Wesen! Wie hoch mag sich die Bevölkerung von Peking belaufen? In unsern Schulbüchern wurde sie, wenigstens in meiner Kindheit, offenbar übertrieben, auf drei Millionen veranschlagt. Ich stellte die Frage an Herrn Williams dessen Ansicht das größte Gewicht hat und an zwei in derlei Dingen wohlbewanderte Diplomaten. Alle drei gestanden mir ihre Unwissenheit. Die amtlichen Regierungstabellen verdienen, sagten sie mir, nur sehr bedingten Glauben. Man ist also auf Voraussetzungen und Muthmaßungen angewiesen. Herr Williams berechnet die Volkszahl auf eine Million, die beiden andern Herren auf acht- und fünfhunderttausend Seelen. Die Bevölkerung des chinesischen Reiches mit Inbegriff der Schutzstaaten wurde von dem Prinz von Kung im Gespräche mit Baron Gros auf fünfhundertfünfundzwanzig Millionen angegeben. Herr Wade meint sie habe vor der Tae-ping-Rebellion vierhundert betragen, sei seither bedeutend, jedoch nicht, wie von einigen Schriftstellern behauptet wird, auf die Hälfte herabgesunken.

Wir sind am Ziele unseres Spazierrittes angelangt: ein niederer viereckiger, an die Stadtmauer gelehnter Thurm. Im Hofe bewundern wir zwei Globuse auf prachtvoll gemeißelten Gestellen von Bronze. Ein anderer Globus welcher die Himmelskörper darstellt und mehrere Quadranten stehen, gleichfalls unter freiem Himmel, auf der

Plattform des Thurmes. Alle diese Instrumente wurden nach den Zeichnungen und unter der Leitung der Patres von chinesischen Arbeitern ausgeführt; und sind vollkommen erhalten. Mein Begleiter, der Astronom ist, erklärt sie, in wissenschaftlicher Beziehung, für Meisterstücke; in künstlerischer sind sie es nicht minder.

Wir stehen auf der Stadtmauer. Wie ein gezacktes Band rollt sie sich vor uns auf, bis Zinnen und Strebe-
pfeiler in der Ferne in einander laufen. Zu unsern Füßen gewahren wir: hier, die Stadt, ein Labyrinth von Lehm-
hütten mit einem Meere von Baumwipfeln im Hinter-
grund; dort, das traurige öde Flachland, in der Ferne unsichere Linien und tiefere Lufttöne, das Mongolische
Grenzgebirge verhüllend und verrathend; über uns das tief-
blaue Gewölbe! Allenthalben Schweigen; nur zuweilen
dringen sanfte Klänge wie aus himmlischen Sphären zu
uns hernieder. Es sind Taubenschwärme die, weißen
Wölkchen ähnlich, hoch oben vorüberziehend ihre Aeols-
harfen erklingen lassen.*) In diesem Bilde ist Alles fremd-
artig, phantastisch, barbarisch, nur nicht die Instrumente,

*) Peking ist reich an Tauben. Man befestigt, um sie gegen Raubvögel zu schützen, ein aus sehr leichtem Bambusholz gefertigtes Pfeisken unter ihren Flügeln. Der Ton welchen die sinnreiche Vorrichtung von sich gibt wechselt mit der Schnelligkeit des Fluges.

bestimmt den Himmel zu messen, verlassen auf Erden, aber verschont von Menschen wie von Elementen, sprechende Zeugen einer schon weit entschwundenen Zeit in der es möglich schien Millionen menschlicher Wesen der Gesittung zu gewinnen, nicht durch Zwang, sondern aus Ueberzeugung, bei der doppelten Leuchte der Wissenschaft und des Glaubens.!

Wenn ich in Peking umherschendere, so gedenke ich unwillkürlich meiner ehemaligen Vorgesetzten, der diplomatischen Kanzleichefs welche mich lehrten wie man eine Depesche zu copiren und zu falten, wie man mit Maß und Takt die verschiedenen Höflichkeitsformen zu vertheilen habe, wem die „vollkommene“, die „vollkommenste“ oder die „ausgezeichnete Hochachtung“ gebühre. Diese würdigen Männer, tapfere Ritter vom Tintenfaß und Ministerpapier, schlummern seit lange den Schlaf der Gerechten. Wie gerne würde ich sie auferwecken um ihnen Peking zu zeigen. Wie würden sie sich erfreuen an dem Anblicke einer Stadt die ganz bevölkert scheint mit Ihresgleichen! In der That, der Chineser kommt als Bureaukrat zur Welt. Erklärlich dadurch daß man nur durch die Bureaux schreitend zu den höhern Aemtern gelangen kann, und daß, unerachtet der geringen Anzahl der Mandarine, es zahllose Chinesen gibt

welche sich für den Staatsdienst qualificirt haben. Man betrachte nur die Bedienten. In geselliger Beziehung sind sie den unsrigen weit überlegen; sie kleiden sich sorgfältig, kultiviren ihre Nägel, sehen mit Einem Worte wie Gentlemen aus.

Was ist eigentlich das Wesen des Bureaukratismus? Ich glaube der Kultus der Routine. Die Routine, o Bureaukraten, ist Euer Kompaß, Euer Evangelium, Euer Wohnhaus und Euer Gefängniß. Sie leitet Euch, sie erleuchtet Euch, sie hält Euch aufrecht, sie verschuecht Eure Zweifel, sie schützt Euch gegen politischen Sturm und Hagel. Regierungen stürzen, Staaten vergehen, aber die Bureaux bleiben. Ist das Unwetter vorüber gezogen, so findet man dieselben Gesichter, dieselben Toiletten, dieselben Ideen, wo es deren gab und gibt, und dieselben Gewohnheiten. Die Wohnung ist enge; da ist kein Platz vorhanden für das Genie, aber der gesunde Menschenverstand, Tüchtigkeit, Geschäftskennntniß, Ehrlichkeit und Pflichttreue finden darin Unterkunft. Für unruhige Geister, für solche welche Genies sind oder sich dafür halten, wird dies Haus zum Gefängniß.

In der Hauptstadt des Reiches der Mitte ist die Luft mit büreaukratischen Dünsten geschwängert. Auch besprachen wir das Kapitel der chinesischen Beamten mehr als einmal. Sie gelten für habgierig, käuflich und grausam.

Die ganze Organisirung des Reiches, die Vereinigung der administrativen und Gerichtsgewalt in denselben Händen, die Unabhängigkeit der Statthalter in den Provinzen welche Königreiche sein könnten, der Mangel jedweder Kontrolle, die ihnen obliegende Pflicht alljährlich beträchtliche Summen in den Staatschatz abzuführen, die unzureichenden Gehalte und daher die nothgedrungene Brandschatzung der Bevölkerung, die Gepflogenheit des Tsungli-Namen den Statthaltern bei ihrer Rückkehr nach Peking einen Theil der Beute zu Gunsten des Staatsfäkels abzunehmen, all dies und noch viele andere Umstände und Verhältnisse erklären, allerdings ohne sie zu entschuldigen, die den Mandarinen als Klasse zur Last gelegten Akte der Ungerechtigkeit und der Willkür.

Glücklicher Weise bilden der in China, besonders im Süden, kräftige Familiengeist und die angestammte Befähigung sich selbst zu verwalten, so wie die Scheu vor dem Mandarin und den Richtern, ein kräftiges und heilfames Gegengewicht. Sie beschränken die öffentliche Gewalt in ihrer Dazwischenkunft und ersetzen in weitem Umfange das büreaukratische durch das patriarchalische Element. So entstanden Tribunale in welchen, neben dem durch Alter und gesellige Stellung hervorragendsten Manne, die einflussreichsten Familienhäupter des Klans oder der Gemeinde zu Gerichte sitzend, in allen Civilprocessen sehr

oft auch in Criminalfällen, die Entscheidung geben. Mehr geduldet von der kaiserlichen Regierung denn als zu Recht bestehend betrachtet dürfen sie nicht über Tod und Leben erkennen. Aber so groß ist die Abneigung gegen den Refers an den Mandarin, so entsetzlich scheint in diesem Leben und im Jenseits das Loos des zur Enthauptung oder gar zur Zerstückelung Verurtheilten, so traurig das Schicksal seiner gewöhnlich mit ihm zu Grunde gerichteten Familie, daß der Verbrecher sich dem Ausspruche des Patriarchen ohne Widerrede unterwirft. „Deine That“, sagt ihm dieser, „nöthigt mich dich dem Taotai zu überliefern. Dein Kopf wird unter dem Beile fallen. Willst Du dies traurige Loos vermeiden, so tritt in jenes Zimmer. Du findest dort einen Strick (oder Gift).“ Und so geschieht es.

Die Träger der kaiserlichen Regierungsgewalt erfreuen sich, wie man sieht, keiner volkstümlichen Beliebtheit. Zu ihrer Entschuldigung wird angeführt, sie befänden sich mehr oder minder in den Händen ihrer Untergebenen die zwar gleichfalls nicht zahlreich aber schlecht besoldet sind und Geld machen wie und wo sie können. Dennoch wird von Niemandem behauptet daß alle Staatsdiener böse Menschen seien. Häufig erwerben sie sich die Achtung und Anhänglichkeit der Bevölkerungen und erhalten von diesen, bei Ablauf ihrer Amtszeit, irgend ein Andenken, gewöhnlich einen Sonnenschirm von scharlachrothem Seidenstoff

auf welchem die Namen der Geber in Gold gestickt sind. Der glückliche Erwerber eines so ehrenhaften Zeugnisses versäumt nie es vor seiner Sänfte einhertragen zu lassen wenn er sich öffentlich zeigt.

Eines Tages begegnete ich einem dieser großen Herren. Er saß in seinem Tragstuhl, und eine Schaar zerlumpter Kerle, seine Diener, liefen vor und hinterher. Es war der Finanzminister, ein Mandju der, als Anführer einer der acht „Fahnen“, den Rang eines Feldmarschalls bekleidet.

Diese chinesische Excellenz ließ sich unlängst im Gespräche mit einem fremden Gesandten folgendermaßen aus: „Die Wege des Staatsmannes sind mit Dornen besäet. So ergeht es mir in diesem Augenblicke. Der Unterbefehlshaber meiner „Fahne“ beansprucht seine Besoldung vom ersten des Monats angefangen. Eine unzulässige Forderung, da er erst zwei Wochen später sein Amt antrat. Nun bin ich aber der Anführer dieser Fahne und, als solcher, genöthigt meinem Untergebenen Vorschub zu leisten. Ich richtete also eine Note an den Finanzminister, das heißt, an mich selbst. In diesem Aktenstücke sagte ich Alles was möglich ist vorzubringen zu Gunsten einer lächerlichen, abgeschmackten und gesetzwidrigen Anmaßung. Hierauf versammelte ich, in meiner Eigenschaft als Finanzminister, die Rätthe meines Departements welche, im Ein-

klange mit der Ansicht ihres Ministers, die Prätenſion des Vice-Chefs der „Fahne“ mit Entrüftung zurückwiefen. Der abſchlägige Beſcheid wurde von mir, Finanzminiſter, den beſtehenden Normalien gemäß und in der üblichen Form, gutgeheißen und hierauf mittelſt einer in den ſchonendſten Ausdrücken und mit den mir ſchuldigen Rückſichten abgefaßten Note mir, dem Befehlshaber der „Fahne“, mitgetheilt. In dieſer letzteren Eigenschaft nahm ich, aufrichtig geſtanden, trotz der ſchonenden Form, die Abweiſung meines Anſinnens nicht ohne lebhaftes Bedauern entgegen. Und da mein Vice-Kommandant auf ſeiner Forderung beſteht und ich, als ſein Vorgeſetzter und natürlicher Beſchützer, ihm meinen Beiſtand nicht verſagen kann, ſo redigire ich in dieſem Augenblicke das Konzept einer ziemlich energiſchen Replik die, ich befürchte es, dem Finanzminiſter wenig Vergnügen machen wird. Es iſt ein verwickelter Fall. Wie wird das enden?“

Es gibt hier (in der Tartarenſtadt) vier katholiſche Kirchen und eben ſo viele Pfarren, welche ſämmtlich von den Prieſtern der „Korporation der Miſſion“, Lazaristen genannt, verſehen werden. Dieſe Kirchen ſind die Kathedrale Nan-Tang, „Südkirche“, auch die portugieſiſche ge-

nannt. Ein imposantes mit Verzierungen überladenes Gebäude aus dem siebenzehnten Jahrhundert im barocken Jesuitenstyle mit einem ausgesprochenen Anfluge des peninsularen Geschmackes. Das alte Wappenschild Portugals, die Quinas, eine Gabe der Aller-Getreuesten Könige, welches man vor noch nicht Langem über dem Hauptportale sah, hat napoleonischen Bienen weichen müssen welche seither, ihrerseits, verschwunden sind.

Bei-tang, „Nordkirche“, liegt im Centrum der Stadt, unweit des kaiserlichen Palastes. Der schöne gothische Bau entstand erst seit dem letzten Kriege. Die beiden Thürme sind und bleiben, aus den bereits erwähnten Gründen, unvollendet. In Bei-tang befindet sich auch die Residenz des apostolischen Vikars, das Erste Haus der Lazaristen in China und das Seminarium. An dieser Stelle stand einst ein Franciskanerkloster welches während der großen Verfolgungen verschwunden ist.

Die beiden anderen katholischen Kirchen heißen, nach ihrer geographischen Lage, Tung-tang und Si-tang, die Ost- und Westkirche.

Die Diöcese von Peking zählt siebenundzwanzigtausend Christen von denen achttausend die Stadt bewohnen. Unter den letzteren gibt es viele wohlhabende Handwerker und Pekings sämtliche Uhrmacher. Die Uhrmacherkunst wurde

von den Jesuiten nach China gebracht. Sie erhielt sich, zugleich mit dem christlichen Glauben, in den Familien und vererbte sich mit ihm von Vater auf Sohn.

An einem Sonntage Morgens, bei nebligem Wetter, ließ ich mich nach Pei-tang tragen. Die sehr geräumige Kirche war, während der Messe, mit Gläubigen, sämmtlich Einheimische, beinahe gefüllt. Die Männer nahmen eine Seite des Hauptschiffes ein, die Frauen die entgegengesetzte. Im Querschiffe knieten fünf oder sechs barmherzige Schwestern inmitten einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Mädchen, ihren Zöglingen. Einer der Missionäre spielte während des Gottesdienstes am Harmonium, dann nahm er vor dem Altar auf einem Schemel Platz und hielt in chinesischer Sprache eine kurze Predigt. Die gläubige Menge heftete ihre Blicke auf seine Lippen. Von meinem Platze aus konnte ich die dem Altar zugekehrten Köpfe mit Muße betrachten. Ich fand in ihnen die Züge aber nicht den Ausdruck der Gesichter die man in den Straßen sieht. Zutrauen, Verehrung, Heiterkeit ersetzten den Skepticismus, die Ironie, die mürrische Gleichgültigkeit welche gewöhnlich die Grundzüge chinesischer Physiognomien bilden. Fast alle Reisenden, katholische wie protestantische, welche hier zu Lande christliche Gemeinden besuchten, bestätigten den Einfluß welchen das Christenthum auf das Antlitz und die Haltung derer ausübt die es annahmen. Ich erinnere mich,

diese Bemerkungen in mehreren englischen Reisewerken gelesen zu haben.

Monseigneur de Laplace, Bischof von Adrianopel und apostolischer Vikar in Peking, eine der Größen des modernen Apostolates, hatte die Güte mir die Kirche, das Haus und das Seminar zu zeigen. Das von dem Lazaristen Herrn David geschaffene Naturalienkabinet gilt für einzig in seiner Art. Die ausgestellten Gegenstände gehören der Provinz Che-li an. Die ornithologische Kollektion wird in der gelehrten Welt besonders geschätzt.

Die Büchersammlung, größtentheils aus den Resten der alten Jesuitenbibliothek gebildet, enthält einige schöne Bände und Atlasse, meist holländische Prachtausgaben, Geschenke der Kaiser. In einigen Büchern liest man die mit den großen, kühnen Zügen des siebenzehnten Jahrhunderts geschriebenen, bereits verblaßten Worte: Datum ab Imperatore Kang-hi.

Im Seminar forderte mich der Bischof auf einige Schreibpulte auf das Gerathewohl zu öffnen. Ein jeder Zögling hebt dort seine Bücher und Schriften auf, daneben sein Rasirmesser und kleine Leckerbissen, Alles in größter Ordnung und symmetrisch aufgestellt. In einigen sahen wir sogar kleine Heiligenbilder und einen winzigen Hausaltar. In diesem Lande versteht man sich darauf Dinge

und Menschen in dem möglichst kleinsten Raume unterzubringen.

Im Garten erwartet mich ein Concert. Keine Haydn'sche Symphonie wie in Sü-kia-wei, sondern nationale Musik ausgeführt mit nationalen Instrumenten. Der Ton der letzteren war nicht unangenehm. Meine Bewunderung erregte eine Art tragbarer Orgel: aneinandergereihte Pfeifen welche der Musiker senkrecht an den Mund hält. Wenn er die Schlüssel handhabt stoßen die Finger, nothgedrungen, an die glücklicher Weise nur wenig hervorragende Nase. Unvergeßlich bleibt mir ein gewisses Tremolo. Sehr anmuthig für das Ohr, aber unbeschreiblich als optische Wirkung: eine Reihe von Nasenstübern welche sich der Künstler selbst ertheilt und denen er umsonst zu entkommen sucht indem er im Takte mit dem Kopfe wackelt. Ich hielt mir die Seiten, und die gutmüthigen Virtuosen theilten meine Heiterkeit.

Die Zöglinge gefielen mir sehr. Sie sind offenbar, physisch und moralisch, gut versorgt; haben treuherzige Gesichter, eine bescheidene Haltung und das Gepräge der Gesundheit. Ihr Aussehen gereicht dem Seminar von Peitang und seinen Vorständen zur Ehre.

Der „portugiesische Kirchhof“ liegt, westlich von Peking, zwei Meilen vor dem Stadthore Ping-tsu-men. Wie die Kathedrale, wie die Bibliothek, verdankt er seine Er-

haltung dem Schutze des russischen Hofes, vielleicht auch abergläubischen Befürchtungen der Chinesen; Pater Javier begleitet mich dahin. Ungefähr zweihundert Gräber umschließen die Reste der Väter der Gesellschaft Jesu welche, im Laufe zweier Jahrhunderte, in diesem Theile des Reiches wirkten und hier gestorben sind. Der erste Anblick der düstern Nekropole ist überaus ergreifend. Die Ricci, die Schall, die Verbiest, diese großen Gestalten deren Namen, mit denen so vielen anderer Väter, in den Jahrbüchern der Wissenschaften und des Apostolates glänzen, ruhen im ältesten Theile des Campo Santo. Vier Elemente bilden ein jedes dieser Grabmonumente: der Sarkophag; ein aus einer ungeheuren Steinplatte bestehender Tisch; fünf große Vasen, Weihrauchgefäße; endlich die senkrecht aufgestellten Gedenktafeln welche, von Drachen gekrönt und auf Schildkröten ruhend, mit dem Namen des Verstorbenen, die Jahreszahl seiner Geburt und seines Todes geben. Der Eindruck dieser Heroengräber ist großartig und feierlich. Ein kolossales Kreuz, welches den Höhenpunkt des Leichenfeldes einnimmt, sagt dem Besucher daß in diesen Mausoleen Christen der Auferstehung harren.*)

*) Pater Mathias Ricci, geboren in Macerata 1552, kam 1583 nach China und starb zu Peking 1610. Er erwarb die Gunst des Kaisers und schrieb geschätzte Werke über Moral-

(23. Oktober.) Heute Morgen Abreise nach der großen Mauer. In Peking werden, wie bereits erwähnt,

philosophie und Geometrie. Pater Johann Adam Schall, geboren in Köln 1591, kam 1622 nach China und starb in Peking 1666. Pater Ferdinand Verbiest, geboren in Pitschen unweit Courtray 1623, trat 1659 in die chinesische Mission und starb 1688 in Peking. Er wurde der Vertraute und Freund des großen Kaisers Kang-hi (1661—1722), docirte Astronomie und stand einer Kanonengießerei vor. Man besitzt von ihm ein Buch betitelt: *Liber organicus Astronomiae apud Sinas restituta*.

Jedermann kennt die Angriffe der Dominikaner gegen die Jesuiten, welche gewisse chinesische Riten angenommen hatten. Der langwierige, an Zwischenfällen und Wandlungen reiche Proceß gelangte erst unter Benedikt XIV. zum Abschlusse. Dieser Papst untersagte fortan die chinesischen Riten. Da Rom gesprochen hatte, unterwarfen sich die Jesuiten bedingungslos, aber sie behaupteten nach wie vor 1. daß sie die dem Konfucius und den verstorbenen Aeltern in China erwiesenen Ehrenbezeugungen stets als bürgerliche und nicht als religiöse Ceremonie betrachtet, 2. daß nicht nur die Jesuiten diese Interpretation aufgestellt hätten und festhielten, 3. daß gewisse als abergläubisch erkannte Theile dieser Ceremonien von ihnen bereits lange vor dem Ausspruche des heiligen Stuhles unterdrückt worden seien.

Dieser berühmte Proceß kam mir in Erinnerung beim Anblicke der Drachen und Schildkröten welche mir den Eindruck heidnischer Symbole machten die aber, nach der Meinung der Jesuiten, keine religiöse Bedeutung haben. Man begreift daß Mönche die ohne alle Kenntniß der Menschen und Dinge des Landes von Europa kamen an der ihnen gefährlich scheinenden

die Stadthore bei Sonnenuntergang geschlossen und erst bei Tagesanbruch geöffnet. Da nun die gemietheten Pferde und Maulthiere für die Reisenden und ihr zahlreiches Gefolge vom Lande geholt werden müssen, so war an frühem Aufbruch nicht zu denken. kaum werden wir das Nachtquartier bei Tageslicht erreichen können, und die Nacht ist nirgend, am wenigsten im Reiche der Mitte, eine Freundin der Reisenden. Endlich um neun Uhr setzt sich die von Herrn Lenzi geleitete Karavane in Bewegung.

Nur um das nordwestliche Stadthor, Tê-cheng-mên, zu erreichen brauchen wir, vielfach aufgehalten, anderthalb Stunden. Das Schwierigste ist es zu passiren. Wie wird es gelingen diesen gordischen Knoten zu durchhauen, diesen Knäuel von menschlichen Wesen, von Kamelen, Pferden, Eseln, Wagen, Karren, Sänften, Bonzen, Bauern, Kuli? Zwischen den beiden Thoren, dem inneren und dem äußeren, ist das Gedränge der Art daß wir, einen Augenblick entmuthigt, auf Umkehr sinnen. Am Ende aber dringen wir doch durch. Draußen fallen wir sogleich

Neuerung Anstoß nahmen und sie als ein allzu großes Zugeständniß an die Heiden mißbilligten. Andererseits haben mir Personen die in der chinesischen Etiquette sehr bewandert sind versichert, es sei äußerst schwierig die Grenzlinie zu ziehen zwischen Religion und Politik, zwischen dem Götterkultus und den Ceremonien welche die dem Kaiser schuldicke Ehrfurcht versinnlichen und, insofern, einen rein bürgerlichen Charakter haben.

in eine lange, schmutzige, kothige und überfüllte Straße. Ich glaube mich wieder in Peking. Es ist aber ein Dorf welches unmittelbar an die Stadt stößt. Nach einer halben Stunde des Stoßens und Gestößentwerdens befinden wir uns im Freien, am Lande! Hier und da ein paar Weidenbäume, kleine Teiche, Rothhügel die mit Aekern wechseln. Zuweilen ein einsamer Meierhof. Ich reibe mir die Augen! Schlafe, wache ich? Bin ich in China, oder in Mähren, oder auf einer ungarischen Pusta? Die Aehnlichkeit ist schlagend, und ich frage mich ob es der Mühe lohnte auf der andern Seite der Erdkugel diese wohlgekante alltägliche und langweilige Gegend aufzusuchen.

Der Tag vergeht mit Bemühungen die überschwemmte Straße zu vermeiden und auf den sie begrenzenden natürlichen Dämmen vorzudringen. Oft brechen letztere plötzlich ab; unsere Leute tauchen hier in der Wasserfläche unter, versinken dort bis auf halben Leib im Schlamm, Alles unter wüstem Geschrei, gehörigem Schelten und barbarischen Gestikulationen. Von einem gebahnten Wege keine Spur. Man marschirt also auf gut Glück. Einige von uns reiten, andere lassen sich in Sänften tragen. Zu meinem Glücke habe ich letztere Reiseart gewählt. Nach einander sehe ich meine berittenen Freunde mit ihren Pferden in den Graben rollen. Aber der Boden ist ein

Rothmeer, und Niemand nimmt Schaden außer die Toiletten. Bei jedem Schritte straucheln meine zwei Maulthiere, und da wir häufig am Rande tiefer Gräben hingleiten, so sind die Aussichten nicht sehr beruhigend. Unsere Maulthiertreiber und Roßknechte, obgleich Chinesen, bekennen sich zum mohamedanischen Glauben. Auf den Gesandtschaften zieht man sie den Buddhisten vor, weil sie gegen Europäer weniger übel gestimmt sind. So groß ist die Gegnerschaft zwischen ihnen und ihren heidnischen Landsleuten daß sie uns Christen näher zu stehen glauben. Ein paar Bursche sagen uns sogar: „Wir sind von Eurer Religion.“

Um neun Uhr Abends, nach einem beinahe zwölfstündigen Marsche, befinden wir uns vor den verschlossenen Thoren von Chang-ping-chow. Unmöglich sie zu öffnen. Man sucht also einen Tempel außerhalb der Stadt. So ziehen wir längs den endlosen Stadtmauern hin. Der Mond ist leicht bewölkt, und bei seinem unsichern Scheine gewinnen die bezinnten Bastionen ein märchenhaftes Ansehen! Aber hier ist der Tempel! Im Hofe sitzt der Bonze und schmaucht sein Pfeifchen. Ohne aufzustehen fordert er uns mit einer Handbewegung zum Eintritte auf.

(24. Oktober.) Heute Besuch der Minggräber.*) Ein unvergeßlicher Tag!

Diese Gräber sind einzelne Tempel. Die Ebene ist mit ihnen gleichsam bestreut. Von der übrigen Welt fühlt man sich abgeschlossen auf drei Seiten durch das Mongolische Grenzgebirge, auf der vierten gegen Peking durch ein sanftes Anschwellen des Bodens. Am Zugange sind kolossale, roh gemeißelte Statuen aufgestellt: Könige, Pferde, Greise, Elephanten, Löwen, Kamele. Paartweise stehen sie sich gegenüber. Ihr Anblick erhöht den traurigen, feierlichen Eindruck der Gegend. Niemals hatte ich so sehr das Gefühl der Einsamkeit.

Das Grab befindet sich immer hinter dem Tempel; beide umfängt eine Ringmauer. Ich zählte dreizehn solcher Gräber, aber ich glaube, ihre Zahl ist bedeutend größer. Wir besuchen die Ruhestätte des Kaisers Tsu-wên; obgleich auf Befehl Kien-lung's**) restaurirt, heute ein Bild der äußersten Vernachlässigung. In der weiten Halle bewundern wir die hohen Baumstämme die, wie man sagt das Geschenk eines Königs von Siam, als Säulen***) dienend das Dach tragen. Dann wird der in einem ab-

*) Die Fürsten dieser Dynastie regierten von 1366 bis 1644.

***) Er regierte von 1736 bis 1796.

****) Die Säulen in der Mitte der Halle sind sechszig Fuß hoch. Ihr Umfang mißt beinahe zwölf Fuß.

gerundeten Bau stehende Sarkophag besichtigt. Vom Dache eine wundervolle Aussicht.

Zu unseren Füßen dehnt sich die durch Gießbäche zerriffene Ebene aus. Im Osten, in der kurzen Entfernung von kaum zwei Meilen, erheben sich, mit Büschen bedeckt, die ersten Strebepfeiler der Mongolischen Hochebene. Einen weiten Halbkreis beschreibend sinken die Berge im Westen unter den Gesichtskreis. In den Felschluchten herrscht Dämmerung; die Gipfel erglänzen im hellsten Lichte. In der Nähe sind die Farben braun mit rothen Tönen, weiterhin dunkelblau, in der Ferne fließen die lichten und zarten Tinten von Luft und Gebirge ineinander. Die nördliche Vegetation, sie zeigt sich übrigens spärlich genug, steht im Widerspruch mit dem reichen Colorit des Südens. Dazu das prachtvollste Wetter. Kein Luftzug. Tiefes Schweigen herrscht über der großen Metropole.

Ein dreistündiger Marsch bringt uns nach Nan-kow. Während wir einen Abhang mühselig hinabsteigen gewahren wir die kleine Stadt mit ihren verfallenen Ringmauern und einigen Baumgruppen fast am Eingange des Engpasses der nach der Mongolei führt. Wir suchen und finden Unterkunft, man kann sich vorstellen welche, in einer der zahlreichen Herbergen in denen die zwischen China und dem Norden reisenden Kameltreiber absteigen.

Hier erfahren wir daß die Straße durch die Ueberschwemmung ganz zerstört wurde. Bleibt also als einziges Beförderungsmittel nach der chinesischen Mauer der kleine Tragsessel. Was übrigens die sogenannte Heerstraße anbelangt, so ist sie zu keiner Zeit fahrbar. Die Karren müssen immer, ihrer Räder entledigt, auf Kamele geladen und von diesen durch den Engpaß getragen werden.

(25. Oktober.) Unsere Leute und Pferde machen Rasttag in Nan-kow; wir selbst brechen, trotz der Dunkelheit, um fünf Uhr Morgens auf und zwar in den erwähnten Tragstühlen. Ein elender Brettsitz ohne Lehne ruht auf zwei langen Bambusstäben. Die Enden dieser letzteren sind durch Stricke verbunden an welchen je ein kleiner Bambusstab, zwischen den größeren und zwar in der Längsachse, befestigt ist. Diese kleinern Stäbe ruhen auf den Schultern der Träger, deren zwei vor und zwei hinter dem Stuhle gehen. Die Unserigen sind mit Laternen versehen und laufen so rasch sie können. Der Weg ist ein Gebirgsstrom dessen schlammige, schäumende Wasser über Felsblöcke dahinrauschen. Dieser Fluß, eigentlich ein gewaltiger Gießbach, muß wegen der Beschaffenheit der Ufer unzählige Male durchwatet werden. Wo er

zu tief ist, springen die Träger von Stein zu Stein. Man versehe sich im Gedanken in die Lage des Getragenen. Um an den schwierigen Stellen das Gleichgewicht zu bewahren, strecken die Kuli nach Art der Seiltänzer ihre Arme horizontal aus. Zuweilen strauchelt der eine oder der andere, oder er gleitet aus; aber nur einmal, als ich mich eben über der Hauptströmung befand, fiel einer der Burfchen. Die drei anderen bewahrten glücklicher Weise festen Fuß und zogen den durchnäßten Kameraden aus dem Wasser; ich kam mit dem Schrecken davon. Es sind brave Jungen. Ich habe sie früher nie gesehen, ich werde sie nie wieder sehen, aber mein Vertrauen in sie ist unbedingt. Weite Reisen machen uns eben zu Fatalisten; wer kein Fatalist, reise nicht um die Welt, verzichte auf die Ehre ein Globe trotter, wie die Yankee es nennen, ein Welttraber zu werden.

Die Luft ist lau und mit den herben berauschenden Düften geschwängert welche mich an die wilden Wohlgerüche der Pyrenäen und der Sierra Morena erinnern. Wir sind auf der großen Heerstraße nach der Mongolei. Auf diesem Wege drang Djingis Khan in China ein. Seine Schaaren konnten nicht anders aussehen als die Kameltreiber welchen wir begegnen.

Kurzer Halt beim Fort Tsu-hung-quan. Auf einem der Thore zeigt man uns eine unlesbare Inschrift. Das

Volk drängt sich um uns, darunter mehrere Galeerensklaven. In China macht die Verurtheilung nicht ehrlos; Sträflinge können sogar auf die Sympathie ihrer Mitbürger zählen. Diese armen Teufel tragen einen schweren eisernen Ring um den Hals und einen ähnlichen am Fuße. Beide Ringe verbindet eine Eisenstange welche der Sträfling wie ein Spazierrohr in der Hand hält. Die Gefangenen scheinen übrigens an die traurige Toilette gewöhnt, schlendern mit freundlichen Gesichtern umher, schwätzen und lachen mit den Honoratioren.

Am ganzen Wege und, je mehr wir vordringen in um so höherem Maße, begegnen wir unabsehbaren Zügen riesiger zweihöckeriger Kamele. Sie kommen von Kiachta. Andere gehen dahin. Mein liebenwürdiger Cicerone in Tung-choo, Herr Starzoff, schickt gegenwärtig fünfzehntausend Kamele mit sechszigtausend Kisten Thee beladen durch die Mongolische Wüste nach der sibirischen Grenzstadt.

Der Paß verengt sich mehr und mehr; an einer Stelle die Bu-gui-toto heißt, kann er kaum vierzig Fuß breit sein. Hier hängt ein kleiner Tempel an einer fast senkrechten Felswand; gegenüber ist ein kleiner rother Pavillon in ähnlicher Weise an dem Bergabfalle befestigt. Eine eigenthümliche wildschöne Gegend.

Der letzte Theil des Weges scheint mir der beschwerlichste. Aber unsere Kuli sind unermüdblich. In weniger

als fünf Stunden haben sie dreizehn Meilen zurückgelegt; um zehn Uhr setzen sie uns am Fuße der chinesischen Mauer ab, an der ultima Thule meines Spazierganges.

Auf einer der Zinnen sitzend, mit einem Fuße in China, dem andern in der Mongolei, betrachte ich mir mit Muße das große fabelhafte Weltwunder, die chinesische Mauer.

Im Nord-Osten steigt sie steil hinan und folgt dann dem Grate des Gebirges. Alle Höhenpunkte sind mit Thürmen gekrönt. Die Mauer klettert die steilsten Felsen im Zickzack hinan, verschwindet hinter anderen, kommt weiterhin wieder zum Vorschein. Die Abstufung des Lichtes, der Schatten und der Farben gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Riesenbaues, so weit er von meinem Standpunkte aus sichtbar ist.

Gegen Süd-Ost versenkt sich der Blick in das enge Thal durch welches wir gekommen sind. Von beiden Seiten stürzen die Felsen in die Tiefe. Ein Chaos von Zinken von, je nach der Entfernung, dunkelbraunen, grauen, violetten, lichtblauen Blöcken.

Im Süd-West beginnt der Berg in unserer unmittelbaren Nähe. Die Mauer schlängelt sich hinauf, biegt dann im rechten Winkel ein und erreicht so den (scheinbaren) Gipfel der die Umrisse eines zweihöckerigen Kameles zeigt.

Im Nord-West erweitert sich der Engpaß zu einer kleinen Ebene. Die jenseitigen Berge bilden die zweite und wie man mir sagt, höchste Staffel des mongolischen Hochplateaus. Die Luft ist dicht; kaum daß wir die Umrisse ausnehmen. Mehrere Karavanen ziehen durch die Ebene und nähern sich dem Engpasse. Ungeachtet der Entfernung hören wir das Geschrei der Kameltreiber. In diesem Bilde ist Alles groß, düster, wild. Die Abwesenheit der Sonne vermehrt den Eindruck der Verlassenheit. Es ist eben ein Stück Central-Asien!

Vor Einbruch der Nacht sind wir in Nan-kow zurück. Noch am selben Abende machen wir eine Etape in der Richtung von Peking.*)

(26. Oktober.) Die Nacht wurde in Janfan, in einer, verhältnißmäßig, guten Herberge zugebracht. Um fünf Uhr brechen wir auf. Den ganzen Morgen über verhüllt

*) Bekanntlich gibt es zwei Mauern: die innere und die äußere, aber weder die chinesischen Gelehrten noch europäische Schriftsteller lösten bisher, in befriedigender Weise, die in Peking stets erörterte Streitfrage über das relative Alter dieser Mauern. Die Gesamtlänge derselben beträgt ungefähr fünfhundert Meilen. Die von mir besuchte Mauer ist auf der der Mongolei zugewandten Seite mit Binnen versehen. Die Höhe wechselt von dreißig zu zweiunddreißig, den Abgründen entlang von zehn zu zwölf Fuß. Die Granitblöcke lieferte das Gebirge.

dichter Nebel die Gegend. Seine Schleier heben sich aber plötzlich um die Mitte des Tages. Die Sonne erwärmt unsere starren Glieder und übergießt das Land mit sanften Lichtern. Wir gewahren langgedehnte Ringmauern, stattliche Gebäude, Pavillone und Kioske, bewaldete Hügel die sich in einem großen Teiche spiegeln und, hinter ihnen, den lichten Vorhang der Mongolischen Berge. Damit dem reizenden Bilde die Lokalfarbe nicht fehle steigen in der Ferne die schlanken Thürme zweier Pagoden in den Herbsthimmel empor.

Wir befinden uns an einem der Eingänge des kaiserlichen Sommerpalastes; bei Yuen-ming-huen „dem prachtvollen und kreisrunden Garten“. Da dieser Theil unzugänglich ist so ziehen wir nach Wanshow-shan weiter. Unterwegs biegt die Karavane plötzlich und eilends in ein Sackgäßchen ein, die Straße einem Trupp von etwa dreihundert Reitern überlassend. Es sind kriegerisch aussehende Leute. Einige haben Feuergewehre, die Mehrzahl ist mit Köcher und Bogen bewaffnet. Sie gehören zu einer der mandjurischen „Fahnen“ und zeichnen sich durch ihre entschieden retrograde Gesinnung aus. Der Anblick von Europäern greift ihre Nerven an. Europäer thun daher wohl ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer kurzen und erfolgreichen Verhandlung Lenzi's mit den Thorwächtern, dringen wir in den Hof

ein und gelangen zwischen Trümmerhaufen von Statuen und umgestürzten Säulenschäften in den Park. Von einer künstlichen Anhöhe, wenn man künstlich nennen kann was aus zertrümmerten Kunstwerken besteht, betrachten wir die noch imposanten Ueberbleibsel des Palaſtes. Der Genius einer barbarischen Nation*) schuf dies Monument; die Armeen zweier civilisirten Nationen verwandelten es in einen Trümmerhaufen. Was noch erhalten ist trägt das Gepräge des französischen Rococogeschmackes. Man fühlt daß man sich „bei Hofe“ befindet und denkt unwillkürlich an Versailles, Schönbrunn und Potsdam. Nicht als ob eine materielle Ähnlichkeit mit jenen fürstlichen Kunstschlössern bestände; aber die innere Verwandtschaft ist auffällig.

Das Frühstück wird im Garten aufgetragen, und unser chinesischer Batel hat sich heute selbst übertroffen. Wenn es wahr ist daß in Europa, selbst auf Frankreichs klassischem Boden, die edle Kochkunst in Verfall geräth, und gute Chefs mit jedem Jahre seltener werden, so sollte man sie aus diesem Lande beziehen. Der Chinese ist

*) Der Erbauer ist Kaiser Kien-lung (1736—1796). Der Palaſt empfing 1860 so zahlreiche Besuche, es wurden von ihnen so viele Erinnerungen nach Europa mitgenommen, und er selbst ward so oft geschildert daß ich mich enthalte die Anzahl der Beschreiber zu vermehren.

von Hause aus ruhig und besonnen; er verliert selten den Kopf und besitzt im hohen Grade die wichtigste Eigenschaft des Kochs, einen feinen Gaumen. Während wir uns dem Genuße des durch kräftigen Appetit gewürzten Mahles hingeben, erscheint ein Wächter mit zornglühendem Antlitz und einer Fluth von Worten die ich nicht verstehe, die aber offenbar für die Fremdlinge wenig schmeichelhaft sind. Unser Tisch wurde unter einem Thore aufgeschlagen. Das verdrießt ihn weil dadurch die Geister in der Freiheit ihrer Bewegungen behindert werden. Denn Geister, so wie er selbst, lieben die „fremden Teufel“ nur wenig. Während geraumer Zeit bemerkte unser Kaltblütiger Lenzi den Mann nicht. Aber der Bursche schrie nur um so lauter. „Gehe“, sagte ihm Lenzi mit gnädigem Lächeln, „gehe, suche das Weite, der Geruch Deiner Pfeife ist nicht angenehm. — Euer Fleisch verpestet die Luft. — Gerade deshalb, meine ich, solltest Du gehen. — Das ist wahr“, sagte der Mann, und er ging. Dies ist, wie man mich versichert, die wahre Art die Chinesen zu behandeln. Man muß höflich mit ihnen sein, ruhig und vor Allem logisch.

Wir durchschreiten rasch die Stadt und sehen nur finstere Gesichter. Dies begreift sich. Einst waren die Einwohner in Folge der periodischen Anwesenheit des Hofes wohlhabende Leute. Seit der Zerstörung des Palastes durch die fremden Teufel sind sie Bettler geworden.

Unser kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt geht zu Ende. Das Wetter war fortwährend prachtvoll. Heute Nacht erweckte mich das Geheul des Windes. Die Luft hat sich wieder beruhigt, aber sie ist bedeutend abgekühlt. Bei Sonnenaufgang sank der Thermometer auf Null. Der Winter beginnt und wird bis Ende März anhalten. Während dieser langen Zeit ist, geringen Schneefall gegen Ende November und im März abgerechnet, der Himmel fortwährend wolkenlos; die Sonne scheint, aber sie erwärmt nicht; bei Nordostwind sinkt der Thermometer bisweilen, aber höchstens für einige Tage, bis auf -15° R. Dann hüllt sich Peking in dichte Staubwolken. Umsonst verklebt man Thüren und Fenster. Ueberall dringt der feine Sand ein. Während des ganzen Winters ist an Spaziergänge oder Ritte nicht zu denken. Der Frühling ist kurz und unangenehm; der Sommer, wegen der Hitze und des Rothes, beschwerlich. Von Juni bis September folgen sich Regengüsse mit kurzen Unterbrechungen; die Gassen der Stadt verwandeln sich dann in Gießbäche und werden beinahe untwegsam. Jetzt begreife ich erst, wie Prophet Jonas drei Jahre brauchte um die Stadt Niniveh zu durchreisen. Während dieser Jahreszeit flüchtet das diplomatische Korps nach den Hügeln unweit des Sommerpalastes oder nach Che-fu. Oktober ist der schöne Monat. Er bildet den Herbst und um diese Zeit ist, wie ich selbst

erlebte, der Himmel von unbeschreiblicher Schönheit, die Luft lau und doch elastisch. Jedermann ist oder glaubt sich gesund. Das Klima soll übrigens besser sein als sein Ruf; es gibt hier keine perniciosen Fieber und wenig Epidemien, die Pocken ausgenommen welche, in China wie in Japan, alljährlich zahllose Opfer fordern.

Als Aufenthalt ist Peking, vom Oktober abgesehen, einfach eine Hölle. Keine Zerstreuung, keine Unterhaltung kein geselliger Verkehr außer in dem engen Kreise des diplomatischen Korps. Die Lazaristen und die wenigen hier lebenden protestantischen Missionäre erscheinen selten oder nie in den Salons der Gesandtschaften. Andere europäische Residenten gibt es nicht. Fremden Kaufleuten ist bekanntlich die Uebung ihres Berufes untersagt. Dennoch hörte ich wenig Klagen. Die jungen Diplomaten verspüren allerdings in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft Anfälle von Heimweh; aber bald gewöhnen sie sich an die klösterliche Abgeschlossenheit, an das patriarchalische Familienleben, an den intimen Verkehr unter sich und mit ihren Vorgesetzten. Frauen fehlen. Man besaß deren sieben; gegenwärtig ist die Zahl auf vier geschmolzen. Die Gattinnen und Töchter der Missionäre erscheinen nicht und zählen daher nicht als Elemente der Gesellschaft. Uebrigens herrscht die größte Eintracht in dieser vornehmen und in jeder Beziehung ehrbaren Kolonie.

Die Gesandtschaften Rußlands, Englands und Frankreichs nehmen weitläufige Grundstücke ein. Eine starke Mauer umfängt verschiedene Gebäude, das Haus des Gesandten, die Bungalows der Sekretaire, die Räumlichkeiten für die Dienerschaft, die Stallungen und Gärten. Die russische Gesandtschaft, zum Theil erneuert und vervollständigt unter der persönlichen Leitung des Generals Blangali, zeichnet sich durch elegante Einfachheit aus. Die verschiedenen Häuser liegen in einem Garten. Die Kapelle ist der älteste Jesuitenbau in Peking; nebenan dehnt sich ein weiter Hof aus. Dort wohnte ich dem Ausbruche der Kosaken bei welche die „schweren“ Postfelleisen durch die Wüste Gobi nach Kiachta zu bringen hatten. Die Reise währt in der Regel einen Monat. Die Kabinetskouriere legen den Weg, dreizehnhundert englische Meilen, in vierzehn Tagen zurück. Die Mitglieder der Gesandtschaft ziehen diese Straße in der guten Jahreszeit (April und Mai) dem weiten Seewege vor (durch das Gelbe, das Indische und das Rothe Meer). Man reist in einem vonzwei Kamelen gezogenen chinesischen Karren der auch als Nachtlager dient und versieht sich mit Lebensmitteln für dreißig Tage, die gewöhnliche Dauer der Reise. In Kiachta findet man immer Wagen zu kaufen und dort, wie in ganz Sibirien, eine gut organisirte Fahrpost, erträgliche Wirthshäuser, mit einem Wort die Civilisation.

Auf diesem Wege erreicht man ohne Anstrengung St. Petersburg in zwei Monaten.

Einen interessanten Mann darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Bekanntlich hat die chinesische Regierung die Leitung ihrer Zollämter in den offenen Häfen Ausländern anvertraut. Es war das einzige Mittel dem Betrug ein Ende zu machen der von den chinesischen Zollbeamten, im Einverständnis mit europäischen und amerikanischen Kaufleuten, in großartigstem Maße verübt wurde. Der Vorgesetzte dieser Zollbehörden ist ein Engländer, Herr Hart. Er führt den Titel eines General-Inspektors der kaiserlichen Zollämter. Seine Untergebenen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, werden auf seinen Vorschlag ernannt. Herr Hart, ein noch junger Mann, gilt für sehr begabt. Man rühmt seine Einsicht, Mäßigkeit und Energie. Er gehörte früher dem brittischen Konsularstabe an und ist nun in chinesische Dienste getreten. Sein Vorgänger, der erste General-Inspektor, war ein Herr Lang; aber Hart hat die gegenwärtige Einrichtung der Zollämter geschaffen. Er selbst bezieht einen ungeheuren Gehalt und zahlt seinen Untergebenen einen Sold der weit höher ist als die gewöhnlichen diplomatischen und Konsulargehalte. Als Folge hievon hat er mehrere der vorzüglichsten Beamten, die letzteren Dienstzweigen angehörten, an sich gezogen. Das

Bestehen dieser Anstalt ist eine der europäischen Ehrenhaftigkeit gezollte Huldigung; es ehrt aber auch die chinesische Regierung welche sich in diesem Falle (weil sie einsieht daß es ihr Vortheil ist) über die den Europäern feindlichen Vorurtheile zu erheben wußte. Herr Hart und seine Beamten finden Gelegenheit das Land kennen zu lernen, sich nützliche Verbindungen zu schaffen und hiedurch, im gegebenen Falle, Europa und China vielleicht gute Dienste zu leisten.

Sind die in Peking lebenden Europäer, unter gewissen Umständen, Gefahren ausgesetzt? Hierauf erwiderte man mir verneinend. Doch wird zugegeben daß sie in zwei Fällen in eine äußerst bedenkliche Lage gerathen könnten: wenn nämlich eine Rebellion gegen die Dynastie in oder bei Peking ausbräche, oder wenn ein Krieg mit europäischen Mächten bevorstände oder von der Regierung für unvermeidlich gehalten würde. Dann wäre es wahrscheinlich daß der jetzt zurückgehaltene Haß gegen die Fremden losbrechen; dann wäre es möglich daß es den Behörden an den Mitteln, vielleicht auch am Willen fehlte die Fremden zu schützen. „Wenn man uns nicht nieder macht“, sagte mir Jemand auf dessen Urtheil ich besonderen

Werth lege, „wird man uns als Geißeln behalten. Ein zweites Abyssinien!“

Uebrigens wird gehofft daß sich die Dynastie noch einige Zeit halten werde. „Die moralische Grundlage dieser Gesellschaft“, hörte ich sagen, ist eine fatalistische Unterwerfung unter den Willen des Souverains, so lange er thatsächlich, das heißt durch den Willen des Himmels, im Besiz des Thrones ist. Zu dieser Unterthanstreue, die mit der Rechtsfrage nichts gemein hat, tritt die angestammte Ehrfurcht vor den Eltern und Greisen. Beides erzeugt eine gewisse Stabilität oder vielmehr eine starre Unbeweglichkeit.“ Mit ähnlichen Beweisgründen sucht man sich und insbesondere die Damen zu beruhigen. Letztere sind seit dem vorjährigen Blutbade in Tien-tsin ängstlich geworden. Eines Abends bei Tische sagte mir meine lebenswürdige Nachbarin, die ich nicht verrathen werde, mit Einem Male: „Glauben Sie, daß wir getödtet werden?“ Dies Wort bezeichnet die Lage.

Die Männer denken an keine Gefahr. Für sie besteht sie nicht. Es sind starke Seelen. An ihrem Muthе zweifeln hieße sie verunglimpfen. In Japan wie in China ist Jedermann überzeugt, Diplomaten, Konsuln, Missionäre, Kaufleute, daß nichts Schlimmes zu besorgen sei. Man denkt an die Gefahr erst wenn man dem Tode gegenüber

steht, wie unheilbare Kranke ihres Uebels nur gedenken während sie leiden.

Haben die Regierungen recht gethan ihre Gesandtschaften in Peking anzusiedeln?

Vor Allem tritt uns da die Audienzfrage entgegen.*) Wer dem Kaiser naht muß Kow-tow machen, das heißt mit dem Antlitz den Boden berühren. Hieran scheiterten die in früherer Zeit nach China gesandten Botschafter. Sie wollten sich die Demüthigung nicht gefallen lassen und gingen unverrichteter Dinge nach der Heimath zurück. Die jetzigen Gesandten haben den Kaiser bisher nicht gesehen. Vom europäischen Standpunkte aus ist dies ein auf die Länge unhaltbares Verhältniß. Der Chinese findet es in der Ordnung. Er selbst würde den härtesten Strafen verfallen, wenn er es wagte, bei den seltenen Gelegenheiten wo der Kaiser auf dem Wege nach irgend einem Tempel in den Straßen erscheint, den Blick zu dem geheiligten Wesen zu erheben oder sich auch nur am Fenster seiner Wohnung zu zeigen. Wenn die Gesandten hierüber mit dem Prinzen von Kung sprechen, erwidert er: „Die

*) Sie wurde nach erfolgter Großjährigkeit des Kaisers gelöst. Er empfing die Gesandtschaften (1873).

Etiquette macht bei uns einen Theil der religiösen Riten aus. Wir besitzen nicht die Macht sie abzuändern. Der Kaiser allein vermag dies zu thun. Wartet seine Großjährigkeit ab."

Von den chinesischen Staatsmännern wird die Zulassung der Gesandten als eine furchtbare Demüthigung betrachtet, als ein nationales Unglück, weil sie dem Volke klar machen würde daß der „Sohn des Himmels“ weder der einzige noch der mächtigste Herrscher der Welt ist. Aus diesem Grunde lassen die Gesandten Englands und Rußlands die Frage auf sich beruhen. Sie haben kein Interesse den Sturz der Dynastie zu beschleunigen. Am thätigsten zeigt sich die französische Diplomatie; sie wird, falls sie die Audienzen durchsetzt, das Verdienst des Erfolges haben und, mit dem Verdienste, auch die Verantwortlichkeit des möglichen Rückschlags.

Noch andere Gründe sprechen gegen die Residenz der Gesandten in Peking.

Die europäischen Handelsinteressen in China sind sehr ausgedehnt. Mit England allein beziffert sich der Jahresverkehr auf die fabelhafte Summe von zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Der gesammte Handel findet statt, nicht in der den fremden Kaufleuten verschlossenen Hauptstadt, sondern in den „offenen Häfen“ und besonders in Shanghai. Shanghai wäre also die natürliche Resi-

denz der Legationen. In Peking sind sie, während sechs Monaten des Jahres, vom Eise blokirt, von der übrigen Welt abgeschieden, auf die russischen Kuriere die über Sibirien gehen, auf die unsichern Sendboten des chinesischen Zollamtes in Chin-Kiang am Yang-tse-kiang angewiesen. Letztere brauchen, wenn sie unter Weges nicht beraubt oder ermordet werden, fünfzehn Tage um Shanghai zu erreichen.

Dagegen aber wird vorgebracht daß die Residenz in Peking den Gesandten den beständigen Verkehr mit den Centralbehörden ermögliche und sie den Einflüssen der europäischen Faktoreien entziehe. Beides seien bedeutende Vortheile.

Der Verkehr mit den chinesischen Ministern beschränkt sich auf seltene Besuche im Tsungli-yamen (denn weder Prinz Kung noch die anderen Minister haben je einen fremden Gesandten in ihrer Privatwohnung empfangen). Aber man sieht, man bespricht sich; man vermag hiedurch zuweilen Schwierigkeiten gleich bei ihrem Entstehen zu beseitigen. Sonst würden sie zu ernstern Verlegenheiten oder Gefahren herantwachsen. Insofern gewährt die Anwesenheit der Gesandten einen wesentlichen Nutzen.

Hiezu tritt daß die Legationen in Peking dem nicht immer heilsamen Einflusse der Luft entgehen welche in den Treaty-Ports weht. Die Residenten sind Kaufleute und,

als solche, vor Allem auf ihren Gewinn bedacht; Niemand wird ihnen dies verargen. Aber es hat sich dort eine gefährliche Tendenz entwickelt: man vertauscht die Handelsinteressen des Einzelnen mit den politischen der Gesamtheit. Das geringste Hinderniß welchem ein Kaufmann bei irgend einer Spekulation begegnet deutet er als einen Vertragsbruch. Sofort wendet er sich an seinen Gesandten, macht ihn für Verlust oder entgangenen Gewinn verantwortlich. Handelsunternehmungen werden zum Range von Staatsgeschäften erhoben, und in den Augen dieser Herren haben die Gesandtschaften nur Eine Aufgabe: sie gegen die schlimmen Folgen ihrer oft mehr als gewagten Unternehmungen zu schützen. An Ort und Stelle und unter dem fortwährenden Drucke solcher Anforderungen lebend — und die welche sie stellen sind meist reiche, intelligente, thätige, in der Heimath angesehene und einflußreiche Männer, welche sich zu ihren Zwecken auch der Presse zu bedienen wissen — in dieser Atmosphäre lebend, würden, fragt man, die diplomatischen Vertreter und ihre Untergebenen die Unbefangenheit des Urtheils bewahren können, ohne welche es unmöglich ist die großen und bleibenden Interessen ihrer Nationen mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten?

(28. Oktober.) Heute Morgens Besuch bei dem Prinzen von Kung, einem Bruder des Kaisers Hien-fung, und mithin Onkel des gegenwärtigen Kaisers Tung-chi. Kung ist Dekan des großen Rathes und derzeit der wichtigste Mann in China.

Man kennt seinen Antheil an den Ereignissen, zu welchen die Thronbesteigung seines Neffen Anlaß gab. Der Hof hatte sich bei Annäherung der anglo-französischen Armeen nach Se-ho geflüchtet. Dort starb Hieng-fung.*) Seine zehnjährige Regierung war reich an Heimsuchungen, Unglück und Leiden aller Art, als da waren: die Rebellion der Taeping, der anglo-französische Krieg, die ungeheure Verarmung des Reiches, die Schwächung der Regierungsgewalt, das Sinken der Dynastie. Da sein Sohn erst sieben Jahr alt war, setzte der Kaiser in seinen letzten Augenblicken eine aus acht Mitgliedern bestehende Regentschaft ein. Unter den von ihm ernannten Gliedern derselben, sämmtlich entschiedenen Feinden der Fremden, waren die bedeutendsten Prinz von S, ein naher Verwandter des Kaisers; der Prinz von Ching und dessen jüngerer Bruder Shu-shu-en. Wenige Tage darauf verständigte der Prinz von Kung, in Abwesenheit des Hofes, die fremden Gesandten von dem nunmehr erfolgten Ableben Seiner

*) Am 22. August 1861.

Majestät. In seinem Rundschreiben liest man die Worte: „Die geheiligte Person ist, auf einem Drachen sitzend, gegen Himmel gefahren.“ Erst im Herbst*) kehrte der junge Kaiser nach seiner Hauptstadt zurück. Dieser wichtige Schritt war lange verzögert worden. Endlich, auf den dringenden Rath des Prinzen Kung, gaben die beiden Kaiserinnen ihre Zustimmung. Zwei Tage vor der Ankunft des Souverains zog ihm der Prinz mit einigen Truppen entgegen. Als die Regentschaftsräthe Miene machten ihm den Zutritt zu verweigern drohte er mit Gewalt. Dies wirkte. Er sah den Kaiser und, was wichtiger war, die beiden Kaiserinnen: die Wittve Hien-fung's und seine Konkubine. Letztere hatte, als Mutter des neuen Kaisers, von dem verstorbenen Monarchen den Titel einer Kaiserin zu erwirken gewußt.

Kaum in Peking angelangt, versammelte Prinz Kung den Regentschaftsrath und verlas ein Dekret des neuen Herrschers. Es enthielt die Auflösung des Rathes, die Absetzung seiner Mitglieder die zugleich ihrer Aemter, Ehren und Würden entkleidet wurden; endlich die Ernennung der verwittweten Kaiserin zur Regentin. Ein Staatsstreich der, wahrscheinlich auf einer früheren Reise des Prinzen nach Je-ho vorbereitet, die Mitglieder des Re-

*) Am 1. November 1861.

gentschaftsrathes völlig unvorbereitet traf und mit gerechtfertigtem Schrecken erfüllte. Nur die Prinzen, J und Ching, und Shu-shu-en versuchten Widerstand. Statt sich, wie die Anderen, in ihr Loos zu ergeben, drangen sie unter Geschrei in den Palast. Dies besiegelte ihren Untergang. Der Fall wurde den Censoren und den neun hohen Höfen vorgelegt mit der Aufforderung ihre Gutachten abzugeben. Die Denkschriften welche diese Behörden über die Frage einreichten sind zum Theile in englischen Blättern veröffentlicht worden. In dieser Krisis, wo sein Leben am Spiele stand, bewährte Prinz Kung die in ähnlichen Lagen nöthigen Eigenschaften: Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit, Muth. Die Prinzen J und Ching wurden in Peking, Shu-shu-en in geringer Entfernung von der Stadt verhaftet. Letzterer reiste in Gesellschaft seiner Frauen (was in seinem Proceß als ein Verstoß gegen die tiefe Hoftrauer einen Anlagegrund bildete); überdies führte er einige Truppen mit sich. Ein jüngerer Bruder des Prinzen Kung, der den gefährlichen Auftrag der Festnehmung auszuführen hatte, überraschte sein Opfer bei Nacht und brachte den Gefangenen sofort nach Peking.

Die drei Rätthe wurden angeklagt die Urkunde durch welche der sterbende Monarch den Regentschaftsrath einsetzte geschmiedet zu haben. Ist diese Beschuldigung be-

gründet? Man versichert mich, die Thatsache sei nie erwiesen worden, aber mehr als wahrscheinlich. Mit solcher Eilfertigkeit wurde der Proceß geführt daß bereits am sechsten Tage nach dem Einzuge des Kaisers das Urtheil erfolgte. Die Prinzen J und Ching sollten den „stufenweisen“ Tod erleiden, das heißt von unten nach oben in Stücke gehackt werden, wurden aber zum Selbstmord begnadigt, in der That im Gefängnisse erdrosselt. Shu-shu-en, den die Kaiserin Mutter wegen einer ihr früher angehanen Schmach persönlich haßte, erduldet die Behandlung eines gemeinen Verbrechers. Er wurde am öffentlichen Richtplatze enthauptet. Dieser große Herr ging dem Tode mit Kaltblütigkeit entgegen, rächte sich noch auf dem letzten Gange durch einige scharfe Witze und starb muthig.

Das Peking's Publikum gleicht dem Publikum anderer Städte. Es liebt den Erfolg. Prinz Kung verdankt diesen Vorgängen seine ihm bis heute gebliebene Popularität und den Ruf des einzigen Mannes der im Stande sei China zu regieren. Man wußte ihm auch Dank die Kaiserinnen zur Rückkehr des Hofes nach Peking bestimmt zu haben.

Dennoch war seine Aufgabe nicht immer eine leichte. Die Kaiserin Wittve, welche stets kinderlos war, ist eine sanfte, gutmüthige, etwas indolente Dame. Dagegen gilt die Mutter des Kaisers für ehrgeizig, unruhig und rach-

füchtig. Sie begann damit einen Antheil an der Regierungsgewalt zu verlangen, was sie auch erreichte. Der Geschäftsgang ist folgender: Die Vorträge der Obersten Vorstände der verschiedenen Dikasterien und Rätthe werden an den Ministerrath, das Tsungli-yamen, gerichtet und sodann, vom Prinzen Kung begutachtet, an die Kaiserinnen geleitet, welche seine Vorschläge mit dem kaiserlichen Siegel versehen oder ihnen dieses verweigern. Die Beziehungen des Prinzen zur Kaiserin Mutter, einer Gönnerin seiner Feinde, waren nicht immer befriedigend. Es gab Augenblicke wo seine Stellung erschüttert schien. Einmal hielt man ihn für verloren. Ein in der Pekinger Hofzeitung veröffentlichtes Dekret entsetzte ihn aller seiner Würden. Die Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle und erregte allenthalben die äußerste Bestürzung. Hohe Beamte brachen vor ihren Untergebenen in Thränen aus. Das Reich hielt man für verloren. Da bekamen die Kaiserinnen Angst; das Dekret wurde im Namen des Kaisers zurückgenommen, und Prinz Kung in seine Aemter wieder eingesetzt.

Mit lebhafter Neugierde begab ich mich heute Morgens, von Herrn von Calice und Herrn Bismark begleitet, zu dieser merkwürdigen Persönlichkeit. Rasch wurden wir durch den östlichen Theil der Stadt getragen. Vor dem Tsungli-yamen, einem unansehnlichen Gebäude, fan-

den wir ein Häuflein Neugieriger versammelt. Wir waren kaum aus unseren Sänften gestiegen als uns drei Minister begrüßten: Wen-jiang, Mitglied des Rathes, einer der zwei assistirenden General-Staats-Sekretäre; Tsung-Hsün, der berühmte Dichter, betraut mit der auswärtigen Korrespondenz und, als solcher, Verfasser aller diplomatischen Staatschriften, endlich ein drittes minder hervorragendes Glied des Ministerrathes. Diese Herren führten uns durch einen schmalen Korridor in einen kleinen Hof in dessen Mitte Prinz Kung stand. Er ergriff meine Hand und geleitete mich nach einem Pavillon der kaum geräumig genug war um die nicht zahlreiche Gesellschaft zu fassen. Ein runder Tisch trug eine große Menge von Schälchen welche stark gewürzte Fleischspeisen, getrocknetes Obst und Süßigkeiten der mannigfaltigsten Art enthielt. Wir nahmen Platz, wobei mir der Prinz den Ehrenplatz zu seiner Linken anwies. Er und die Minister füllten unsere Teller mit Leckerbissen. An Aufforderungen zu essen und insbesondere zu trinken ließen sie es nicht fehlen. Der Wein schien mir geschmacklos und hitzig; nicht ohne trübe Ahnungen entsprach ich ihren häufigen Toasten. Glücklicherweise gestatteten sie mir mich auf die Pantomime eines trinkenden Mannes zu beschränken. Dagegen populirte Tsung, der Schönggeist, fest und herzlich. Nach jedem Trunk zeigte er mir sein leeres

Glas. Dem Prinzen schien dies großen Spaß zu machen. Er lachte aus voller Kehle, sprach sehr laut und sagte Tsung sei ein Trunkenbold. Gegen Ende des Mahles hatte er die Güte mir seinen hohen Besuch für einen der nächsten Tage anzukündigen, und als ich mich entschuldigte diese Ehre nicht annehmen zu können, da meine Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt wäre, entgegnete er: „Dann müssen wir heute den Wein trinken den uns General Wlangali bei meinem Besuche vorgelegt hätte.“

Hr. Bismark, der mich als Dolmetsch zu begleiten die Güte hatte, entledigte sich seiner schwierigen Aufgabe mit einer solchen Maestria daß die, übrigens nichts sagende, Konversation keinen Augenblick in Stockung gerieth. Mich erinnerte sie lebhaft an die Personen des bekannten Romans: „Die beiden Basen“*): Pe-fong, der Präsident des Bureau der Ceremonien, der mit den kaiserlichen Monitoren U und Janf schäkert und trinkt. Der Prinz war (man sagt es sei nicht immer der Fall) bei fröhlicher Laune, nahm fortwährend an dem Gespräche Theil und fand an den Späßen seiner Kollegen großen Gefallen. Ich sagte ihm daß sein Ruf bis nach Europa gedrungen

*) Von Herrn von Remusat aus dem Chinesischen übersetzt, vor Jahren auch in Deutschland viel gelesen, aber nun schon lange in Vergessenheit gerathen.

fei. „Wahrhaftig“, antwortete er, „ich weiß nicht wie ich dies verdiene, und wem ich mein Amt verdanke. — Zunächst, antwortete ich, Ihrer hohen Geburt, und sodann Ihrem Muth und Ihrer Weisheit. Durch Muth haben Sie Ihre heutige Stellung errungen, durch Ihre Weisheit werden Sie sich in ihr behaupten.“ Der Prinz lächelte, die Anspielung an die, oben erwähnten, kritischen Tage seines Lebens schien ihm zu schmeicheln. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „was ich antworten soll. Ich darf Ihnen nicht widersprechen, und andererseits kann ich ebensowenig mein eigenes Lob sängen. Trinken wir also!“

Einen Augenblick schien das Gespräch eine ernstere Wendung nehmen zu wollen. Wen-siang gab mir Veranlassung eine der brennenden Tagesfragen zu berühren und machte Miene darauf einzugehen, als ihm ein kalter strenger Blick des Prinzen den Mund schloß.

Nachdem wir über eine Stunde bei Tische gegessen hatten, glaubte ich aufbrechen zu sollen. Der Prinz versprach mir seine Photographie. Er habe seinen Borrath erschöpft, aber werde sie schicken.*) „Sie haben“, sagte ich, „an Wichtigeres zu denken, Sie werden vergessen.“ — „Nein“, antwortete er, „und Du“, mit befehlerischem Tone sich an einen der Minister wendend, „Du wirst nicht vergessen.“

*) Er hat Wort gehalten.

Wir wurden mit denselben Ceremonien zu unseren Sänften geleitet. Beim Abschied drückte mir der Prinz sein Bedauern aus daß ich bereits abreiste. „Es thut mir leid“, sagte er, „um so mehr, als wir uns nicht wiedersehen werden.“ Diese Artigkeitsphrase wurde mit großer Einfachheit gesagt und mit einem Ausdrucke von Wahrheit welcher sie in mein Gedächtniß geprägt hat.

Nih-sin, Prinz von Kung, ist ungefähr vierzig Jahre alt, hat, für einen Mandju, regelmäßige Züge, einen ich möchte sagen schwachtenden Ausdruck, und, in Folge von Kurzsichtigkeit, die Gewohnheit zu blinzeln. Ein anmuthiges, etwas sarkastisches Lächeln leitet seine Scherze ein. Bevor er spricht sieht er dem Anzuredenden scharf in die Augen, schlägt aber die seinigen nieder sobald er das Wort ergriffen hat. Seine schwächige Gestalt erreicht kaum die Mittelhöhe. Seine Züge sind schlaff; seine Gesichtsfarbe fahl. Uebrigens die Sorglosigkeit, das Sichgehenlassen, die Einfachheit der großen Herren. Man sieht der Mann ist enttäuscht über Manches, abgestumpft für Vieles. Er weiß zu sehr wie wenig die Gewalt glücklich macht, um ihren Besitz zu überschätzen, womit nicht gesagt sein soll daß er bereit sei ihr zu entsagen oder sie sich gutwillig nehmen zu lassen. Seine etwas weibischen Hände zeichnen sich durch ungeheuer lange Nägel aus. Eine landesübliche Sitte die ihre Bedeutung hat. Die Männer

lassen die Nägel wachsen um darzuthun daß sie keine Handarbeit verrichten; den Frauen verstümmelt man die Füße um sie von den mongolischen Weibern zu unterscheiden, um zu beweisen daß die Chinesen keine Nomaden sind. Sonst könnten ja ihre Frauen den Gebrauch der Füße nicht entbehren! An der linken Hand trägt der Prinz einen großen Ring von grünem Jade. Sein Anzug ist äußerst einfach: ein dunkelblauer Leibrock mit lichtblauen Aufschlägen und Kragen. Auf der Mütze den karmesinrothen Knopf mit gleichfarbigen Fransen. Der Prinz gilt nicht für einen geistig hochbegabten Mann, aber er besitzt, wie man mir sagt, die in seiner Stellung unschätzbare Eigenschaft die richtigen Männer zu finden und einen jeden an seinen Platz zu stellen.

Die drei Minister waren genau wie ihr Chef gekleidet. Nur trugen sie an den Mützen einen prachtvollen Pfauenschweif. Wên-siang gehört der herrschenden Klasse an; hat ein gewinnendes Aeußere, aber ausgesprochene mandjurische Züge. Tsung-Hsün ist Chinese und scheint, hierin verschieden von seinen Landsleuten, was er ist: ein gutmüthiger Lebemann. Unaufhörlich wiederholte er, seine Leidenschaften seien Wein und Poesie.

(29. Oktober.) Endlich schlägt die unangenehme Stunde des Scheidens. Heute Morgen sprachen fast alle Glieder der kleinen Kolonie bei mir vor. Wir kennen uns seit gestern, und es scheint mir als lasse ich hier langjährige Freunde zurück. Im Hofe der russischen Gesandtschaft geht es lebhaft zu. Der Abschied verlängert sich; die mongolischen Ponies sind des Harrens müde; kaum daß die Masu sie zu halten vermögen. Der liebenswürdige und geistreiche Herr vom Hause, seine Sekretäre und Attachés, der Minister der Vereinigten Staaten verlassen uns erst im letzten Augenblicke. Da werden Händedrücke getauscht, Alles ruft „auf Wiedersehen“, aber auf Wiedersehen in Europa und nicht in China! Endlich sitzen wir auf. Einige Herren, darunter der unvergeßliche Lenzi, begleiten uns vor die Stadt. Dort werden die Pferde in Galopp geworfen. Der Kosak, immer auf der Höhe seiner Mission, sorgt dafür daß keiner der Diener, der Boys, zurückbleibe. Bald kommt die Pagode von Lung-Chow in Sicht, dann die Zinnen der Stadtmauern, endlich die Masten der Djonken. Bei Einbruch der Nacht entfalten die unserigen ihr großes Segel, und, von Wind und Strömung begünstigt, entfernen wir uns rasch von der Hauptstadt des „himmlischen“ Reiches.

III.

Tien-tsin.

Vom 31. Oktober bis 7. November.

Die „Koncession.“ — Die chinesische Stadt. — Eine vergötterte Schlange.
— Der Klub der Honoratioren von Schian-si. — Das Blutbad.

(31. Oktober.) Heute Morgen erweckt mich verworrenes Getöse. Unsere Boote gleiten rasch dahin zwischen einer doppelten Hecke von Djonken. Hinter ihnen ein Chaos von Häusern und Hütten. Wir sind wieder in Tien-tsin. Eine halbe Stunde später haben wir die „Niederlassung“ erreicht. Dort harren unser ein freundlicher Empfang und eine unangenehme Nachricht. Der Westwind hat das Wasser von der Barre von Taku in das Meer hinaus getrieben. Keine Möglichkeit sie zu passiren. So wären wir denn gestrandet. Der Nordost-Monsoon kann uns allein flott machen, aber wer rechnet auf die Gefälligkeit der Winde! Wenn der Frost vor dem Monsoontwechsel eintritt, wenn der Pei-ho friert, so bleibt uns als Winterresidenz nur zwischen Peking und Tien-tsin die Wahl. Glücklicher Weise hat dieser unfreiwillige Aufenthalt seine Reize. Die Bewohner der „Koncession“ bewähren ihre Gastlichkeit. Ein jeder will uns haben. Herr Boyce und meine jungen Gefährten werden im englischen Konsulat untergebracht; ich nehme wieder mit Vergnügen, wie bei

meiner ersten Durchreise, die Gastfreundschaft des Herrn Henry Beveridge an. Er ist Agent der Jardine und Co., der gute Typus des jungen Englands, des Gentleman welcher arbeitet. Seine liebenswürdige Gemahlin, aus Hongkong gebürtig aber französischer Abkunft, vereinigt alle Abende einen kleinen Kreis um ein munteres Kaminfeuer das sehr geschätzt wird, an ihrem Piano das sie meisterhaft handhabt. Die Gesellschaft besteht aus Franzosen. Die Kommandanten der beiden Kanonenboote, der französische Konsul und ein junger Beamter des chinesischen Zollamtes sind die Habitues. Zuweilen spricht Pater Delmasure vor. Man schwätzt, man lacht, man hält nicht Haus mit witzigen Einfällen, man hat deren zur Genüge; denn in diesem kleinen Salon sind wir in Frankreich. Draußen eine eisige Temperatur, ein Himmel von polirtem Stahl! Die Sterne funkeln; der Pei-ho wälzt langsam seine Wasser an der Faktorei vorüber: der Wind heult dazu. Ein Wind, der geraden Weges aus Sibirien bläst.

Die Vormittage reichen nicht aus für meine Geschäfte. Ich war dreimal in der chinesischen Stadt und habe mir einen interessanten Zeitvertreib ausgedacht. Seit dem „großen Blutbade“ sind kaum sechszehn Monate verflossen. Noch stehen diese Schreckenstage hier in frischem Andenken. Die Residenten fragen sich ob sie wiederkehren werden.

Um hierüber ein Urtheil zu fällen müßte man die Quelle des Uebels erforscht haben. Ist dies geschehen? Die Berichte des englischen Gesandten in Peking und der englischen Konsuln in Tien-tsin und den andern „Häfen“ enthalten viel schätzbares Material; da aber sämtliche Franzosen welche sich an Ort und Stelle befanden, mit Ausnahme eines einzigen, unter den Streichen der Mörder fielen, konnten die englischen Angaben durch keine französischen ergänzt werden. Ich benutzte also die neun Tage unfreiwilligen Aufenthalts in Tien-tsin um mit Hilfe einiger hiesiger Residenten an Ort und Stelle Auskünfte zu sammeln und mit den vorhandenen zu vergleichen: mit dem Blue Book, mit den Erhebungen welche der Lazarist Abbé Fabier unmittelbar nach der Katastrophe gepflogen hat und mit andern authentischen Notizen. Ich betrachte als einen Glücksfall daß ich drei Eingeborene befragen konnte welche an den blutigen Ereignissen des 21. Juni 1870 persönlich betheiligte waren: nämlich einen Mandarin, einen Diener des französischen Konsuls und einen im Hause der Lazaristen angestellten Christen. Mit Hilfe dieser Auskünfte und Studien, sowie einer aufmerksamen Prüfung der Vertiklichkeit ist es, glaube ich, gelungen ein wahrheitsgetreues Bild von dem „Tien-tsiner Blutbade“ zusammenzustellen. Doch kann ich mich der Entdeckung neuer Thatsachen nicht rühmen. Der Ursprung, die wahren Urheber der Schreckens-

that, ihre eigentlichen und letzten Zwecke bleiben nach wie vor in Dunkel gehüllt.

Während ich mich in Tien-tsin mit dieser Arbeit beschäftigte, entstand in mir der Gedanke mein Reisetagebuch zu veröffentlichen.

Von der englischen und französischen Koncession ist nicht viel zu erzählen. In der ersteren findet man, wie in allen englischen Faktoreien China's und Japans, den „Bund“ das heißt einen Quai auf dem, von Tien-tsin sprechend, ein paar gut gebaute Häuser stehen. Ein jedes derselben, was für den Zustand der öffentlichen Sicherheit bezeichnend ist, umgibt eine hohe feste Mauer. Ein jedes besitzt seinen Nachtwächter. Mit einer Schnurre versehen, macht er im Hofe die Runde, benachrichtigt durch den Lärm seines Instruments die Diebe von seiner Anwesenheit und stört die ehrlichen Bewohner in ihrem Schlafe. In den besten Häusern wohnen: der englische, der französische, der russische, der norddeutsche Konsul, Herr Hannen, Direktor des chinesischen Zollamtes, Herr Beveridge, mein Gastfreund, und Herr Starzoff, mein freundlicher Cicerone in Tungchow. Im Ganzen ist die Zahl der Europäer gering. Aber sie besitzen einen Klub in dem sogar ein Ball gegeben wurde. Wegen der Ueberschwemmung kamen die Gäste in

Rähen angefahren. Damen hatte man nur fünf und darunter nur drei Tänzerinnen vereinigen können. Dennoch unterhielt man sich köstlich.

Die französische Koncession besitzt dormalen nicht ein einziges Haus. Die wenigen Residenten dieser Nation wohnten in der chinesischen Stadt. Dort befand sich auch die Mission: seit dem Blutbade ist die letztere aufgegeben worden; dagegen wird für die sehr geschmolzene katholische Gemeinde auf der französischen Koncession eine Kirche gebaut.

Von den Koncessionen nach der chinesischen Stadt zählt man etwas mehr als zwei Meilen. Während meines ersten Besuches stand die Umgegend unter Wasser. Ich glaubte mich in die venetianischen Lagunen versetzt; nur die Alpen fehlten. Ein Sampan brachte uns nach der chinesischen Stadt. Wir ruderten über Wiesen hinweg und strandeten von Zeit zu Zeit auf Gräbern die wie große Maulwurfshäufen aussehen. Zu unserer Linken Elgin Joss-house lassend, den Tempel in welchem der Traktat von 1858 unterzeichnet wurde, landen wir bei einer Gruppe von Lehmhütten. Chinesische Städte umfängt immer ein Gürtel von Unrath; auch uns überfallen entsetzliche Gerüche. Mit zugehaltener Nase laufen wir von dannen.

Die eigentliche oder innere Stadt von Chinesisch Tientsin ist ein Viereck mit gezinnten Mauern und vier Eck-

thürmen. Aber Handel und Gewerbe haben ihren Sitz in den Vorstädten genommen. Stadt und Vorstädte liegen am südlichen Ufer des Pei-ho und des großen Kanales der sich hier mit diesem Flusse vereinigt.*)

Eine andere Vorstadt dehnt sich am nördlichen Ufer aus. Dort, hart am Pei-ho, an einer Stelle wo er eine Biegung macht, erhebt sich die Kathedrale, gemeinhin die französische Kirche genannt. Dies schöne Gebäude war kaum vollendet, als es während des Blutbades zerstört wurde. Die Mauern, der Thurm und die Seitenthürmchen blieben stehen. Der Brand der hölzernen Treppe verhinderte die Mordbrenner das Dach zu ersteigen und das Werk der Zerstörung zu vollenden. Neben der Kathedrale standen das Missionshaus der Lazaristen und das französische Konsulat. Beide sind eine Beute der Flammen geworden und gänzlich verschwunden. Der Platz den sie einnahmen wurde in einen Kirchhof verwandelt. Weiter oben, gleichfalls am Flusse, ungefähr fünf Minuten Weges von der Kathedrale, befindet sich der Yamen des Kommissärs der „drei Nord-Häfen“. Hinter den eben genannten Gebäuden beginnt ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen

*) In Tien-tsin sagt man mir, dieses Wasser sei nicht der große Kanal, sondern ein Fluß Namens Nü-ho. Ich überlasse den Geographen die Richtigstellung dieser Angabe.

welche von dem übelst berücktigten Theile der Bevölkerung bewohnt werden.

Eine einzige Schiffbrücke verbindet die beiden Ufer; sie wird zu gewissen Stunden geöffnet um den Djonken Durchlaß zu geben; der Strom hat hier eine starke Strömung und die Ueberfahrt in Rähnen ist schwierig, zuweilen gefährlich; daher nichts leichter als die Kommunikation zwischen beiden Ufern zu unterbrechen. Der Leser wird gebeten sich diesen Umstand gegenwärtig zu halten.

Mit Ausnahme der Pekinger Tartarenstadt der das mongolische Element seinen Stempel aufdrückt, haben alle Chinesischen Städte dieselbe Physionomie: ein Stadtgraben, besser gesagt eine Kloake, eine gezinnte Ringmauer, die Stadtthore erhöht und mit zwei oder drei über einander gestellten Dächern versehen; die Gassen, Gäßchen und Sackgassen enge, schmutzig, staubbedeckt und mit Mist und Unrath aller Art gefüllt; die Häuser ohne architektonische Verzierung; viele gut und schlecht versehene Butiken; die Thee-, Tabak- und Arzneiläden an den reich vergoldeten Auslagen und Schildern erkenntlich; die Wohnungen der reichen Leute hinter hohen Mauern versteckt; zwei oder drei Namen, mehr oder weniger verfallen aber doch imposant: am Eingange ein oder zwei Fahnenstangen, im Hofe, neben den zwei Drachen aus Stein oder Terrakotta, eine Menge von Leuten die, in Lumpen gehüllt, als Bitt-

steller Reihe machen oder wenn sie das Gewissen drückt einer gehörigen Anzahl Bambusstreiche, wenn nicht Ueblerem, entgegensehen. Sie und da ein Tempel. Wir werden uns bei ihm nicht aufhalten. Es lohnte kaum die Mühe noch die Ellbogenstöße der Vorübergehenden. Wer könnte auch stehen bleiben in dem Gedränge! Und was für Gestalten! Eingefallene Wangen, hohle Augen, fahle Gesichter. Eine Fluth menschlicher Wogen in einem Felsenbette, überragt von der Sänfte eines Mandarins oder reichen Kaufmanns, von Waarenballen die auf Bambusstäben schwanke, von dem Zeltbache schwerfälliger knarrender Wagen, von Weibern und Kindern die auf Schubkarren im Moraste einheršķiffen. Das zarte Geschlecht ist nicht schön und in den Gassen wenig zahlreich vertreten. Damen von Rang zeigen sich selten und Weiber aus dem Volke nur wenn die Pflichten des Haushalts sie dazu nöthigen.

Wir nähern uns einem Thore der inneren Stadt: ein gewaltiges Gewölbe aus massivem Stein, darüber ein zweistöckiger pagodenartiger Thurm. Der Durchgang ist schwierig. Schubkarren, Wagen und Sänstenträger waten im Kothe. Die Fußgänger schwanke auf einem drei bis vier Fuß hohen Brettersteg der so eng ist daß zwei Personen sich nur mit Mühe austweichen. Ist es ein Spiel meiner Einbildungskraft, ist es Wirklichkeit? Diese chinesischen Straßenbilder wirken auf mich wie ein Alp. Callot

allein vermöchte die grotesken Teufeleien wiederzugeben. Je mehr wir uns dem Thorwege nähern, je dichter wird die Menge. Gerne wäre ich umgekehrt; aber es ist zu spät. Der dunkle schwarze Trichter verschlingt mich bereits. Mein Begleiter, das Urbild des anglosächsischen Titanen, bricht sich vor mir Bahn. Ich suche ihm zu folgen, aber die Menge trennt uns. Wehe dem Fremdling der hier strauchelt! Keine hilfreiche Hand wird ihm gereicht werden. Es wird einen fremden Teufel weniger geben im chinesischen Reiche. Er ist zufällig gefallen und zufällig wurde er zertreten. Der Zufall zahlt keine Entschädigung; er wird nicht nach den Ufern des Amur verbannt; man schlägt ihm nicht den Kopf ab. Mittlerweile werde ich, absichtlich oder zufällig, von den Passanten (o die rohen Gesellen!) an den Rand des Steges gedrängt. Schon sehe ich mich im Kothe liegen, unter den massiven Rädern der Karren, unter den Hufen der mongolischen Ponies, unter den breiten Füßen der Lastträger und der Kamele. In diesem kritischen Augenblicke ergreife ich den Zopf eines hochbeinigen Herrn der vor mir geht. Gibt es eine eigenthümlichere, eine beklagenswerthere Lage? Ein anständiger Europäer am Zopfe eines Chinesen hängend; der Chineser wuthentbrannt aber durch das Gedränge verhindert von seinen Fäusten Gebrauch zu machen; sein Gesicht unter furchtbaren Grimassen nach dem weißen Mann gekehrt den

er wider Willen im Schlepptau führt; ich immer am Zopfe festhaltend und, da uns der sprachliche Ideenaustausch versagt ist, durch Mienenspiel und graziöses Lächeln bemüht den gerechten Zorn meines unfreiwilligen Retters zu beschwichtigen!

Seit einigen Wochen herrscht in Tien-tsin große Aufregung. Ein Gott ist erschienen in Gestalt eines Drachen, welcher Drache die Gestalt einer Schlange annahm und von einem Bauern der Provinz Honan gefunden und hieher gebracht worden ist. Er wird in einer elenden Pagode der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Der ihm als Absteigequartier dienende Tempel liegt am nördlichen Ufer in dem oben erwähnten, mit Recht verrufenen Stadtviertel. Durch mehrere krumme Gäßchen schreitend gelangen wir an seine Schwelle. Um nicht dem kleinen Thiere diese Artigkeit bezeigen zu müssen nehmen wir bereits am Eingange der Pagode die Hüte ab. Unser Freund, ein Mandarin, führt uns in das Heiligthum. Mit Früchten und Gebäck gefüllte Körbe und andere Gaben der Gläubigen sind ringsum angehäuft. Am Altar ruht, zusammengerollt und bewegungslos, auf einem mit gelbem Papier bedeckten Teller, eine etwa fünfzehn Zoll lange Schlange. So weit das künstliche Dämmerlicht es

gestattete, konnten wir das Thierchen mit Muße betrachten. Mittlerweile folgten sich die Andächtigen, knieten am Fuße des Altars nieder, legten ihre Geschenke auf den Boden und entfernten sich ohne die drei Fremden eines Blickes zu würdigen.

Dem Heiligthume gegenüber war eine Schaubühne errichtet auf welcher den ganzen Tag über gespielt wird. In der Mitte der Halle befinden sich die reservirten Plätze, ein runder Tisch und Lehnstühle für die Mandarine und andere von Nah und Fern gekommene Notabeln. Nachdem sie ihren Kotow gemacht, nehmen sie Platz. Von dem Gotte ist weiter keine Rede mehr.

Die Ehrenwache bei dem Drachen hält ein militärischer Mandarin, derselbe welcher, wie man weiter unten sehen wird, bei den Tien-tsiner-Mordthaten eine mehr als verdächtige Rolle gespielt hat. Bei dem Prozesse schlüpfte er mit einfachem Amtsverluste durch, später wurde er sogar zum Kommandanten der Festung von Taku ernannt, schien sich jedoch dort zu langweilen, was ich ihm nicht verübeln kann, kam oft ohne Urlaub nach Tien-tsin und wurde deshalb abermals abgesetzt. Jetzt ist er der kleinen Schlange als Kammerherr in außerordentlichem Dienste zugetheilt. Ich hatte die Ehre die Bekanntschaft dieses Ehrenmannes zu machen der die Manieren eines Gentleman mit der Physionomie eines Galgenstrickes vereint.

Wer die chinesische Stadt mit Genuß und Nutzen sehen will, stelle sich unter die Führung eines Eingeborenen von Stande. Auch heute begleitet uns der junge Mandarin. Er ist ein Typus seiner Gattung: Gesichtsfarbe bläßlich, Backenknochen vorspringend, Wangen voll, Hände fleischig, Nägel klauenartig, Zopf üppig, die Gestalt bereits beleibt und für das reifere Alter den obligaten Fetttwanst verheißend. Der Anzug: zwei matrazenartig gesteppte Leibröcke von blauem Tafft, einer über dem anderen getragen, denn es ist bereits bitter kalt; am Hute der Knopf von der dem Range entsprechenden Farbe; Alles, Mann und Kleidung, reinlich, sorgfältig gehalten und, in gewissem Sinn, elegant. Dabei die Manieren des Bureaukraten der, je nach dem Range der Personen mit denen er spricht, unterwürfig oder befehlshaberisch ist, förmlich oder kurz angebunden und mit Niemandem vertraulich.

Wir vermeiden das Gedränge der Hauptarterien und schlendern von Bude zu Bude. Ich sehe sehr schöne Pelze. Tien-tsin ist ein Hauptmarkt für diesen Artikel. Wir treten in ein Opiumhaus. Traurige und widerliche Scenen. Bad, bad, sagt unser Mandarin. Aus Bad und Good besteht sein englisches Wörterbuch. Glücklicherweise spricht mein anderer Begleiter, der französische Konsul, Hr. Dillon, mit feltener Geläufigkeit chinesisch.

Dem Klub der Notabeln von Shansi gilt unser nächster Besuch. Die Provinz Shansi zählt viele reiche Leute und viele von ihnen kommen nach Tien-tsin. Mehrere haben sich hier niedergelassen. Alle Morgen versammeln sie sich in ihrem großartigen Klub. Weder die Pariser Cercles noch die ersten Klubs in London oder Wien können mit ihnen den Vergleich aushalten.

Diese große Anstalt besteht aus mehreren Häusern und getrennten Kiosken, wo man sich zum Gespräche vereinigt oder Bekannte und Geschäftsfreunde empfängt. Es sind längliche, schmale, hohe Räume mit längs den Wänden symmetrisch aufgestellten Tischen und Stühlen. Die Wände bedeckt ein schön geschnitztes Holzgitter. Im Theater, dessen sehr schöne Hängelampen von Porzellan mir aufhielten, wird jeden Vormittag gespielt. Der Präsident des Klubs hat die Güte uns das Repertoire vorweisen zu lassen. Es sind zwei bis drei Fuß lange Stäbe von Elfenbein deren jeder den Titel eines Stückes enthält. Wir wählen ein historisches Drama. Während die Schauspieler sich beeilen das Vaudeville welches sie eben aufführen zu Ende zu spielen und sich aus Hanswürsten in Helden und Götter zu verwandeln, werden wir von unserm Amphitryon mit Kuchen, Süßigkeiten und Früchten bewirthet, wobei der Thee natürlich in Strömen fließt. Nur mit Mühe entgehen wir einer Einladung zum Diner. Mitt-

lerweile füllt sich der Saal. Mehrere Herren treten ein, alle den höheren Ständen angehörig: meist Literaten und reiche Kaufleute deren einige gegen Bezahlung den Rang eines Mandarin erworben haben. Sie verneigen sich gegen einander sehr tief, schütteln die Köpfe, verrichten zum Schlusse, mit vorgeneigtem Oberkörper, den Chin-chin, das heißt sie zeigen sich die Fäuste indem sie sie an einander drücken und ihnen eine rotirende Bewegung verleihen; das Tempo hiebei regelt sich nach dem Grade der Verehrung die man sich schuldig ist. Sodann treten sie zu den Tischen deren jeder von vier Stühlen umgeben ist. Hier beginnt eine neue Reihe von Artigkeitsbezeigungen. Niemand will sich zuerst niederlassen oder den Platz zur Linken, den Ehrenplatz, einnehmen. Nachdem diese Schwierigkeiten glücklich überwunden, und die Schauspieler sich gehörig geschminkt und kostümiert haben, beginnt das Stück. Dieselben Gesichtsverzerrungen wie in anderen chinesischen Theatern, derselbe Lärm eines höllischen Orchesters, dieselben Kämpfe und feierlichen Aufzüge, und dieselbe Geschicklichkeit der jungen Leute die Stimme, den Gang und die Gebährden von Frauen nachzuahmen.*)

Mittlerweile geräth das Gespräch mit dem Präsidenten nicht in Stockung. Unter vielen andern Artigkeits-

*) Bekanntlich dürfen in China Frauen auf den Bühnen nicht erscheinen.

phrasen sagte er uns: „Europa übertrifft China. Ihr habt den Telegraphen und Eisenbahnen, und Nachts sind die Gassen Eurer Städte hell wie bei Tage. Wir sind sehr zurück“. Was mir bei den Literaten besonders auffällt, ist ihre vollendete Artigkeit, ihr ungezwungenes freies Benehmen — in der That, man vergißt daß sie halbe Barbaren sind — zugleich aber die Leerheit ihrer Gespräche und die Armuth an Gedanken.

Zum Schlusse zeigte uns der Präsident den reich vergoldeten Tempel des Klubs, dessen Götzen mir ganz besonders scheußlich schienen, und begleitete uns hierauf, ein Beweis von nicht gewöhnlichem Muth, bis in die Gasse wo er, in Gegenwart einer neugierig aber nicht feindselig aussehenden Volksmenge, den Chin-chin verrichtete und alle anderen Abschiedspflichten erfüllte welche ein chinesisches Gentleman sich und Seinesgleichen schuldig ist.

Ich sagte ein Beweis von Muth, denn die Erbitterung gegen die Fremden besteht noch heute. Zwar sind in neuester Zeit keine Gewaltthaten vorgekommen; aber das Mißtrauen, und zwar ein wechselseitiges, wuchert fort. Europäer sowohl als Chinesen lauschen den unheimlichen, periodisch immer wieder auftauchenden Gerüchten von Krieg und von neuen Megeleien. Noch vor zwei Monaten sagten die Eingebornen, sie würden nächstens alle Fremden „waschen“, das heißt umbringen. Die euro-

päischen Kaufleute, fünf an der Zahl, haben zwar ihre Magazine in der chinesischen Stadt wieder geöffnet; aber sie wagen nicht mehr dort die Nacht zuzubringen; jeden Abend ziehen sie sich nach den Koncessionen zurück.

Einen Monat vor den traurigen Ereignissen, deren Geschichte*) ich hier zu schreiben gedenke, herrschte in der großen Stadt Tien-tsin tiefe Ruhe. Es gab zwar Menschen welche ihre Abneigung gegen die Fremden nicht verhehlten; zuweilen hörte man Schimpfreden und Drohungen, und man mußte in den amtlichen Regionen in Peking wie auf den Konsulaten wissen daß die Zustände im Allgemeinen nicht befriedigend waren. Zehn Jahre waren verstrichen seit der Erschließung des großen Reiches, und

*) Ich schreibe die Geschichte des Blutbades von Tien-tsin nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Gesandten in Peking, der hier und in Shanghai residirenden Konsuln; des Lazaristen Pater Favier, des englischen Arztes Doktor Frazer, des russischen Kaufmanns Herrn Starzoff, sodann der bereits erwähnten drei Chinesen welche ich mit Hilfe eines tüchtigen Sinologen befragen konnte, und die Augenzeugen der Mordscenen waren. Ich habe Herrn Coutries, den einzigen überlebenden Franzosen, nicht gesehen, doch wurden mir seine Aussagen mitgetheilt. Im Klub fand ich ein Exemplar des englischen Blue Book. Ueberdies konnte ich in einige Briefe der ermordeten Patres Chevrier und Du Einsicht nehmen. Meine Citationen des Blue Book beziehen sich ausschließlich auf die: Papers relating to the massacre of Europeans at Tientsin, presented to both houses of Parliament, China No. 1. (1870).

keine wahrhafte Annäherung hatte zwischen Einheimischen und Fremden stattgefunden. Jedoch, kleine und dem Anscheine nach unbedeutende Zwischenfälle abgerechnet, verriethen die fünf- oder sieben- oder neunhunderttausend Bewohner der Stadt Tien-tsin — so weit laufen die Angaben hierüber auseinander — keine feindselige Stimmung gegen die wenigen Europäer, Missionäre oder Kaufleute welche gewagt hatten die Koncessionen zu verlassen und sich in dieser großen und volkreichen Stadt anzusiedeln.

Unter den dort wohnenden Fremden muß vor Allem der französische Konsul genannt werden. Er war der einzige unter seinen Kollegen welcher die Verbannung in der chinesischen Stadt, wo sich die unter seinem Schutze stehenden katholischen Institute befanden, dem bequemeren und sichreren Aufenthalte in der Faktorei vorzog. Obgleich von reizbarem Temperamente, genoß Herr Fontanier doch der allgemeinen Achtung. In der letzten Zeit allerdings hatte sich in ihm die Geneigtheit zu Bornesaussbrüchen gesteigert, und seine Freunde begannen sich allmählig von ihm zurückzuziehen. Außer Herrn Fontanier wohnte nur Ein Europäer im Konsulat, sein Kanzler Namens Simon.

Der unmittelbare Nachbar des Konsuls war der Lazarist Pater Chevrier, Vorstand der katholischen Mission

von Tien-tsin. Eine niedere Mauer schied die Höfe des Konsulats und des Missionsgebäudes, aber die Beziehungen zwischen dem Konsul und dem Missionär waren erkaltet. Herr Chevrier, ein Mann von sanftem und heiterem Naturell, hatte sich Herrn Fontaniers Mißfallen zugezogen weil er ihm, aus Anlaß der gefährvollen Lage, dringende wenngleich ehrerbietige Vorstellungen machte. Ein chinesischer Pater Namens Du, ein guter Priester, eifrig in seinem Berufe, unterrichtet, gegen Jedermann zuvorkommend*); sodann der katholische Literat Wang-san und einige einheimische Diener bildeten mit den Kindern des Waisenhauses die Einwohnerchaft der Missionsanstalt welche übrigens von den Mitgliedern der einheimischen christlichen Gemeinde, der „Christenheit“ wie man in China sagt, gerne und häufig besucht wurde.

Jenseits des Wassers, im belebtesten Theile einer der großen Vorstädte, nicht weit vom Flusse, standen eine kleine Kirche, das Haus, Spital und Orphelinat der Schwestern des heiligen Vincenz de Paula. Zehn an der Zahl, darunter sechs Französinen, zwei Belgierinnen, eine Toskanerin und eine Irländerin, beschäftigten sie sich mit Unterricht und Krankenpflege. Doktor Frazer, ein eng-

*) Nach dem Zeugnisse seines Bischofs, Monseigneur de Laplace, und Aller die ihn kannten.

lischer Arzt, obgleich er in der Faktorei wohnte, obgleich er Protestant war, behandelte ihre Kranken aus Menschenliebe. Ueber die Achtung und Beliebtheit deren sich die Schwestern bei der Bevölkerung erfreuten herrscht nur Eine Stimme. Die Schwester Marie, insbesondere, wurde häufig in chinesische Häuser geladen. Erst in den letzten Tagen vor der Katastrophe sah sie sich genöthigt ihre Besuche in den Hütten der Armen einzustellen.

Die übrigen Residenten waren französische, englische und russische Kaufleute, zwei Schweizer und eine Französin, im Ganzen zwölf oder dreizehn Personen.

In der chinesischen Welt nahm Chung-hou die erste Stelle ein. Er war einer der Oberwächter des Erbprinzen, ausgezeichnet mit den Insignien des ersten Grades und einer Pfauenfeder mit zwei Augen, General-Lieutenant der Division Han-chün von der rothen Fahne, und einer der Vice-Präsidenten im Kriegsministerium. *) Als Mandju und eine bei Hofe wohl gesehene Persönlichkeit, hatte er sich seit zehn Jahren auf dem Posten des Kommissärs der „Drei Nordhäfen“ **) zu erhalten getrußt. Wie der Vice-König von Nanking in Mittelchina, wie der Vice-König von Kanton im Süden, war er mit der Leitung aller die Fremden betreffenden Angelegenheiten be-

*) Blue Book S. 83.

**) Diese drei Häfen sind Che-fu, Tien-tsin und New-Schwang.

traut. Letztere rühmten sein Wohlwollen, seine Zubor-
kommenheit, seine artigen und feinen Manieren. Die
Agenten der Mächte welche mit ihm in Geschäftsberührung
traten hatten von ihm die beste Meinung gefaßt. Den
Provinzial- und städtischen Behörden gegenüber war
seine amtliche Wirksamkeit nicht klar begrenzt, daher es
zuweilen an Reibungen nicht fehlte. Chung-hou hatte,
in rein chinesischen Angelegenheiten, keine Gerichtsbarkeit.
Sein Einfluß auf den Generalgouverneur der Provinz,
auf den Taotai und die städtischen Magistrate von Tien-
tjin konnte sich nur auf vertraulichem Wege geltend ma-
chen: durch das natürliche Ansehen welches ihm seine
mandjurische Abkunft verlieh, durch seinen hohen Rang
und die Gunst in der er am kaiserlichen Hofe stand.
Uebrigens führte er den Oberbefehl über die um Tien-tjin
versammelten Truppen, ungefähr viertausend Mann.

Der Generalgouverneur von Chi-li residirt abwech-
selnd hier und in der Provinzial-Hauptstadt Bao-sing-fu
welche hundert Meilen von Peking und ungefähr ebenso
weit von hier entfernt ist. Tjeng-ktwo-fan, der neu er-
nannte Gouverneur, hatte sich durch die Eingriffe Chung-
hou's in seinem Wirkungskreis verletzt gefühlt und in dieser
Stimmung fast alle höheren Posten seiner Provinz mit
neuen Männern besetzt. Zur Zeit der Mezeleien befand
er sich in der Provinzialhauptstadt.

Nach ihm waren die höchstgestellten Beamten in Tien-tsin: Chou, der Taotai oder oberster Verwaltungschef der Departements von Tien-tsin und Ho-kien-fu;

Chang, der Chi-fu oder Bezirksvorstand von Tien-tsin;

Lin, der Chih-hüen oder Stadtmagistrat. Der Chih-hüen ist gewissermaßen der Bürgermeister und, obgleich aus der Klasse der niederen Mandarine entnommen, immer eine wichtige und einflußreiche Person. Er übt in allen Civil- und Kriminalfällen die Gerichtsbarkeit aus; nur Todesurtheile bedürfen der Bestätigung des Generalgouverneurs.

Endlich der Chen-ta-shuai, der militärische Distriktskommandant.

Mehrere Tage vor dem Blutbade kam General Chên-kwo-shuai nach Tien-tsin. Aus der Provinz Hupeh gebürtig, in die Taeping-Rebellion verwickelt, später, als Belohnung für den Verrath den er an einigen Auführern, seinen Kameraden, geübt, zum Range eines Titu erhoben, das heißt Befehlshaber eines Korps unregelmäßiger Truppen, war Chên-kwo-shuai die Schmach und der Schrecken der kaiserlichen Regierung, und zugleich der Liebling des Befinger Böbels. In den Provinzen galt er für einen Eifenfresser, Störenfried, Bedränger und Ausfauger des Volkes. Seine den Europäern feindseligen Gesinnungen waren allgemein bekannt. In Nanjing und in Chinkiang

hatte er davon neuerliche Proben abgelegt. Nun erschien er in Tien-tsin, ohne amtlichen Auftrag, aus freiem Antriebe, an der Spitze einer Schaar von etwa sechshundert Missethättern. Bald sollte man erfahren warum er gekommen war.

Außerhalb den officiellen Kreisen zählt die Stadt noch eine beträchtliche Anzahl von Literaten. Man weiß was diese Literaten sind, und welche Gesinnungen sie gegen die Fremden beseelen. Hier dürfen die achtundvierzig alten und mehrere neue Feuerlösch-Korporationen nicht vergessen werden. Die Anführer der ersteren sind durchwegs Literaten. Zu diesen Leuten welche, militärisch abgerichtet und in Kompagnien getheilt, gewissermaßen die geordnete Heeresmacht der Unordnung sind, treten die Jmin oder ehemaligen Freiwilligen aus der Zeit der Taeping-Rebellion welche Waffen tragen dürfen und gleichfalls von Licentiaten oder Doktoren befehligt werden. Dennoch war noch kein Anzeichen von Aufregung oder von Vorbereitungen zu irgend einem Anschläge gegen die Ausländer bemerkbar. Das Volk ging, wie gewöhnlich, seinen Beschäftigungen nach. Tien-tsin befand sich in seinem normalen Zustande.

Aber um die Mitte Mai*) begann sich die Lage zu ändern. Beunruhigende Gerüchte wurden in Umlauf ge-

*) 1870.

setzt: Kinder waren verschwunden. Sie seien von Leuten gestohlen worden die im Solde der Missionäre standen. Die Klosterfrauen hätten sie getödtet, ihnen die Augen ausgegriffen, damit Arzneien und Zaubermittel bereitet. Dergleichen Aberglaubigkeiten hörte man nicht zum ersten Male. Es war also zu hoffen daß, wie so oft vorher, auch diesmal das müßige Geschwätz allmählig verstummen würde. Das Gegentheil fand statt. Diese und ähnliche Märchen vermehrten sich. Auffallend war nicht die überall und immer schlechte Haltung des Pöbels, sondern das offenbar geänderte Benehmen der anständigen Leute. Unbestimmte Schrecken, eine abergläubische Furcht bemächtigten sich des Publikums. Die guten „Schwestern“, sonst so beliebt, so geachtet, begegneten wenn sie ausgingen nur mehr kalten oder finsternen Mienen. Niemand trat mehr wie sonst zur Seite um ihnen Platz zu machen. Eines Abends sammelten sich einige Haufen vor ihrem Hause. An den folgenden Abenden abermals Volksauflauf. Die Anklagen gegen sie wurden immer lauter. Beschwerende Thatsachen wurden vorgebracht, behauptet, geglaubt. Noch keine Ausschreitung; noch keine Störung der Ordnung, aber drohende, mit jedem Tage steigende Bewegung der Gemüther. Diese ungeheure Bevölkerung von Tien-tsin bebte wie das Laub unter den ersten Windstößen die, dem Sturme vorausseilend, durch den Wald heulen.

Der Zufall schien sich mit den Urhebern dieser finstern Gerüchte zu verschwören. Im Waisenhanse der Schwestern brach eine ansteckende Krankheit aus. Mehrere Kinder starben und wurden auf dem Armenkirchhofe, hinter dem französischen Konsulate, begraben. Während einiger Tage*) lief jeden Morgen eine Menge Volkes dahin; Särge wurden geöffnet, Gebeine umhergestreut, mit Christenleichen gröblicher Unfug getrieben. Pater Chevrier eilte herbei, faßte einen der Gräberschänder beim Kragen und führte ihn auf das Konsulat. Er selbst begab sich zu Herrn Fontanier und beschwor ihn die Dazwischenkunft der chinesischen Behörden in Anspruch zu nehmen. Man muß, sagte er, die Aufregung beschwichtigen; mit Leichtigkeit werden die Mandarine, wosern sie nur wollen, die Ruhe wiederherstellen; wenn den Literaten freies Spiel gelassen werde, so müsse man sich auf das Aergste gefaßt machen. Wir sind allein, wie verloren inmitten dieser ungeheuren Bevölkerung; die Koncessionen sind ferne und könnten uns auch, da sie selbst bedroht sind, kaum zu Hilfe kommen; nicht Ein Kanonenboot liege im Bei-ho. So sprach, aber vergebens, der Borgesezte der Mission zum Consul der, dieser und ähnlicher Vorstellungen müde, ihm, statt aller Antwort, das Haus verbot.**)

*) Zum ersten Male am 4. Juni.

***) Bereits am 9. Juni.

Indeß verschlimmerte sich die Lage augenscheinlich. Vater Chevrier schildert sie fünf Tage vor seinem Tode in einem Briefe der das Datum des 16. Juni trägt. „Immer verspätet“, schreibt er einem Berufsgenossen in Peking. „Schon ist es halb zehn Uhr, und ich habe noch an diesen und jenen, aber vor Allen an Sie zu schreiben. Beten Sie wenigstens daß ich nicht nach Thorschluß in den Himmel komme. Vorgestern hat die Oberin, in Begleitung der Schwester Sullivan, sich entschlossen zu unserm Konsul zu gehen. Zwei Engländer die die Anstalt der Schwestern besuchten riethen zu dem Schritt. Die Schwestern wurden nicht schlecht empfangen. Auf mich kam nicht die Rede. Aber über die gegen uns vorgebrachten immer mehr beglaubigten furchtbaren Verleumdungen den chinesischen Behörden auch nur ein Wort zu sagen, dazu, meint der Konsul, sei es noch nicht an der Zeit. Heute wird unter Anderem erzählt daß der erste und zweite (chinesische) Katechist in Verzweiflung seien, weil die Tochter des Ersten und des Zweiten Gattin getödtet worden seien. Heute, am Frohnleichnamsfeste, kam nicht Eine Frau zur Kirche! Die heidnischen Freunde der Christen ziehen sich von ihnen zurück und sagen sie seien Bösewichte. Heute habe ich versucht sie (die Christen) zu überzeugen daß sie glückliche Menschen sind. *Beati estis quum maledixerint vobis propter me. Gaudete et exultate quoniam!* Aber dies

will ihnen nicht einleuchten. Schwester Marie sagte mir heute daß, wenn sie sich in einem der Dörfer zeigt wo sie fast immer mit Freuden aufgenommen wurde, Jedermann flieht oder sich versteckt. Ich wurde gefragt ob ich nicht für unsere Anstalten besorgt sei, weil sich Banden von Unruhestiftern gebildet haben. Inmitten dieser höllischen Umtriebe setzen wir und die Schwestern unser Vertrauen in Gott und verzweifeln nicht daß uns von Oben Hilfe komme.“

Gereizt und noch mehr beunruhigt als gereizt über die unerklärliche Unthätigkeit Fontanier's, eilte Pater Chevrier nach den Koncessionen, besuchte den russischen Generalkonsul, theilte ihm mit was sich zwischen ihm und Herrn Fontanier zugetragen, bat ihn auf seinen französischen Kollegen und mit, der Hilfe des letzteren, auf Ehung und die städtische Behörde zu wirken. Herr Skatschkoff welcher die Lage ganz wie der Abbé beurtheilte ließ sich, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach der chinesischen Stadt tragen. Vor dem Konsulate angelangt, wurde er unter dem Vorwande abgewiesen, Hr. Fontanier sei ausgegangen. Er bat also Letzteren schriftlich um eine Unterredung und kehrte nach der Faktorei zurück. Am nächsten Morgen erhielt er Herrn Fontanier's Besuch. Als er aber die Rede auf die brennende Tagesfrage brachte, erhob sich der französische Konsul und machte mit den Worten: „Das geht Sie nichts an“, der Unterredung ein Ende.

Mittlerweile vermehrten sich die bedenklichen Zwischenfälle. Eines Abends blieb ein junges Mädchen vor einer Bude stehen um Reis zu kaufen. Frauen und Mädchen betreten nie das Innere eines Kaufladens; die junge Person reichte also, wie dies üblich ist, ihren Korb in welchen sich einige Sapfen befanden dem Kaufmann durch die Thüre. Dieser nahm das Geld, füllte den Korb mit Reis und wollte ihn ihr zurückstellen, als er bemerkte daß sie verschwunden war. Er trat auf die Gasse hinaus und sah sie in einiger Entfernung einem Unbekannten folgen. Die Sache schien ihm nicht geheuer. Er theilte sie den Nachbarn mit. Auch sie meinten der Mann sei ein Zauberer. Man lief ihm also nach, nahm ihn fest, mißhandelte ihn, schleppte ihn vor den Chih-hüen der ihm zuerst einige Bambusstreiche ertheilen und dann, aus Mangel an Beweisen, in Freiheit setzen ließ. Murrend entfernte sich das Volk.

Zwei Tage darauf erschienen zwei fremde Christen in dem westlichen, von Muhamedanern bewohnten, Stadtviertel. Sie trugen einen Sack am Rücken und führten zwei kleine Knaben an der Hand. Dies fiel auf. Um den Zweck ihrer Reise befragt, liefen sie davon. Ein Grund mehr sie für Hexenmeister zu halten. Sie wurden verfolgt, eingeholt, nach dem Namen des Chih-hüen geschleppt. In ihren Säcken fand man einige mexikanische Dollar, eine

vorzugsweise unter Europäern gangbare Münze, und einige Pakete mit Arzneimitteln. Sofort auf die Folter geworfen, sagten sie aus daß sie mit Hilfe dieser Pulver die Kinder verhext hätten. Die Dollar seien ihnen, als Lohn für das Verbrechen, von den Schwestern gegeben worden. Der Chih-hüen ließ diese Aussage ohne Bemerkung gelten. Das chinesische Gesetz kennt in der That das Verbrechen der Verhexungen. Auch die Natur der Aussagen dieser Männer hatte für Chinesen, selbst für Literaten und Mandarine, nichts Unglaubliches. Der Chih-hüen berichtete also an den Chih-fu. Die beiden Männer, laut eigenem Geständnisse eines Verbrechens schuldig welches sie im Auftrage der Klosterfrauen begangen zu haben aussagten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Mittelbar war dies das Todesurtheil der Schwestern und aller Europäer. Eine Proklamation des Chih-fu brachte den Vorfall zur Kenntniß des Publikums. Ohne die Schwestern namentlich zu bezeichnen, betonte das Schriftstück die Entrüstung des Volkes und die Sympathien der Mandarine. Die Anstifter der bevorstehenden Unruhen waren über diesen Schritt so erfreut daß sie eine öffentliche Demonstration veranstalteten. Ein Sonnenschirm mit dem Namen der Geber wurde dem Chih-fu gespendet und feierlich überreicht. Das Geschenk war durch freiwillige Beiträge zu Stande gekommen. Die Hinrichtung der beiden Männer hatte in

Folge eines allgemeinen Circulars stattgefunden welches der damals von Tien-tsin abwesende General-Gouverneur der Provinz erlassen hatte. Durch dieses Rundschreiben ermächtigte Tjeng-kwo-fan die städtischen Gerichtsbehörden Zauberer, Beherer und Menschenräuber einem summarischen Verfahren zu unterwerfen und die erfolgten Todesurtheile ohne vorläufige Einholung seiner Bestätigung zu vollziehen. Mit anderen Worten, er proklamirte das Kriegsrecht in Folge des häufigen Vorkommens eingebildeter Verbrechen.

Der Chih-fu, der militärische Mandarin und der Chih-hüen begaben sich zu Chung. Sie stellten ihm die Lage als bedenklich vor und verlangten die Ermächtigung, die er verweigerte, an Ort und Stelle eine Untersuchung einzuleiten, das heißt, in dem hinter dem französischen Consulate gelegenen Kirchhofe die Leichen auszugraben und einer Prüfung zu unterziehen. In dieser Unterredung erklärten die Mandarine daß die Mitschuld der Klosterfrauen erwiesen sei. Chung-hou behauptete das Gegentheil und verweigerte, Anfangs beharrlich, die erbetene Ermächtigung. Endlich aber, eingeschüchtert durch das Bewußtsein seiner Unpopularität, gab er dem Andrängen der Magistrate nach. Er that wie Pontius Pilatus: er wusch sich die Hände. Die Untersuchung fand statt. Es war der erste Akt des großen Trauerspiels. Man sah die Mandarine, von einem Pöbelhaufen gefolgt, gewissermaßen im Schatten

der französischen Fahne, in die Hofräume der Mission dringen. Am Kirchhofe wurden mehrere Leichen ausgegraben und untersucht. Einigen fehlten die Augen. Was eine natürliche Wirkung der Auflösung war galt für einen unumstößlichen Beweis der den Schwestern und den Missionären zur Last gelegten Verbrechen.

Ein katholischer Literat, der in einem Dorfe der Umgegend einer Schule vorstand, kam an einem Festtage mit einem seiner Zöglinge nach Tien-tjin. Abends, am Heimwege begriffen, sprachen sie bei einem Restaurant in der chinesischen Stadt vor. Einigen Gästen fiel auf daß der Literat, welcher an der mongolischen Grenze zu Hause war, und der Knabe eine verschiedene Mundart hatten. Ein Beweis daß der Mann ein Hexenmeister war. Er wurde mit eisernen Stangen, die man am Feuer erhitzt hatte, auf das Grausamste geschlagen und dann zum Chih-hüen geschleppt. Das Verhör ergab seine Unschuld, und auf Verlangen des Paters Chevrier wurde der unglückliche Literat mit einer gebrochenen Rippe, unter dem Geheule des Pöbels, auf einer Bahre nach dem Missionshause getragen.

Am 17. Juni, vier Tage vor dem Blutbade, fand die Verhaftung eines jungen Menschen Namens Wu-lan-hên in einem Dorfe der Umgegend statt. Auch er war beschuldigt, einen Mann verhext zu haben. Vor den Chih-

hien geführt machte er folgende Aussage*): Ich bin in Ning-hin-shien geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater und Großvater leben noch. Mein Vater heißt Wu-tsun und steht im fünfundvierzigsten Jahre. Meine Mutter ist eine geborene Fang. Ich habe keine Brüder. Ich verheirathete mich im ersten Monat dieses Jahres. Da ich zu Hause unbeschäftigt war, so begab ich mich, am 18. Februar, nach Tien-tsin wo ich als Schiffer mein Brod verdiene. Bis zu jener Zeit war mir Wang-san von Houlou (von der katholischen Kirche) unbekannt; aber am 13. Juni gab er mir Arznei ein und schleppte mich nach der Kirche deren Schwelle ich jedoch nicht übertrat. Wang-san drang in mich daß ich Katholik würde. Ich widerstand Anfangs, ließ mich aber einschüchtern, da er mir mit dem Tode drohte. Hierauf gab er einem gewissen Tang vier Dollar mit dem Auftrage sie für mich aufzubewahren. Am 14. gab er mir ein Packet mit Schlafpulver und hieß mich am Lande herumgehen um mit Hilfe dieser Arznei Männer zu fangen. Es war ein sehr feines, in Papier gewickeltes Pulver. Ich ging nach Mu-chuang-hu und be-

*) Blue Book S. 18. Ich gebe dieses merkwürdige Aktenstück in extenso, als charakteristisch für den Gesichtskreis und Ideengang des chinesischen Volkes. Die Magistrate von Tien-tsin haben nachmals die Falschheit der Aussagen des elenden Wu zugestehen müssen. Dieser befindet sich noch in den Gefängnissen von Tien-tsin.

gegnete dort einem ungefähr zwanzigjährigen Jüngling der einen blauen Rock und blaue Beinkleider trug. Ich schüttete etwas Pulver in meine hohle Hand und rieb damit eine Wange. Alsogleich wurde er wie betäubt und folgte mir. Ich eilte nach der katholischen Kirche zurück und übergab den Mann dem Wang-san, wofür ich von diesem fünf Dollar und ein anderes Päckchen mit Pulver erhielt. Ich ging nun nach dem Dorfe Tao-hua-ssu, wo ich einen gewissen Li-so Wasser schöpfen sah. Ich betäubte ihn mit dem Pulver, und er folgte mir wie der Andere. Ich wurde jedoch von Bauern festgenommen und vor die Obrigkeit geführt. In der katholischen Kirche wurden, außer mir, sieben Menschenräuber beschäftigt. Die Nächte schliefen wir im Hofe (der Mission). Wang-san war unser Anführer. Jeden Morgen brachte er aus dem inneren Zimmer mehrere Päckchen die das genannte Pulver enthielten, vertheilte sie unter uns und gab außerdem einem jeden dreihundert Kupfermünzen Kostgeld. Wenn wir Niemanden gefangen hatten gaben wir ihm das Pulver zurück. (Hier nennt Wu seine angeblichen Mitschuldigen.) Wang-san ist ungefähr zwanzig Jahre alt. Er hat eine helle Gesichtsfarbe und leichte Spuren der Pocken. Als er mir das Pulver eingegeben und mich nach der Kirche geführt hatte, ließ er mich ein Gegengift nehmen, worauf ich sogleich zu mir kam. Dies Gegengift besteht, wie mir Wang-

fan sagte, aus einer Mischung von süßem Kraut, der Hülle einer Sigale und eines anderen Insektes welche am Feuer getrocknet und pulverisirt werden, Alles mit Sesamöl versetzt. Dieses Dekokt, warm getrunken, bringt den Betäubten alsogleich zur Besinnung. Als mich die Bauern gestern hieher brachten frugen sie mich was zu thun sei. Ich antwortete, sie sollten Li-so dies Gegengift geben. Ich trug die fünf Dollar, welche ich als Belohnung für den Mann aus Mu-chuang-ku erhalten hatte, in meinem Säckel versteckt, habe sie aber bei meiner Verhaftung verloren. Während meines Aufenthaltes in der Kirche (im Missionshause) gab mir Wang-san jeden Morgen ein rothes Pulver zu schnupfen. Sobald ich davon genommen, fühlte ich mich voll Muth und aufgelegt alle Welt zu behexen. Abends nach meiner Rückkunft, gab er mir einige Tropfen ein die mich sofort in meinen natürlichen Zustand versetzten. Ich konnte aber nicht entfliehen, weil während der Nacht die Thore geschlossen waren.“

In Folge dieses Verhörs stellten der Chih-fu und der Chih-hüen an Chung-hou die Bitte die Auslieferung Wang-san's zu verlangen. Chung verrieth abermals dieselbe Unschlüssigkeit. Er könne, er wolle keinen solchen Schritt bei dem französischen Konsul thun. Frei stehe ihnen nach eigenem Gutdünken und unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln. So bemächtigten sie sich denn des unglücklichen

Wang-san. Der Chih-hüen ließ ihn auf die Folter werfen und sodann mit zerschmetterten Knöcheln nach der Mission zurücktragen.

Am 19. erschien der Taotai am Konsulat. Er brachte ein Protokoll mit den Aussagen mehrerer Zeugen welche erklärten, auf Veranlassung der Missionäre, bekehrt worden zu sein. Daher hätte er den Konsul die Priester in Untersuchung zu ziehen. Herrn Fontanier war es ein Leichtes die Ueberheit dieser bössartigen und verleumderischen Anklagen nachzuweisen.

Einige Stunden später kam der Chih-hüen in Begleitung eines Polizeibeamten. Herr Fontanier ließ sich zuerst entschuldigen; da der Mandarin aber auf seinem Verlangen bestand ihn zu sprechen, so empfing er ihn nach einigem Bögern. Während Letzterer in den Salon geführt wurde, drang sein Gefolge in den Hof des Konsulats. Die Unterredung der beiden Funktionäre war eine äußerst lebhafteste. Ihre sehr lauten Stimmen wurden bis in das Vorzimmer gehört. Der Mandarin bestand auf einer amtlichen Untersuchung welche im Domizil der Schwestern und der Missionäre stattzufinden hätte und vergaß sich soweit dem Konsul mit der Volkssprache zu drohen. Dieser verlor die Geduld, brach die Unterredung zornig ab und erklärte, er würde diesen Gegenstand nur mit Chung verhandeln. In heftigster Aufregung und von dem Konsul

nicht zur Thüre begleitet, wie dies die Etiquette erfordert hätte, zog sich der Chih-hüen zurück. Man hörte Fontanier ihm nachrufen: „Wenn Unordnungen stattfinden, so tragen Sie davon die Verantwortung.“ Der Sekretär des Chih-hüen flüsterte dem Konsul zu, er möchte ihn, den Sekretär, nicht in die Sache verwickeln.

Am selben Tage (den 19.) wurde Doktor Frazer, als er aus dem Hause der Schwestern trat, von einem Pöbelhaufen überfallen. Der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er die Rettung. Im Spital befand sich ein schwerkranker Kapitän der englischen Handelsmarine. Ungeachtet seines leidenden Zustandes, ließ ihn die Oberin nach den Koncessionen bringen, damit er nicht, wie sie bereits vorausah, das den Klosterfrauen bevorstehende Loos zu theilen hätte.

Seit mehreren Tagen befand sich General Chên-kwo-shuai in Tien-tsin. Seine Ankunft hatte das Signal zu größerer Aufregung gegeben. In den Gassen vermehrten sich die aufreizenden Maueranschläge welche um Rache schrien für die Opfer der Kindermörder und Menschenräuber. Der Komprador eines europäischen Residenten hörte, als er an einem Volkshaufen vorüberging, wie man flüsterte: „Bringen wir die Fremden um“, worauf Andere entgegneten: „Nur rasch, jetzt ist hiezu die beste Zeit, da kein fremdes Kriegsschiff im Flusse liegt.“

Am 20. Juni fand ein bedeutender Volksauflauf am Quai statt. Einige Burschen erfrechten sich Steine gegen das Konsulat und das Missionshaus zu schleudern. Gegen Abend zerstreute sich die Menge.

Chung war von Herrn Fontanier von seinem Auftritte mit dem Chih-hüen verständigt worden. Er begab sich nun nach dem Konsulat, entschuldigte den Stadtmagistrat ziemlich lau, tadelte ihn sogar im Laufe des Gespräches und beklagte sich über das geringe Entgegenkommen welches er bei den Provinzial- und den städtischen Behörden finde. Umsonst habe er sich bemüht die verleumderischen Gerüchte welche man gegen die Missionäre ausstreue zu widerlegen. Am Ende habe er nachgeben müssen. Werde er ja doch schon wieder der rechte Arm der Europäer genannt.

Während die Vertreter China's und Frankreichs artige Redensarten wechselten, der eine um seine Verlegenheit zu bemänteln und sich wohl hütend den Ernst der Lage einzugestehen, der andere immer noch in unbegreiflicher Verblendung befangen, überließen sich die Missionäre und Klosterfrauen keinen täuschenden Hoffnungen. Sie wußten daß die Stunde des Martyrertodes für sie ehestens schlagen werde. Herr Coutries, einer der wenigen Residenten der chinesischen Stadt, hatte den Pater Chevrier unter Tages begegnet. „Kommen Sie morgen zur Messe“,

sagte ihm dieser. „Es ist Zeit sich auf den Tod vorzubereiten.“

Am selben Abend trafen Herr Thomassin, Dollmetsch der französischen Gesandtschaft in Peking, und seine junge Frau ein und stiegen im Konsulate ab. Sie kamen aus Europa, widerstanden den dringenden Einladungen durch welche man sie in der Koncession zurückhalten wollte, und zogen vor die Nacht in der chinesischen Stadt zuzubringen um sodann am folgenden Tage früh Morgens nach Peking aufzubrechen. Sie wußten daß sie im Konsulat gastfreundliche Aufnahme, sie ahnten nicht daß sie dort den Tod finden würden.

In den Koncessionen herrschte Bestürzung. Die Residenten zitterten nicht nur für ihre in der chinesischen Stadt ansässigen Landsleute, sondern auch für ihr eigenes Leben. Eine Deputation von angesehenen Gliedern der Faktorei, darunter Doktor Frazer, begaben sich zum englischen Konsul und baten ihn die schleunige Sendung eines Kriegsschiffes von Che-fu zu veranlassen. Herr Lay, wahrscheinlich um die Befürchtungen der europäischen Gemeinde nicht zu steigern, stellte sich als ob er sie nicht theilte. In der That hatte er bereits am Morgen (20. Juni) an Chung geschrieben. In seinem Briefe bittet er ihn dem Volke Artigkeit gegen die Fremden anzuempfehlen. Der Angriff auf Doktor Frazer gab ihm zu einem zweiten Schreiben

an (Hing Anlaß*): es wurde am nächsten Morgen, wenige Stunden vor der Katastrophe, an Letzteren abgefertigt und hat wahrscheinlich seine Bestimmung niemals erreicht. Am 20. Juni berichtete er an Herrn Wade: „Wir bedürfen eines Kriegsschiffes; wenn keines antwesend ist, nehmen ähnliche Unruhen immer größere Verhältnisse an. . . Daß die Chinesen gegen die Fremden sehr feindselig gestimmt sind, unterliegt keinem Zweifel. Das Feuer glimmte unter der Asche; jetzt ist es ausgebrochen.“ Er wunderte sich über die Unthätigkeit Fontaniers mit Beziehung auf die Schwestern. — In der That, man fragte sich warum er sie nicht nach der Koncession schicke. War es nicht mehr möglich sie bei hellem Tage aus dem Kloster zu schaffen, so könne man sie ja doch Nachts entfernen. Aber Herr Fontanier blieb unthätig, weil er eben an die Gefahr nicht glaubte.

Am Tage des Blutbades selbst schrieb Herr Lay an Herrn Wade**): „Eine unangenehme Pflicht nöthigt mich Ihnen zu berichten daß die hiesige Lage äußerst unbefriedigend ist. Seit einiger Zeit drohen die Chinesen die Fremden umzubringen oder von Tien-tsin zu verjagen. In den letzten Tagen wuchs die Aufregung. Die Chinesen machen Miene die katholische Kirche und das französische

*) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 19. 32.

**) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 21.

Konsulat in Brand zu stecken und die Fremden zu tödten. . . Ich glaube nicht daß wirkliche Todesgefahr vorhanden sei; aber ich fürchte für das Eigenthum; unsere Magazine sind mit Waaren gefüllt. Alle Tage laufen Berichte ein welche unsere Vertreibung oder Ermordung vorausfagen. . . .“ Er schrieb also nach Che-fu um die Rückkehr des Kanonenbootes zu beschleunigen. Klarsehender als sein ganz verblendeter französischer Kollege, erkennt er die Gefahr, aber er ermißt nicht ihre ganze Tragweite. Der Gong rief in der chinesischen Stadt die Mörder bereits an das Werk, als er vorstehende Zeilen schrieb.

Und nun sind wir bei dem Unglückstage, bei dem 21. Juni angelangt.

Dem frommen Rathe Pater Chebrier's Folge leistend, war Coutries früh Morgens in die Kathedrale gegangen um die Sechs-Uhr-Messe zu hören. Die Kirche war überfüllt. Eine Menge Eingeborener, welche glaubten ihre letzte Stunde habe geschlagen, drängten sich um die Beichtstühle der beiden Priester. Um neun Uhr begannen Volkshaufen sich, in größeren Massen als am vorigen Tage, vor dem Missionshause und dem Konsulate zu sammeln. Mit Steinen und andern Gegenständen wurden die Fenster eingeworfen. Ein gewaltsamer Einbruch schien bevorstehend. Um zehn Uhr erschienen der Tao-tai, der Chih-fu und der Chih-hüen mit Wu-lan-hên und einem

zahlreichen Gefolge vor dem Missionshause. Sie wurden vom Pater Chebrier der selbst die Untersuchung verlangt hatte, empfangen, in allen Räumen umhergeführt, verhört die Dienerschaft und gestanden nichts Verdächtiges gesehen zu haben. Mit den beiden Missionären und den Dienern konfrontirt, erkannte Wu weder die Personen die er angeklagt noch die Dertlichkeiten die er genannt hatte. Sichtlich verdrießlich und unter ironischem Gelächter des Pöbels, zogen die beiden Mandarine ab. Das Volk zu beschwichtigen und zu zerstreuen machten sie nicht den geringsten Versuch. Sie bestiegen ihre Sänften indem sie sagten sie würden über die Sache an Chung berichten. Letzterer hatte bereits Pater Chebrier zu sich beschieden, und dieser sich beeilt dem Rufe zu folgen. Der Oberkommissar versicherte ihn daß er den verleumderischen Gerüchten keinen Glauben schenke. Doch halte er für gerathen jeden Grund des Argwohns zu beseitigen; darum hätte er ihn in Zukunft den Namen, den Geburtsort und, vorkommenden Falls, das Ableben der Kinder welche die Väter oder die Schwestern in ihre Orphelinate aufgenommen hätten, der Behörde anzuzeigen. Pater Chebrier gab die gewünschte Zusage und eilte nach Hause. Mittlerweile hatte sich die Lage bedeutend verschlimmert. Es wurde wieder unter Gebrülle mit Steinen nach der Kirche geworfen, und das Aeußerste schien zu befürchten. Männer

aus dem Korps der Feuerlöcher hatten sich unter das Volk gemischt. Ihre Anwesenheit war von übler Vorbedeutung. Als Pater Chevrier zurückkam fand er alle Fensterscheiben der Kirche und des Hauses zertrümmert. Demungeachtet setzte er sich zu Tische und gab sich den Anschein zu essen; er wollte die Christen beruhigen indem er ihnen das Beispiel des Muthes gab. Da der Tumult zunahm, zeigte er sich dem Böbelhaufen und forderte ihn auf in das Haus zu treten um sich durch den Augenschein von der Falschheit der gegen die Missionäre erhobenen Anklagen zu überzeugen. Zugleich ließ er die Thore öffnen. Es war damals ein Uhr Nachmittags. Die Menge stürzte in den Hof, zog sich dann aber, wie von plötzlichem Schreck ergriffen, wieder auf die Gasse zurück; aber bald beruhigt, drang sie nochmals ein. Pater Chevrier dachte sein letzter Augenblick sei gekommen. Da er von dem Konsul keinen Beistand zu erwarten hatte, so wandte er sich noch einmal an Chung-hou. Er sandte ihm durch seinen Diener*) seine Visitenkarte — Visitenkarten spielen in China eine große Rolle —, ließ ihm die Gefahren der Lage auseinandersetzen und bat um gewaffneten Schutz. Nachdem dies in Eile geschehen war, floh er mit dem

*) Denselben den ich während meines Aufenthaltes in Tientsin befragte. Siehe oben.

Chinesischen Pater Du in die Kirche wo sie sich mit vier einheimischen Christen verbarrikadirten.

Er hörte hier die Beichte des Pater Du, und dieser erwies ihm denselben Dienst. Da fielen die Kirchenthore unter den Schlägen des Mörderhaufens. Die beiden Priester entwichen in die Sakristei wo wir sie vorerst lassen wollen um zu sehen wie es dem Konsul erging.

Es wurde gesagt daß das Konsulat und das Missionshaus, nur durch eine niedere Mauer von einander getrennt, am Quai lagen, wenn man dem zwischen dem Flusse und den Häusern hinziehenden offenen Raume diesen Namen geben kann. Wie in allen europäischen Wohnungen in China, lief längs der Fassade des Konsulats eine Veranda hin. Dort saßen, vom Lärm angezogen, Herr Fontanier und seine beiden Gäste, Herr und Frau Thomassin, den ersten Vorbereitungen zum Angriffe gegen sie ruhig zusehend. Der Konsul hatte seinen Literaten*) und den Kanzler Simon zu Chung gesandt. Auch er verlangte Soldaten. Während seine beiden Beamten sich nach dem Namen des Oberkommissars durchzuschleichen suchten, schrieb er an Grafen Rochegouart, den französischen

*) Bei jedem Konsulat ist ein Literat für die Korrespondenz mit den Lokalbehörden angestellt.

Geschäftsträger in Peking, nachstehenden Brief den er durch Herrn Thomassin zu befördern gedachte.*):

„Unsere kleine, gewöhnlich so ruhige Stadt Tien-tsin wird seit einigen Tagen durch Lärm und Volksaufläufe vor dem Schwesterhause und dem Konsulate in Unruhe versetzt.“ Hierauf erzählt er die Besuche des Taotai und Chung-hou's, sowie seinen Auftritt mit dem Chih-hüen „ein kleiner Zwischenfall, der ohne Chung-hou's Dazwischenkunft eine üble Wendung nehmen konnte, nun aber beigelegt ist. Chung-hou versprach mir auch in einigen Tagen zur Beruhigung der Gemüther eine kleine Proklamation zu erlassen.“

Man glaubt zu träumen, wenn man diese um zehn Uhr Morgens geschriebenen Worte liest. Der Lärm welcher die „kleine“ Stadt in ihrer Ruhe stört; die kleine Stadt zählt mindestens sechs- bis siebenhunderttausend Einwohner! Der „kleine“ Zwischenfall, das heißt seine Entzweigungen mit dem einflußreichsten Mandarin der Stadt der schon seinen Untergang vorbereitet! Die „kleine“ Proklamation welche Chung-hou verspricht zur Beruhigung der Gemüther „in einigen Tagen“ zu erlassen. Ach, Herr Fontanier, ahnen Sie denn nicht daß Sie in wenigen Stunden ein entstellter Leichnam sein werden?

*) Blue Book. Herr Fontanier an Grafen Rochedouart. S. 20.

Chung sandte einige Polizeiagenten. „Was“, rief Fontanier zornig aus, „ich verlangte Soldaten und er schickt mir Polizeidiener!“ Er stieg in die Gasse hinab und befahl ihnen sich zurückzuziehen. In der That vermochten sie nicht nur nicht die Menge zu zerstreuen, sondern sie wurden selbst mißhandelt und zur Flucht genöthigt. Einer entkam, sehr übel zugerichtet und mit genauer Noth, auf der Fähre nach dem jenseitigen Ufer. Der Konsulatsbote wollte den Pöbel am Schreien verhindern; er wurde geprügelt und durch den Koch mit Mühe gerettet.

In diesem Augenblick bemerkte Herr Coutries, der unter dem Thore des Konsulates stand, daß jenseits des Pei-ho ein reich gekleideter Chinese mit einem zahlreichen Gefolge erschien. Die Menge begrüßte ihn mit Freudengeschrei. Er sprach einige Zeit mit den Nächststehenden und zog sich zurück, nachdem er mit der Hand nach dem Konsulate und dem, damals leerstehenden, Jesuitengebäude gewiesen hatte. Als bald begann das Geschrei vermischt mit dem dumpfen Dröhnen der Gong. Zugleich wurden gegen das bisher verschont gebliebene Haus der Gesellschaft Jesu Steine geschleudert.

Herr Fontanier hatte vergebens auf die von Chung verlangte Militärhilfe gewartet; jetzt beschloß er sie selbst zu holen. Unerachtet der flehentlichen Vorstellungen seiner Diener, verließ er mit einem Revolver bewaffnet und be-

gleitet von dem Kanzler Simon, der einen Säbel umgürtet hatte, das Konsulat durch eine Hinterthüre und suchte durch Nebengassen die wenig entfernte Wohnung des Oberkommissars zu erreichen. Herr Coutries der eine Flinte trug und ein chinesischer Diener*) des Konsuls, beide für sein Leben fürchtend, liefen ihm nach in der Hoffnung ihn unter Weges einzuholen.

Es wurde erzählt daß Pater Chevrier einen Mann seines Vertrauens mit seiner Visitenkarte und einem mündlichen Auftrage zu Chung geschickt hatte. Auch dieser Bote suchte durch die kleinen Gassen nach dem Damen zu schleichen. Aber mit Steintwürfen empfangen, wahrscheinlich eingeschüchtert und unvermögend durch die Volksmasse zu dringen, war er umgekehrt als er den Konsul mit dem Kanzler erblickte. Ersterer hielt mit der einen Hand einen Chinesen beim Bopfe, mit der andern schwang er seine Pistole. Der Chineser war ein Mandarin niederen Ranges, einer der von Chung zur Wiederherstellung der Ruhe entsendeten Polizei-Agenten. Herr Fontanier, in einem Anfälle äußerster Wuth, überhäufte den Mann mit Schmähungen. „Wie“, rief er, „Du, ein Mandarin, Du der nichts über das Volk vermag, Du wagst einen Knopf an

*) Derselbe den ich in Tien-tsin befragte.

deinem Hute zu tragen! Komm mit mir zu Chung-hou!" Diese Worte liefen von Mund zu Munde und steigerten die Erbitterung des Volkes. Von allen Seiten hörte man rufen: „Er tödtet einen Mandarin!“ Vor dem Thore angekommen, fand man das Thor geschlossen. Mit einem Fußtritt stieß es der Konsul ein und, immer von Simon begleitet und den Chinesen am Kopfe mitschleppend, drang er bis in den zweiten Hof. Sein Diener (der wie erwähnt mit Herrn Coutries dem Konsul gefolgt war und mit ihm in den Thoren drang) — sein Diener wurde zu Boden geworfen und erhielt mehrere Lanzenstöße. Mit Noth gelang es einem der Sekretäre Chungs ihn zu retten. Coutries verdankte sein Leben der Dazwischenkunft eines befreundeten Unterbeamten der ihn in einem dunklen Raum verbarg; am nächsten Morgen ließ ihn Chung nach den Koncessionen führen. Coutries will seinen Beschützer, den kleinen Mandarin, haben sagen hören: „Er ist nicht Franzose, er ist ein Engländer.“ Der Diener des Missionshauses, schwer verwundet und seiner Vorderzähne verlustig, entkam gleichfalls.

Was hat sich bei der Zusammenkunft des Konsuls mit dem Ober-Kommissar zugetragen? Niemand weiß es. Man müßte denn die wenig glaubwürdige Darstellung Chung-hou's als wahrheitsgetreu annehmen. Hier folgen wortgetreu die Auskünfte die er, noch am Tage des Blut-

bades, an das Tjungli-yamen berichtet hat. *) „Nachdem ich den Pater Chevrier entlassen hatte, beschäftigte ich mich, um den Argwohn des Volkes zu beschwichtigen und die Fremden zu beruhigen, mit der Abfassung einer Proklamation die ich sofort anschlagen lassen wollte, als mir gegen zwei Uhr gemeldet wurde daß es zwischen einigen Leuten der Kathedrale (der Mission) und einem Haufen Neugieriger die sich vor der Kirche versammelt hatten zu Kaufhändeln gekommen sei. Ich hatte eben einen Beamten dahin abgesandt mit dem Befehle die Ruhe herzustellen, als ich erfuhr daß Herr Fontanier in das Yamen gekommen sei. Ich ging ihm entgegen. Der Konsul befand sich im Zustande der äußersten Aufregung und trug zwei Pistolen im Gürtel. Ein Fremder der ihn begleitete war mit einem Säbel bewaffnet. Beide stürzten auf mich los, und Herr Fontanier begann, als er neben mir stand, sich der unpassendsten Ausdrücke zu bedienen, zog dann eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie in meiner Gegenwart ab. Glücklicher Weise wurde Niemand getroffen und Herr Fontanier festgenommen. Da es unter meiner Würde war mit ihm handgemein zu werden, zog ich mich zurück. Herr Fontanier ging hierauf in den Saal wo er fortwährend lärmend die Tassen und sonstige auf dem Tische

*) Blue Book. Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten.

befindliche Gegenstände zertrümmerte. Ich begab mich neuerdings zu ihm und sagte ihm daß die (vor dem Namen versammelte) Menge eine drohende Haltung annehme; daß die ganze Feuerbrigade ausgerückt sei, offenbar in der Absicht den Pöbel zu unterstützen; daß ich Unruhen befürchtete und ihn daher ersuchte bei mir zu bleiben. Er aber, der Lebensgefahr in der er sich befand nicht achtend, stürzte aus dem Namen. Ich schickte ihm einige Leute nach mit dem Auftrage ihn einzuholen und nach Hause zu begleiten.“

Dies ist die Darstellung der einen der beiden Personen; die andere ereilte der Tod wenige Minuten nach der Unterredung. Man hätte sich also an Chung's Version zu halten. Aber abgesehen von den Lügen welche dieser hochgestellte Mann nicht erröthete über den Tod des Konsuls vorzubringen, und die er später gezwungen wurde zurückzunehmen, ist die Erzählung welche man so eben las nur annehmbar unter der Voraussetzung daß sich Fontanier in einem gänzlich unzurechnungsfähigen Zustande befunden habe. Im Innern des Namen, in Gegenwart des großen Mandarins, wenn nicht auf ihn, schießen war barer Wahnsinn. Ohne allen Zweifel wäre der Konsul von den Soldaten die im Hofe standen sofort in Stücke gerissen worden ohne daß Chung-hou, selbst wenn er gewollt, ihn zu retten vermochte. Dagegen ließe sich allerdings anführen daß

Fontanier, wie man sogleich sehen wird, am Rückwege nach dem Konsulat einem Betrunknen gleich. *) Aber wenn außer sich beim Anblicke des bewaffneten Gesindels das ihn umtobt, wenn aufgebracht über Chung's Feigheit, über den kaum verhüllten Verrath der städtischen Behörden, der unglückliche Mann den Kopf verlor, so war er doch nicht taub für die Stimme seines muthigen und treuen Herzens. Sein Platz war am Konsulat. Er hatte die Missionäre zu schützen, seine Nachbarn; das Ehepaar Thomassin, seine Gäste. Er wußte, er mußte jetzt wissen, daß er dem Tode entgegen ging, daß wenn er Chung's Anerbieten bei ihm zu bleiben annahm er sich wahrscheinlich rettete; aber er wies es ohne Zögern zurück, und von seinem Kanzler gefolgt stürzte er aus dem Thoren. Zwölf niedere Mandarine**) begleiteten ihn zu Fuß; der Chih-hüen, zuerst in seiner Sänfte die er bald verließ, hielt sich an seiner Seite.

*) Die Aussagen sämmtlicher Augenzeugen, meist chinesischer Christen welche Pater Fabier verhörte, stimmen hierin überein. Der Diener Fontanier's, von mir über den Pistolenschuß befragt, schwieg. Gleich nach den Ereignissen vernommen, hatte er ausgesagt den Pistolenschuß gehört zu haben. Später nahm er diese Angabe zurück. Herr Coutries und der, gleichfalls von mir befragte, Diener des P. Chevrier erklären keine Detonation gehört zu haben.

**) Einer dieser Beamten ist der Mandarin von dem ich mir die Vorgänge deren Zeuge er war erzählen ließ.

Fontanier war kaum aus dem Jamen getreten, als er einen Lanzenstich erhielt. Es war seine erste Wunde. Hestig gestikulirend, taumelte er wie ein Betrunkener umher. Vielleicht in der Absicht ihn zu beruhigen und von Aeußerungen abzuhalten welche die Menge noch mehr reizen konnten, berührte ihn der Chih-hüen mit der Hand, was Fontanier als eine Beleidigung auslegte: „Elender Chih-hüen“, rief er, „elender Mandarin! Du thust nichts um das Gesindel zurückzuweisen?“ Der Mandarin schüttelte den Kopf und sagte: „Dies ist nicht meine Sache.“*) Man war am Quai angekommen in welchen mehrere Gäßchen ausmünden die jetzt mit Pikenträgern angefüllt waren. Sie stürzten auf die beiden Europäer. Herr Fontanier gab Feuer ohne zu treffen; dann wandte er sich gegen den Chih-hüen und drückte aus unmittelbarer Nähe seinen Revolver auf ihn ab. Dieser, ein kleiner dicker Mann, hatte gerade noch Zeit sich hinter seinen Diener zu verkriechen der den Schuß empfing und einige Tage später starb. Da rief die Menge: „Er tödtet uns. Er soll sterben, so wie Alle die uns hindern wollen ihn umzubringen.“ Als der Chih-hüen und die ihn begleitenden Mandarine dies hörten ergriffen sie die Flucht. Dies fand statt vor der kleinen Pagode welche sich auf halbem Wege zwischen der

*) Nach den Aussagen der von Pater Fabier verhörten Christen.

Schiffbrücke und der Kirche befindet. Es war halb zwei Uhr. Die beiden Franzosen, zu Boden geworfen und von Lanzenstichen durchbohrt, raffen sich auf, dringen auf das Mordgesindel ein, brechen sich Bahn, erreichen das große Thor des Konsulates, sinken dort zusammen und geben den Geist auf. In demselben Augenblicke erscheinen die Patres Chevrier und Du, welche in der Sakristei entdeckt worden waren, von einer Bande verfolgt am Fenster, springen über die Mauer in den Hof des Konsulats und suchen sich in einem kleinen von künstlichen Felsen und Muschelwerk gebildeten Kiosk zu verbergen. Aber die Mörder des Konsuls und des Kanzlers gewahren und erschlagen sie.

Diese Unglücklichen fielen nicht die ersten Opfer. Herr und Frau Thomassin waren, wie sich der Leser erinnern wird, im Konsulate geblieben. Von Schreck ergriffen suchen sie sich auf das Pei-ho-Boot zu retten das ihrer in geringer Entfernung harrte um sie nach Peking zu bringen. Thomassin mit einer Pistole und einem chinesischen Säbel bewaffnet, seine Frau auf seinen Arm gestützt, treten auf die Straße. Von einem Steinwurf getroffen begeht der junge Mann die Unvorsichtigkeit auf die Menge zu schießen. Augenblicklich wird er in Stücke gehauen und seine Frau durch einen Hieb mit einem Beile in den Nacken getödtet. *)

*) Durch die Autopsie bestätigt.

Ihre Leichen wurden entkleidet in den Fluß geworfen und am zweiten Tage bei der Koncession aufgefischt. Nachdem dies erste Verbrechen vollbracht war, stürzte sich das Gefindel auf das Konsulatsgebäude und begann es zu zerstören.

Als der Chih-hüen den Konsul tödtlich getroffen neben dem Kanzler am Boden liegen sah, ergriff ihn Bangen. Er lief zu Chung: „Ein entsetzliches Unglück“, sagte er ihm, „hat stattgefunden. Der Konsul ist todt. Ich zähle auf Euch; rettet mich! — „Wie soll ich Euch retten“, antwortete der Ober-Kommissar. „Es wird kein Leichtes sein, mich selbst zu retten. Ihr seid der Vorstand der städtischen Behörde. Eure Pflicht war das Volk zu beschwichtigen. Aber statt sie zu erfüllen, habt ihr die Ruhestörer begünstigt. Nun da der Konsul todt ist, sucht wenigstens die übrigen Europäer zu beschützen und die Plünderung zu verhindern.“*) Hierauf zog er sein Amtsgewand aus, schritt aus dem Damen und, sich vorsichtig in der Nähe des Thores haltend, betrachtete er schweigend das grauenhafte Schauspiel: die Kathedrale, das Missionshaus, das Konsulat standen in Flammen.

* * *

*) Dies merkwürdige Zwiegespräch scheint mir zu jenen Dingen zu gehören die nicht erfunden werden. Der oben erwähnte Mandarin erzählte es mir. Er behauptet dabei gewesen zu sein.

Der Leser erinnert sich daß der am wenigsten achtbare Theil der Bevölkerung Tien-tsinß am nördlichen Ufer wohnt; daß eine einzige Schiffbrücke dies Viertel mit der inneren Stadt und den großen Vorstädten am rechten Pei-ho-Ufer verbindet, und daß die Kirche, das Kloster, das Spital und das Waisenhaus der Schwestern sich in einer dieser Vorstädte befanden. Er hat auch nicht vergessen daß die Bruderschaften der Feuerlöcher auf beiden Ufern mit dem Gesindel sympathisirten welches, von unsichtbaren Händen geleitet, vom General Chên-kwo-shuai offen, von dem Militär-Mandarin des Distriktes insgeheim begünstigt, mit Ungeduld das Zeichen zum Losbruch erwartete. Gegen Mittag wurde es ertheilt. Da rief, auf fünf verschiedenen Punkten, der Gong die Feuerlöcher und die ehemaligen Freiwilligen unter die Waffen. Es verstand sich von selbst, die geringste Voraussicht gebot es, daß der Verkehr zwischen beiden Ufern vom frühen Morgen an unterbrochen werden mußte. Es war dies ein sicheres Mittel die Vereinigung der Ruhestörer zu verhindern. Man brauchte nur die Schiffbrücke zu öffnen und die sie bildenden Boote zu entfernen. Erst nach Ermordung des Konsuls gab Chung diesen Befehl. Man war eben mit der Vollziehung desselben beschäftigt, als General Chên-kwo-shuai am Quai erschien und über die Brücke zu gehen verlangte. In Anbetracht seines hohen Ranges wurde ihm dies gestattet.

Er überschritt also die Brücke, und mit ihm eine Horde von Mördern. Am linken Ufer war das Werk vollbracht, die Europäer waren getödtet, die Kirche und die Häuser verbrannt.

Jetzt zu den Schwestern!

Seit ungefähr einer Woche hielten sich die Klosterfrauen für verloren. Die Oberin betrachtete, wie bereits erwähnt, die Lage für so gefährlich daß sie einen schwerkranken Engländer aus dem Hospital entfernen und nach der Faktorei schaffen ließ. Doktor Frazer, der gute Samaritaner, der täglich, zuweilen zweimal des Tages, die Kranken im Spital der Schwestern besuchte, war als er es das letzte Mal verließ beinahe getödtet worden und seither nicht wiedergekommen. Der Verkehr mit den beiden Priestern war unterbrochen. Die Schwestern wagten nicht mehr sich in den Gassen zu zeigen. Seit drei Tagen umstand eine tobende Volksmasse das Kloster vom Morgen zum Abend. Dennoch war die Flucht noch möglich. Während der Nacht hätten die Klosterfrauen ihr Haus verlassen und die Faktorei erreichen können. Aber was wäre aus ihren Waisen und Kranken geworden? Von aller menschlichen Hilfe abgeschnitten, umringt von einer feindseligen jeder Schreckensthat fähigen Volksmenge, beschloßen diese frommen und muthigen Frauen ihre Pflicht zu erfüllen bis zu Ende.

Ich gebe hier ihre Namen: die Oberin Schwester Maria Theresia Marguet aus Belgien, sechsundvierzig Jahr; die Schwestern Marie Seraphine Clavelin aus Frankreich, achtundvierzig Jahre; Marie Pauline Biollet aus Frankreich, neununddreißig Jahre; Marie Anna Pavillon aus Frankreich, siebenundvierzig Jahre; Amalie Karoline Legras aus Frankreich, sechsunddreißig Jahre; Adelaïde Marie-Angelica Lenu aus Frankreich, achtunddreißig Jahre; Marie Clorinda Andreoni aus Toskana, vierunddreißig Jahre; Alice O'Sullivan aus Irland, vierunddreißig Jahre; Marie Josephine Adam aus Belgien, vierunddreißig Jahre und Marie Anna Noemi Tillet aus Frankreich, vierundvierzig Jahre alt.

Im Orphelinat befanden sich an hundert Kinder.

Gegen halb drei Uhr erschienen unter Trommelschlag und Böllerschüssen, mit dem Rufe: Tod den Franzosen, Tod den Fremden, starke Volkshaufen vor dem Kloster. Es wurde in Brand gesteckt und das Thor sofort eingeschlagen. Da trat die Oberin den Glenden entgegen. Sie wurde mit Lanzenstichen durchbohrt und in Stücke gehauen. Die andern Nonnen suchten sich in dem Kellerraume der Kirche, im Garten, in der Apotheke zu verstecken, wurden aber binnen wenigen Minuten ergriffen und niederge-

mezelt. Die Wuth der Mörder läßt hoffen, daß die Schwestern nicht lange zu leiden hatten.*)

Die Leichen wurden zerrissen und in den Fluß geworfen. Einige geröstete Stücke Fleisch und ein Häufchen verkohlter Knochen, die man im Hofe des Spitals fand, waren Alles was von den frommen und guten Schwestern übrig blieb.**) Der Taotai schickte diese Reste an den englischen Consul. Doktor Frazer lag die schmerzliche Pflicht ob die spärlichen Ueberbleibsel seiner Freundinnen zu sichten. Er vermochte damit kaum fünf Körper zusammenzusetzen. Man kann das Verschwinden der Leichen nicht wohl durch die Verkohlung erklären, denn in diesem Falle

*) Dies ist die Meinung des Pater Javier. Meiner Feder widerstrebt die Einzelheiten zu geben welche die amtlichen Berichte des Herrn Lay, Blue Book S. 24 und 28, andeuten. Die sorgfältigen Nachforschungen, welche sowohl von dem Apostolischen Vikariat in Peking als von den Konsularbehörden über den Tod der Nonnen veranstaltet wurden, haben zu keinem klaren Ergebnisse geführt; was sich übrigens dadurch erklärt daß die einheimischen Christen die Flucht ergriffen und die heidnischen Nachbarn der Schwestern, weil mehr oder minder in die Bluthat verwickelt, wenig geneigt waren die an sie gestellten Fragen zu beantworten, am wenigsten die Wahrheit zu sagen.

***) The pious and goodsisters of Mercy, nennt sie George Thib M. D. Vicepräsident des North-China branch der Royal asiatic society. Mehrere englische Residenten, Protestanten, welche diese Klosterfrauen persönlich kannten und Zeuge ihres Wirkens waren, sprachen mir von ihnen mit Thränen in den Augen und erklärten sie für Heilige.

würde man immerhin einige Knochen gefunden haben. Wahrscheinlich wurden die abhandengekommenen Theile der Körper als Talisman unter das Volk vertheilt. So erzählte eines der Waisenkinder daß ein Mann es mit der abgeschnittenen Hand einer Klosterfrau in das Gesicht schlug indem er ihm sagte: „Dies ist Deine Mutter die Dich züchtigt.“ (Die Kinder pflegten die Nonnen Mutter zu nennen.) Ein im Blue Book*) citirter Zeuge sagte aus daß hundert Kinder des Orphelinats im Keller erstickt worden seien. Diese Angabe hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt. Die Kinder hatten sich in ihrem Schrecken überall versteckt. Sie wurden entdeckt, eingezogen und einem Verhör unterworfen. Obgleich sie deshalb viel zu leiden hatten, weigerten sie sich standhaft zum Nachtheile der Schwestern auszusagen. Sechs Wochen später wurden sie von den chinesischen Behörden einem zu diesem Zwecke von Peking gekommenen Missionäre übergeben.

Mehrere eingeborene Christen kamen in der Nähe des Klosters um das Leben. Die andern, wie wilde Thiere geheßt, zerstreuten sich in alle Richtungen, suchten sich bei Freunden zu verbergen oder Nachts aus der Stadt zu entkommen. Eine Christin wurde in den Fluß geworfen und dann wieder herausgezogen, nachdem sie versprochen hatte

*) S. 75.

gegen die Schwestern auszusagen, nämlich zu erklären daß sie von ihnen beherzt worden sei. Sie wurde nach dem Namen gebracht um dort ein Verhör zu bestehen.*) Ein merkwürdiges Factum weil es wie so viel Anderes darthut daß die Mörder mit Methode vorgingen, und ihre Leiter, wer sie auch waren, sich für alle Fälle mit schriftlichen Beweisstücken versehen wollten.

Herr von Chalmaison, ein in der chinesischen Stadt anässiger Kaufmann, wurde ermordet als er aus seinem Hause trat. Eine unter demselben Dache lebende Französin lief in einem Gäßchen umher und wurde von einem Weibe aufgenommen und versteckt. Nachts begab sie sich als Chinesin verkleidet in ihre Wohnung, fand sie verlassen und wollte daher nach ihrem Zufluchtsorte zurückkehren. Sie konnte ihn nicht wieder finden, klopfte an eine unrechte Thüre, wurde an ihrer Aussprache als Fremde erkannt und sofort niedergemacht.

Ein in demselben Stadtviertel lebender Engländer verdankte die Rettung seinem Komprador. Dieser versteckte ihn am Dache zwischen zwei Rauchfängen, verschloß sodann Thüre und Fenster und bot, seine Pfeife rauchend, den vorüberziehenden Horden die Schlüssel des Hauses in-

*) Blue Book. Aussage eines Eingebornen.

dem er ihnen sagte, sein Herr habe sich nach der Faktorei geflüchtet.

Die beiden Schweizer Kaufleute Borel entgingen dem Tode wie durch ein Wunder. Von Mittag bis zum Abend waren sie in ihrem Hause belagert. Immer wieder erschienen Pöbelhaufen, aber immer ließen sie sich durch die Bitten des Kompradors zum Abzuge bewegen. Während der Nacht sandte Chung die zwei Herren nach der brittischen Koncession.

Ein Herr Bassow und ein erst seit einigen Tagen verheirathetes junges Ehepaar, Herr Protopopoff*) und seine Frau, eine Schwester der Frau Starzoff, alle drei in der Faktorei angesiedelt, hatten sich Morgens nach der chinesischen Stadt begeben um bei Landsleuten welche dort wohnten zu frühstücken. Ungeachtet der Zusammenrottungen des Volkes denen sie keine Bedeutung beilegten, gingen die Freunde gegen Mittag zu Tische als ein chinesischer Diener mit der Nachricht in das Zimmer stürzte: „Die Kirche werde in den Fluß geworfen.“ Nun schien es rathsam so rasch als möglich nach den Koncessionen zurückzukehren. Da die Brücke mit Menschen überfüllt war, wurde der Weg am linken Ufer des Pei-ho eingeschlagen oder, wie man es hier nennt, auf der Salzseite, He-doune. Das

*) Blue Book S. 105—139 und nach den mündlichen Mittheilungen des Herrn Starzoff.

junge Paar und Herr Bassow bedienten sich der Tragstühle in denen sie am Morgen gekommen waren. Die drei andern Russen folgten ihnen zu Fuß, begegneten aber einem Trupp Bewaffneter und flüchteten in ein Schilderhaus. Sie wurden einem Verhör unterworfen und, nachdem sie ihre russische Nationalität dargethan hatten, nach ihrem Hong zurückgeführt. Mittlerweile ließen sich Herr und Frau Protopopoff und ihr Freund so rasch als möglich durch das nördliche Stadtviertel tragen, als sie mit dem Geschrei: Fremde, Fremde, tödtet, tödtet, von einer Mörderbande überfallen wurden. Sie riefen: sie seien eine Franzosen, sie seien Engländer, und erhielten zur Antwort: „Gleichviel, alle Fremde müssen sterben!“ Man ließ ihnen nicht Zeit aus ihren Sänften zu springen. Diese wurden zertrümmert; die beiden Männer welche die junge Frau zu vertheidigen suchten wurden mit ihr niedergefäßelt, die Leichen nackt ausgezogen, vergraben und in der Nacht in den Fluß geworfen.

Vier protestantische (englische und amerikanische) Kapellen zerstört oder stark beschädigt.

Um halb sechs Uhr Nachmittags hörte man allenthalben den Tam-Tam zum Rückzug trommeln. Die verschiedenen Löschbrigaden hatten ihr Werk vollbracht; in Reih und Glied geordnet, marschirten sie nach ihren Stadtvierteln zurück. Die Menge verlief sich. Der Lärm ver-

stummte. Ueber den Schauplatz der Greuelthat sanken die Schleier der Nacht.

* * *

Während in der chinesischen Stadt das Blut in Strömen floß, herrschten Verwirrung und Entsetzen in der Faktorei. Aller Vertheidigungsmittel, sogar der schwachen Hilfe eines Kanonenbootes beraubt, von dem Schauplatze der Mordscenen durch kein natürliches Hinderniß getrennt, hielten sich die Residenten für verloren. Einem starken Regengusse der gegen Abend fiel verdanken sie wahrscheinlich ihre Rettung. Inzwischen wurde in größter Eile gewaffnet. Aber was vermochten diese hundert Männer auszurichten gegen die Tausende die, bluttrunken und mit Piken und Aexten bewaffnet, jeden Augenblick anstürmen konnten? Die englischen und amerikanischen Missionäre flohen mit Frau und Kindern an Bord eines Handelssteamers der im Pei-ho lag.*) Früh am nächsten Morgen erschien Chung-hou in den Koncessionen und verlangte die Konsuln zu sprechen. Er trug militärischen Schutz an. Herr Lay wies den Antrag mit der richtigen Bemerkung zurück daß die Soldaten mehr zu fürchten seien als das Volk. Den Besuch und Tod Fontanier's, so wie die Er-

*) Herr Lay meldet dies an Herrn Wade, und fügt hinzu: although this is against my wish as an appearance of danger, yet I have no power to stay them. Blue Book S. 23.

eignisse des vergangenen Tages, erzählte Chung in seiner Weise. Der Konsul, sagte er, habe zweimal auf ihn geschossen und sei an seiner Seite getödtet worden. Er, Chung, habe den Körper in seinem Damen beigesezt und werde ihn mit den sterblichen Resten der übrigen Opfer nach den Koncessionen bringen lassen.

Im Laufe des Tages liefen fortwährend die beunruhigendsten Nachrichten aus Tien-tsin ein. Die Furcht vor einem Angriff verbreitete sich neuerdings. „Unsere Lage“, schreibt Herr Lay an den Gesandten der Königin in Peking, „ist entseztlich. Alle männlichen Bewohner der Gemeinde haben die Wache bezogen; aber wir sind numerisch zu schwach.“

Vor den Fenstern der Residenten schwammen die Leichen ihrer Freunde vorüber. Die erste die man aus dem Wasser zog war die des französischen Konsuls. Die von Chung erzählte Geschichte war ein Märchen. Seine Excellenz hatte einfach gelogen. Der Taotai sandte die Reste der Schwestern. Da die gesammte männliche Bevölkerung die Zugänge der Faktorei bewachte, und kein Chinese, selbst nicht die Kuli, für Geld und gute Worte zu bestimmen waren die Leichen zu berühren, so mußten der englische Konsul und sein Kanzler selbst Hand anlegen. Sie sammelten die zerrissenen Gliedmaßen und legten sie in Särge. Herr Lay hatte überdies die Frauen zu beruhi-

gen, die tausend Anfragen der Männer zu beantworten, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, dabei aber sorgfältig Alles zu vermeiden was die ohnehin mit jedem Augenblick steigende Angst der Residenten vermehren konnte.

In der chinesischen Stadt hatte sich die Aufregung nur wenig gelegt. Leute von einigem Besitz fürchteten Plünderungen des Pöbels und die Rache der Europäer. Sie flohen daher aus der Stadt. Die Kaufleute verwandelten ihre Baarvorräthe in Waaren, weil Räuber und Diebe Geld vorzugswiese suchen und leichter als umfangreiche Gegenstände mit sich forttragen. Die Literaten riefen und ließen rufen: Tod den Fremden! Herr Lay besorgte daß der französische Geschäftsträger mit unzureichenden Kräften den Versuch wagen könnte die Mörder zu züchtigen. „Wenn“, schreibt er an Herrn Wade, „dergleichen mit Hilfe eines oder zweier Kanonenboote unternommen wird, so wird nicht Einer von uns den Versuch überleben, nicht Einer die Geschichte der Niederlage und der neuen Mezeleien erzählen können.“ Die Frauen und Kinder der Residenten ließ Herr Lay auf die zufällig anwesenden Kauffahrteischiffe bringen.

In der chinesischen Stadt wurden Fächer und Kupferstiche verkauft welche das Ende Fontanier's und seines Kanzlers darstellten. Die chinesischen Behörden ließen diese scheußlichen Bilder konfisciren. Sie sind daher selten ge-

worden. Ich besitze deren zwei die denselben Gegenstand in derselben Weise geben. Man sieht Chung's Namen, in der Mitte die ziemlich getreu gezeichnete Kathedrale, das Haus der Lazaristen und das Konsulat, sämmtlich in Flammen. Der Konsul und sein Begleiter liegen am Boden; vier Mörder versetzen ihnen Hiebe mit Schwertern und Lanzen. Ein Mann kniet am Boden um seine Schuhriemen zu binden; dabei hält er den Säbel im Munde und wendet den Kopf der Mordscene zu die ihn zu unterstützen scheint. Eine Art Hanswurst. In geringer Entfernung betrachtet ein Ober-Beamter, nach der Auslegung des Tien-tsiner Publikums der Chih-hüen, neben seinem Tragsessel stehend und von einigen Mandarinen umgeben, die Ermordung der zwei Franzosen. Auf beiden Ufern kommen Pifenträger gelaufen. Andere rudern in einem Boote herbei. Neugierige sehen zu indem sie ihre Fächer bewegen. In der Ferne gewahrt man zwei Reiter, wahrscheinlich General Chên-ko-shuai und den Militär-Mandarin des Distriktes vorstellend. Beide Männer verdienen, durch ihr Benehmen, die Ehre in diesem Bilde verewigt zu werden. Die Zeichnung ist roh, aber die Darstellung lebendig; sie athmet Blut und wirkt auf die Einbildungskraft durch den schneidenden Gegensatz zwischen dem wilden Hasse der herbeistürzenden Mörder und der olympischen Ruhe der offiziellen Zuschauer.

Mittlerweile kamen englische Kanonenboote aus Che-fu und Shanghai an. Chung erließ eine Proklamation welche die Ruhe herstellte und dadurch zugleich den Beweis lieferte daß das Unglück verhindert werden konnte, wenn die Mandarinen gewollt hätten.

Später im Jahre, als der Winter nahte, erneuerten sich die Besorgnisse. Wie wird es den Bewohnern des Settlement ergehen nach der Abfahrt der Kanonenboote, die man natürlich nicht der Gefahr aussetzen konnte, im Eise eingefroren, eine leichte Beute der Chinesen zu werden, und welche daher vor Eintritt des Frostes nach Che-fu zurückkehren mußten. Die englische Regierung hielt für zweckmäßig daß die Residenten während des Winters Tien-tsin verließen und war bereit ihnen hiebei behilflich zu sein. Auch in Peking wurde die Frage besprochen, ob das diplomatische Korps nicht besser thäte sich aus der Hauptstadt zu entfernen. Herr Wade erklärte sich aber, in Uebereinstimmung mit seinen Kollegen, gegen ähnliche Maßregeln welche ihm „nicht gerechtfertigt schienen, in den Faktoreien nicht gebilligt würden und dem Ansehen Englands in diesem Theile der Welt nur Eintrag thun könnten.“ Aber in Tien-tsin war die Lage abermals kritisch geworden. „Ich bin kein furchtsamer Mensch“, schrieb Herr Lay an Herrn Wade, „und ich werde auf meinem Posten ausharren bis man mich verjagt. Wenn sie uns

angreifen so werden sie, hoffentlich, gut empfangen werden; aber ich kann meine Frau und mein Kind nicht solchen Wechselfällen aussetzen, und wenn ich sie von hier entferne, so wird dies das Signal zu einer allgemeinen Flucht sein. Was soll ich also thun?“ — „Nichts“, war die Antwort des Herrn Wade. „Seit drei Monaten sind Sie fortwährend au qui vive. Ihre Nerven sind angegriffen. Aber in Tien-tsin gibt es mehr Angst als Gefahr.“ Welche Lage! Der Konsul, bereit sein Leben zu geben aber für Frau und Kind zitternd; der Minister, der im Interesse des öffentlichen Wohles es auf sich nimmt ihn zu beruhigen! Wahrhaftig, der diplomatische und Konsulardienst in China sind keine Sinekuren. Ehre der Opferwilligkeit, dem Muth, der Kaltblütigkeit dieser würdigen Vertreter eines großen Landes! Uebrigens gaben die Thatsachen dem Gesandten Recht. Die Ruhe wurde nicht wieder gestört. Chung und der General-Gouverneur der Provinz, Tseng, der Letztere mit der Einleitung der Untersuchung betraut, wußten den Böbel in Zaum zu halten und die wenigen Europäer zu schützen welche, auf der Reise nach oder von Peking begriffen, die Stadt Tien-tsin nicht umgehen konnten.

Dies ist das große Trauerspiel von Tien-tsin. Betrachten wir nunmehr die personae dramatis!

*

*

*

Die Missionäre und die Klosterfrauen wurden beschuldigt die blutigen Angriffe als deren Opfer sie fielen durch ihre Unvorsichtigkeit und durch ihren blinden Eifer veranlaßt zu haben. Am Tage des Blutbades selbst, am 21. Juni Morgens, schreibt Herr Lay an Herrn Wade: „Die barmherzigen Schwestern haben die Dummheit begangen Kinder zu kaufen.“ *) Der Beweis daß diese Angabe irrig war wurde geliefert, und Herr Wade, der ihr Anfangs Glauben beigemessen, bewährte auch diesmal die ihm von Freund und Gegner nachgerühmte Ehrenhaftigkeit indem er seinen Irrthum sogleich berichtigte.**) Eine Deputation englischer mit China in Handelsverkehr stehender Kaufleute der City erschien bei Lord Granville und überreichte ihm eine Denkschrift in der es heißt: „Die Gemeinde welcher die Schwestern angehören besteht seit dreihundert Jahren, und wir glauben zu wissen daß in die-

*) „The sisters of charity have been very stupid in buying children and so on.“ Blue Book S. 19. Diese Stelle wird von den englischen Residenten in den Trade-Ports allgemein getadelt.

**) „Meine Ueberzeugung, sagt er, daß die Aufregung durch den Glauben hervorgerufen wurde, die unglücklichen Schwestern hätten die Kinder zu ruchlosen Zwecken in ihr Waisenhaus aufgenommen, bleibt nach wie vor unerschüttert; aber ich erfahre daß die Behauptung, diese Kinder seien, wie ich glaubte, von den Schwestern gekauft worden, unwahr ist.“ Blue Book S. 68.

sem langen Zeitraume nie irgend eine Klage gegen diese Frauen erhoben wurde. Ihre Handlungsweise ist vollkommen bekannt. Wir behaupten auf das Entschiedenste daß sie den Leuten welche ihnen verlassene Kinder brachten nicht einmal Geldgeschenke machten.“*)

Die gegen die Lazaristen-Priester vorgebrachte unbestimmte Beschuldigung der Unvorsichtigkeit scheint ebenso unbegründet zu sein. Diejenigen welche einen so großen Werth darauf legten den Beweis zu liefern daß der Unwille des Volkes und der Literaten ausschließlich gegen die Geistlichen und die Klosterfrauen und, insoferne diese der Mehrzahl nach Franzosen waren, gegen die Franzosen gerichtet war, würden ihre Anklagen gewiß im Einzelnen nachgewiesen haben, hätten sie zur Erhärtung ihrer Vorurtheile bestimmte Thatsachen vorbringen können. Nun befindet sich aber in den Proceßakten nicht Ein solcher Fall. Die albernen Erfindungen des elenden Wulan-chen, der offenbar im Solde der Literaten stand, wurden von ihm selbst zurückgenommen und von den chinesischen Behörden als erfunden und vollkommen falsch anerkannt.**) Da diese Anklagen durchwegs gegen die katholischen Missionäre und die Schwestern gerichtet sind,

*) Blue Book S. 51.

***) Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten. Blue Book S. 21.

werde ich bei Besprechung der sogenannten Missionsfrage auf sie zurückkommen. Hier genügt die Feststellung der Thatsache daß das einzige den Klosterfrauen von Tien-tsin nachgewiesene Unrecht darin besteht daß sie Waisen in ihr Waisenhaus und Kranke in ihr Spital aufnahmen! Eine Epidemie war ausgebrochen, und mehrere Kinder starben. Die Anstifter der Mezeleien benützten den Umstand um das Volk aufzuwiegeln. Kann man die Schwestern für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich machen? Unterlassen wir auch nicht zu ihrer Vertheidigung, da sie sich nicht selbst vertheidigen können weil ihnen der Tod den Mund schloß, unterlassen wir nicht hier das ihnen von vielen Protestanten, von sämmtlichen Residenten der Concessionen von Tien-tsin ertheilte Zeugniß anzuführen, daß während acht Jahren und bis in die Mitte Mai, also einen Monat vor den Ereignissen, die Schwestern von den Chinesen allgemein geliebt und verehrt waren; daß sie bei Aufnahme von Kindern immer auf dieselbe Weise zu Werke gingen; daß zu wiederholten Malen in ihrem Orphelinate eine ebenso große Sterblichkeit geherrscht hat wie um die Zeit des großen Blutbades, und daß die periodisch auftauchenden, für die Priester und Nonnen verleumderischen, Gerüchte immer und meist binnen kurzer Zeit verstummt sind.

Der französische Consul, taub für die Vorstellungen

eines Nachbarn des Vater Chevrier, seines Kollegen des russischen Konsuls; immer zu heftigem Vorgehen geneigt und, in dem kritischen Augenblicke, überreizt durch die Gefahr welche er weder vorauszusehen noch zu beschwören vermocht, Herr Fontanier hat, in seiner unerklärlichen Verblendung, nichts gethan zur Verhinderung und Alles zur Beschleunigung der Katastrophe. Er fiel, eines der ersten Opfer. Seine Fehler, die er durch einen edlen Tod gebüßt, waren Fehler des Urtheils und des Charakters, die verzeihlichsten bei einem Staatsdiener wenn gleich sehr oft die bedauerlichsten, wegen ihrer üblen, zuweilen verhängnißvollen Folgen. Hätte der Consul die Lage richtig aufgefaßt, so würde er seine Kollegen, bei guter Zeit, verständigigt und, durch einen gemeinschaftlichen Schritt des Konsularcorps, Chung Muth eingeflüßt haben. Chung fürchtete den Pöbel und die Literaten. Die Konsuln mußten dafür sorgen daß er noch mehr Schrecken empfände vor den Klagen der fremden Gesandten in Peking und der ihm drohenden Ungnade des Prinzen Kung. Die Klosterfrauen mußten entfernt, und, am Morgen des Blutbades als sich die ersten Volkshaufen zusammenrotteten, die Schiffbrücke geöffnet und der Verkehr zwischen beiden Ufern unterbrochen werden. Nach sorgfältiger und wiederholter Besichtigung der Verhältnisse, nach einem eingehenden Studium des englischen „Blaubuches“ und mit Hilfe

der theils in Peking theils hier gesammelten mündlichen Auskünfte bin ich zur Ueberzeugung gelangt daß die von den Residenten, welche sich während der Unruhen in den Koncessionen befanden, gehegte Ansicht die richtige ist. Sie sind der Ueberzeugung daß Herr Fontanier, in der eben angedeuteten Weise handelnd, das furchtbare Unglück abwenden konnte. Vielleicht hätte er die Zerstörung der Gebäude nicht verhindern können; aber die Schwestern, höchst wahrscheinlich alle Europäer und, ohne irgend einer Pflicht untreu zu werden, sich selbst hätte er gerettet. Es thut mir leid über einen Ehrenmann der ein so furchtbares Ende nahm ein vielleicht hart scheinendes Urtheil fällen zu müssen. Ich leistete dem edlen Pflichtgefühl das ihn in den Tod führte Gerechtigkeit. Seine Irrthümer und Fehler durfte ich nicht verschweigen. Die Erforschung, die Entdeckung, der Kultus der Wahrheit sind des Geschichtschreibers erste, wenn gleich zuweilen schmerzliche Pflicht.

Auch Herr Lay, obschon in geringerem Grade als der französische Konsul, täuschte sich über den Ernst der Lage. Ich beurtheile ihn, ausschließlich, nach den von seiner Hand gezeichneten amtlichen Urkunden. Sieben Tage nach den Ereignissen schreibt er *) an Herrn Wade: „Ich hatte da-

*) „I had no idea then that matters were so serious.“
Blue Book S. 32.

mals keine Ahnung daß die Lage so bedenklich war.“ In der That, er hatte sie nicht. Zweimal schrieb er an Chung; aber wann? Sein erstes Schreiben ist vom 20., sein zweites vom 21. Juni Morgens! Also vom Vorabende und vom Tage des Blutbades. In dem ersten ersucht er den Ober-Kommissar das Volk zur Artigkeit (!) gegen die Fremden aufzufordern und zur Achtung der Kapellen und des Spitals. In dem zweiten Briefe beklagt er sich über den Anfall auf Doktor Frazer und bittet Chung den Chinesen, durch eine Proklamation des Chih-fu, begreiflich zu machen daß sie gegen Unterthanen der Königin artig sein müßten und sie nicht belästigen dürften.*) Hiedurch beweist Herr Lay daß er die in der chinesischen Stadt herrschende Aufregung gar sehr unterschätzte.

Zu seiner Entschuldigung kann angeführt werden daß er sich nicht an Ort und Stelle befand, daß einige Klosterfrauen welche seine Gemahlin acht Tage vor dem Ereignisse besuchten an keine Gefahr zu glauben schienen, und daß die kleine russische Kolonie ebenso dachte. Sonst würde wohl kaum das junge Ehepaar Protopopoff gewagt haben, am Tage des Blutbades, einer Einladung nach der chinesischen Stadt Folge zu leisten. Auch ihre russischen Freunde bei denen sie speisten schienen nicht besser unterrichtet. Da-

*) Blue Book, Herr Lay an Herrn Wade; bereits citirt.

gegen aber muß erinnert werden daß dieses Gefühl der Sicherheit kein allgemeines war. Der russische Konsul, Doktor Frazer, mehrere hervorragende Glieder der Faktorei bestanden auf der Ergreifung von Vorsichtsmaßregeln, insbesondere auf der schleunigen Berufung eines Kanonenbootes aus Che-fu. Dagegen zeigte sich Herr Lay, nach der Katastrophe, auf der Höhe seiner Aufgabe und verdiente hiedurch das ihm von seinen Vorgesetzten gewordene Lob.

Von den chinesischen Oberbeamten wird der höchststehende, Chung, wie mir scheint mit Recht, der Nachlässigkeit und Unentschlossenheit beschuldigt. Bei den Literaten schon deshalb wenig beliebt weil ihn seine amtlichen Pflichten nöthigten mit den Fremden in persönlichem Verkehr zu stehen, war er von einer undisciplinirten, durch den ehemaligen Rebellen Chên-kwo-shuai aufgereizten Soldateska umgeben. Er besaß, wie bereits erwähnt, keine Gerichtsbarkeit und war zu einem amtlichen Einflusse auf den Taotai und die städtischen Magistrate weder berufen noch befähigt. Seine Lage war schief, seine Arme gelähmt. Um anders aufzutreten als er that, hätte er Muth und Thatkraft besitzen müssen, Eigenschaften welche ihm fehlten.

Daß der Chih-fu und der Chi-hüen die Mörder mittelbar begünstigten ist heute eine durch die Proceßakten festgestellte von der kaiserlichen Regierung anerkannte That-

sache. Man weiß, und eine alte Erfahrung lehrt, daß, in gewöhnlichen Zeiten, die Mandarine durch eine Proclamation Ruhestörungen immer und mit Leichtigkeit hintanhaltend. Zahllose und darunter viele neuere Fälle bestätigen dies. Hier will ich nur zwei anführen. Der, während der Abwesenheit des apostolischen Vikars, provisorische Leiter der Lazaristenmission in Peking fürchtete für die Schwestern in Pei-tang, wollte sie nach Shanghai schicken und bat für sie um sicheres Geleite. Der Minister-rath antwortete es sei kein Grund zu solchen Befürchtungen vorhanden, und er bürge für die Sicherheit der katholischen Anstalten in der Hauptstadt. Sie blieben, in der That, unbehelligt.

In Tung-chow, am blauen Flusse, leben amerikanische Missionäre. Durch die feindselige Stimmung des gemeinen Volkes eingeschüchtert, entflohen sie mit ihren Familien. Der Taotai ließ sie ersuchen zurückzukehren indem er ihnen völlige Sicherheit zusagte. In beiden Fällen erwiesen sich die chinesischen Behörden als vollkommen befähigt den Böbel im Zaume zu halten. Aber ganz anders war das Benehmen der beiden städtischen Vorstände von Tien-tsin, und wenn auch ein thätiger Antheil an den Mordscenen ihnen nicht nachgewiesen werden konnte, so würde die Proclamation des Shih-fu's allein hinreichen um ihre Mitschuld außer Zweifel zu stellen.

General Chên-kwo-shuai hat, erwiesenermaßen, die Mörder angestachelt und bei ihrem blutigen Werke angeführt; der Militär-Mandarin des Distriktes leistete ihm hiebei versteckten Beistand. Uebrigens liegt wenig daran den Antheil nachzuweisen den ein jeder dieser Clenden an den Unthaten genommen hat. Von weit höherem Interesse wäre es die wahren Anstifter des Verbrechens und ihre Beweggründe zu entdecken. Von wo ging der Anschlag aus, und gegen wen war er gerichtet? Leider bleiben diese so wichtigen Fragen unbeantwortet. Eine Masse von Aussagen wurde zwar gesammelt, aber sie führten zu keinem entschiedenen Ergebnisse. Unerachtet der dringenden und wiederholten Aufforderungen des diplomatischen Korps, weigerte sich die kaiserliche Regierung mit aller Beharrlichkeit über den Ursprung und die Urheber des Blutbades eine ernste Untersuchung einzuleiten.

Unter den Europäern haben sich zwei Ansichten gebildet. Nach der einen hätte das unvorsichtige Benehmen der Missionäre und der Schwestern Anfangs den Argwohn und später den Unwillen des Volkes erregt; ein unvorbereiteter Zornesausbruch habe stattgefunden; der Angriff sei aber ausschließlich gegen die Franzosen gerichtet worden, weil die meisten katholischen Priester und Nonnen Franzosen sind. Unter den Vertretern dieser Ansicht, deren Zahl sehr geringe ist, steht Herr Wade oben an. Ein lang-

jähriger Aufenthalt in China, persönliche Beziehungen mit den Großwürdenträgern des Reiches, mit Literaten, mit den Spitzen des einheimischen Handelsstandes, seltene Kenntniß der Menschen und der Dinge, der Geschichte und der Sprache des Landes, der weite Gesichtskreis seiner hohen Stellung, alle diese Vortheile vereint mit einer sprichwörtlich gewordenen Lauterkeit des Charakters verleihen den Ansichten des Vertreters der Königin Viktoria immer einen hohen und, in ähnlichen Fragen, den höchsten Werth. In dem uns beschäftigenden Falle beruft sich der brittische Gesandte auf eine allgemeine Würdigung der Zustände und auf gewisse im Laufe meiner Erzählung angeführte Erhebungen. Die Mörder hatte man rufen hören: Tödtet die Franzosen. Die russischen Kaufleute wurden verschont nachdem sie ihre Nationalität nachgewiesen hatten. Herrn Wade's großer Beweisgrund ist die durch die angebliche Unvorsichtigkeit der Schwestern hervorgerufene Aufregung. „Ich halte für meine Pflicht“, schreibt er an Herrn Lay*) „die Ueberzeugung auszudrücken daß ohne den unter den Chinesen verbreiteten Glauben, die Kinder würden eingefangen, keine Aufregung im Volke entstanden wäre und daß die durch diese Gerüchte entstandene Aufregung sich gelegt hätte, wenn die Gewohnheit der Schwestern eine

*) Blue Book S. 45.

große Anzahl Kinder in ihr Hospiz aufzunehmen von den unwissenden Chinesen nicht als ein Beweis der Schuld jener unglücklichen Frauen gedeutet worden wäre. Als der Zorn des Volkes gegen sie losbrach, verfielen ihre Landsleute und Religionsgenossen natürlich demselben Schicksale. Ich erfahre daß sogar katholische Chinesen verfolgt wurden, während Eingeborenen des protestantischen Glaubens kein Leid widerfuhr.“

Folgendermaßen lautet die entgegengesetzte Ansicht: Der Streich wurde seit Langem durch Literaten vorbereitet. Die Wuth des Pöbels wurde zunächst, dies gibt man zu, gegen die Schwestern und die katholischen Anstalten gerichtet; aber der wahre Zweck der Anstifter war die Vertreibung oder Ausrottung aller Ausländer. Herr Lay, eine andere Autorität ersten Ranges, denn auch er lebt seit Jahren in China, auch er kennt dies Land und befand sich überdies in unmittelbarer Nähe des blutigen Schauplatzes, Herr Lay schreibt an Herrn Wade*): „Der Ruf (den das Volk ausstieß) war nicht „Tödtet die Schwestern“, sondern „Tödtet die Franzosen“ und später „Tödtet die andern Fremden.“ Hierauf antwortet ihm Hr. Wade**): „Ich kann Ihre Auffassung nicht annehmen der gemäß

*) Blue Book S. 32.

**) In der oben citirten Depesche.

der Fremdenhaß im Allgemeinen zum Ausbruche Anlaß gegeben hätte."

Wenn es in China Männer gibt deren Meinung über die Ereignisse des 21. Juni Bedeutung hat, so sind es, ich wiederhole es, Herr Wade und Herr Lay, und dennoch laufen, wie man eben sah, ihre Ansichten so weit auseinander. Wenn drei Russen verschont wurden weil sie ihre Nationalität nachweisen konnten, so wurden drei andere Russen niedergemacht obgleich sie den Mördern zuriefen: „Wir sind keine Franzosen, wir sind Engländer.“ (Besser hätten sie vielleicht gethan zu sagen: wir sind Russen.) Die beiden Thatsachen sind im Blue Book nachgewiesen und wurden mir durch Herrn Starzoff, den Schwager der ermordeten Dame, bestätigt.

Endlich wird die Ansicht daß das Blutbad nur die theilweise Verwirklichung eines weitgreifenden Planes gewesen und daß die Vertilgung aller Ausländer beabsichtigt war von der ungeheuren Mehrzahl, ich möchte beinahe sagen, von der Gesamtheit der europäischen und amerikanischen Bewohner der offenen Häfen getheilt. Ich habe bereits von der Ehrenhaftigkeit dieser Klasse im Allgemeinen gesprochen, und Niemand wird mehreren unter den fremden Kaufleuten eine genaue Kenntniß der Verhältnisse in gewissen Gegenden China's absprechen wollen. Ihre Auffassung fällt daher gleichfalls in das Gewicht.

Eine dritte Version darf nicht unerwähnt bleiben. Es ist die Auslegung welche diesen Vorfällen in den Kreisen des hohen chinesischen Handelsstandes gegeben wird. Dort hört man behaupten die Tien-tsiner Mecheleien seien das erste Ergebnis einer in Central-China angezettelten, weit verbreiteten Verschwörung der Patrioten. Der Zweck sei einen Krieg mit den europäischen Mächten hervorzurufen und hiedurch den Sturz des Ministeriums Kung wenn nicht der Dynastie herbeizuführen.

So verschiedenartigen und doch so wohl bekräftigten Auffassungen gegenüber, gebührt es dem Touristen natürlich nicht eine Meinung abzugeben. Ich beschränke mich daher darauf zu wiederholen daß die eingehenden Erhebungen welche die geistlichen und Konsulatsbehörden pflegen ließen, daß die Aussagen vieler Eingeborenen und das einstimmige Zeugniß der fremden Residenten in Tien-tsin (chinesische Stadt und Faktorei) die gänzliche Grundlosigkeit des gegen die Priester und Schwestern erhobenen Vorwurfes der Unvorsichtigkeit und des blinden Eifers auf das Entschiedenste darthun. Diese pflichttreuen Priester, diese wohlthätigen und heiligen Frauen waren die Opfer, sie waren nicht die Urheber des Blutbades von Tien-tsin.

Die Kunde von den Ereignissen des 21. Juni verbreitete sich mit Blitzesschnelle im Innern und längs den Küsten des Reiches. In Wu-ching, unweit Kiu-kiang,

wurde die katholische Kirche vom Pöbel eingeäschert; der sie versehende Priester war glücklicher Weise abwesend. In Hankow *) entstand solche Aufregung daß die sehr kleine Faktorei sich in äußerster Gefahr glaubte. Der englische Konsul bot den barmherzigen Schwestern eine Zufluchtsstätte in seinem Hause an. Diese muthigen Frauen, sämmtlich Italienerinnen, blieben aber in ihrem Kloster und erfuhren keine Unbill. Selbst Kanton, unerachtet der fünfzehnhundert Meilen die es von den Ufern des Peiho trennen, fühlte den Rückstoß der Katastrophe. Der französische Konsul glaubte nicht für die Sicherheit der dort befindlichen Schwestern bürgen zu können und sandte sie, trotz ihrer Widerrede, nach Hongkong.

In Peking gaben die Ereignisse des 21. Juni zwischen den Vorständen der Gesandtschaften und Prinzenkung zu langen Verhandlungen Anlaß. Der größte Antheil hievon fiel natürlich dem französischen Geschäftsträger zu. Herr Wade hatte, von der allgemeinen Frage abgesehen, insbesondere zu reklamiren weil eine der ermordeten Klosterfrauen eine brittische Unterthanin war. Ein Theil der gewechselten Schriftstücke findet sich im „Blauen Buche“.

*) Am Yang-tse-kiang, im Innern des Reiches, siebenhundert Meilen von Shanghai.

Am 3. August fand am Kirchhofe von Tien-tsin das feierliche Begräbniß der Opfer statt. Die Vertreter Englands und Frankreichs, die Admiräle Kellett und Dupré welche die englischen und französischen Geschwader in den chinesischen Meeren befehligten, die Konsuln und die Kapitäne der im Pei-ho liegenden Kanonenboote, sämmtliche europäische und amerikanische Residenten der Faktorei begleiteten die Leichen nach ihrer letzten Ruhestätte. Der apostolische Vikar von Peking hielt den Gottesdienst nach dessen Vollendung er, Herr Wade, Graf Rochedouart und der französische Admiral Reden hielten. Die gewöhnliche Garnison von Tien-tsin war durch die Truppen des Prinzen Kung und des General-Gouverneurs der Provinz für die Gelegenheit verstärkt worden. Kein Zwischenfall störte die die ergreifende Feier.

Unmittelbar nach den Ereignissen war Chung zum außerordentlichen Botschafter in Frankreich ernannt worden. Er sollte das Benehmen der chinesischen Regierung „erklären.“*) Tseng-kwo-fan erhielt Befehl sich nach Tien-tsin zu begeben um an Ort und Stelle die Untersuchung und gegen die der Mitschuld angeklagten Individuen den Proceß einzuleiten. Er kam spät und that wenig oder nichts. Erst ein Besuch des französischen Geschäftsträgers

*) Handschreiben des Grafen Rochedouart an die französischen Konsuln in China. Blue Book S. 236.

und die von Che-fu als bevorstehend gemeldete Ankunft des Admirals Dupré der den Pei-ho mit einigen Kanonenbooten heraufsegelte belebten den matten Amtseifer dieses hohen Würdenträgers.

Nach viermonatlichen Verhandlungen und einer ebenso langen Proceedur erfolgte endlich der Urtheilsspruch in Form eines kaiserlichen Dekretes.*) Es wurde erklärt daß der Chi-fu Chang-kuang-tsao un der Chih-hüen Lin, bei Anlaß eines Zusammenstoßes zwischen dem Volke und den Christen, unterlassen hätten, vor dem Ereignisse, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen und, nach dem Ereignisse, die Verhaftung der Schuldigen zu veranlassen. „Daher“, fährt das Dekret fort, „haben Wir (der Kaiser) sie von ihren Aemtern enthoben und dem Hsing-pu (dem Departement der Strafen) übergeben lassen damit sie daselbst die gehörige Strafe zu erleiden hätten. Nachdem sie von Tseng-kwo-fan verhört worden, wurden sie abermals an das Hsing-pu abgeführt. Letzteres hat nunmehr vorgeschlagen daß, außer der Amtsentsetzung welche den Gesetzen gemäß die Staatsdiener trifft die unfähig sind die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, die beiden Funktionäre überdies nach den Grenzstationen gesandt und dort dem Heere als gemeine Soldaten eingereiht würden. Seit-

*) Dem diplomatischen Corps durch Prinz Kung mitgetheilt. Blue Book S. 194.

her aber haben sie ihre bereits sehr bedeutenden Fehler noch erschwert indem sie sich ohne vorher eingeholte Erlaubniß, aus eigenem Antriebe, der Eine nach Shun-te und der andere nach Mih-yun begaben. Dies war eine Verhöhnung (der Obrigkeit). Aus diesem Grunde sollen Shang und Lin eine „äußerste Strafe“ erleiden, nach einem andern Orte, nach Hei-lung-kiang (in der Provinz Tsi-tuhar am Amur) verbannt und, zur Büßung ihrer Vergehen und zur Warnung Anderer, zu den öffentlichen Arbeiten verwendet werden.“

Dies Dekret bedarf keiner Erklärung. Es verräth die geheimen Besorgnisse und Hintergedanken des Prinzen Kung der, zugleich chinesischer Patriot und aufgeklärter Geist, die blutigen Vorfälle bedauerte und einsah daß eine Genugthuung gegeben werden mußte, der aber dabei das nationale Selbstgefühl des Publikums zu schonen hatte. Nachdem nun einmal die Schuldigen bestraft werden mußten so sollte dies wenigstens in den üblichen Formen der heimischen Gesetzgebung stattfinden und nicht unter dem Anschein eines auswärtigen Druckes.

Das diplomatische Korps war durch den ersten Ausspruch natürlich nicht befriedigt. Es mußte also mehr geschehen. Da nahm man, um die Verschärfung der Strafe zu begründen, zu einem erfundenen Vergehen Zuflucht. Die beiden Beamten hätten sich ohne Urlaub entfernt; sie

haben es an dem nöthigen Respekten fehlen lassen; deshalb würden sie zur harten Arbeit verurtheilt. Herr von Rouchechouart bestand auf ihre Hinrichtung, konnte aber mit dieser Forderung bei Prinz Kung nicht durchdringen. Zwanzig kleine Mörder erlitten den Tod, dreizehn andere wurden für zehn Jahre und drei Jahre in die Verbannung geschickt. General Chên-kwo-shuai, pro forma dem Hsing-pu überantwortet, erhielt alsbald seine Freiheit. Dank seiner mandjurischen Abkunft, kam er diesmal ohne alle Strafe davon.*) Der gleichfalls sehr schwer beinichtigte Militär-Mandarin des Distrikts verrichtet dermalen, wie dem Leser bekannt, Kammerherrndienste bei der kleinen Schlange im Tempel von Tien-tsin.

Zweihundertfünfzigtausend Tael wurden als Entschädigung bewilligt.

Wegen der großen Wichtigkeit der Proklamationen und ihrer sehr bedeutsamen Wirkung auf die Massen, verlangten und erwirkten die Gesandten, nicht ohne viele Schwierigkeit, die Erlassung einer Proklamation mit der Zusage daß sie im ganzen Reiche angeschlagen werden sollte.

Dies Dokument erzählt in Kürze die Vorgänge: die Leichtgläubigkeit des Volkes, seinen Argwohn, seinen Zorn,

*) Seither wurde er wegen eines mit den Tien-tsiner Ereignissen nicht zusammenhängenden Verbrechens im Kerker hingerichtet.

die Ermordung vieler Fremden, „Akte welche offenbar verbrecherisch und ungesetzlich waren.“ Dann folgt die Aufzählung der den Schuldigen gewordenen Strafen. Die beiden Ober-Beamten seien mit „ungewöhnlicher“ Strenge behandelt worden. Die wichtigste Stelle erinnert „die Wohlhabenden, die Militärs und das Volk daß seit dem Abschlusse der Verträge die fremden Kaufleute Handel treiben und die Missionäre predigen dürfen; daß die Predigten der Letzteren die Verbesserung der Menschen zum Gegenstande haben, und daß der Handelsverkehr zwischen Fremden und Einheimischen beiden Theilen Vortheil bringe... Es ist nicht erlaubt sich, unter diesem oder jenem Vorwande, zusammenzurotten und Gewaltthaten zu begehen. Wer hiegegen verstößt, handle gegen den Willen des Kaisers, gegen die Gesetze und werde mit äußerster Strenge bestraft werden. Die Beamten und das Volk von Tientsin werden dem Zuwiderhandelnden ein Spiegel der Yin sein.*)" Ein jeder zittere, ein jeder gehorche, niemand widerstehe. Specielle Proklamation."**)

* * *

*) Das heißt sie sehen in dem Schicksale der Verurtheilten das ihnen bevorstehende Loos.

***) Beilage zum Berichte des Herrn Wade an Lord Granville vom 24. Oktober 1870 Blue Book S. 222 und 223. Zur Vervollständigung meiner Darstellung füge ich hier nachstehende Anzeige des Pariser Journal officiel vom 25. November 1871

Wir sind am Kirchhofe. In der zweiten Umfriedung welche noch vor Kurzem die Konsulatsgebäude und das Missionshaus umschloß stehen, in zwei Gruppen getheilt, vierzehn große steinerne Gräber deren oberer Theil, nach Landesfite, einem Tonnengewölbe gleicht. In diesen Gräbern ruhen, hier Herr Fontanier und die Opfer aus dem Laienstande, dort die Patres Chevrier und Du, die zehn Schwestern (ihre wenigen Nefte) und einige an der Seite der Priester gefallene chriſtliche Diener der Miſſion. Die Gräber ſollen mit Inſchriften verſehen werden. Hiefür haben die chineſiſchen Behörden zu ſorgen; ebenſo auch für Errichtung eines ſühnenden Denkmals mit einer Prokla- mation welches den Europäern eine (ſehr unwillkommene) Genugthuung zu geben beſtimmt iſt.

Wir ſtehen auf einem Trümmerhaufen. Ganz nahe vor uns ſteigt der Thurm der Kathedrale in die Luft empor. Noch trägt er das Kreuz an ſeiner Spitze. Der Strom, von zahlreichen Djonken beſahren, fließt majestä- tiſch dahin und verliert ſich am Horizont zwiſchen einem

bei: „Der Präſident der Republik empfängt in Verſailles den Botſchafter Chung-hou welcher das Bedauern und die Entſchul- digungen der chineſiſchen Regierung aus Anlaß des Blutbades von Tien-tſin auszudrücken hat.“

Die an Frankreich bezahlte Entſchädigung betrug 3,450,000 Franken.

Walde von Masten. Uns gegenüber zeigt sich die Stadt: düster, barbarisch, unheimlich; der gedämpfte Lärm ihrer Gassen dringt bis hieher. Aber um uns herrscht die Ruhe des ewigen Schlafes, die Trauer des Todes verklärt durch die Glorie des Martyrthums.

IV.

Hongkong.

Vom 7. zum 27. November.

Annehmlichkeiten des Gelben Meeres. — Physionomie von Hongkong. — Sein Handelsverkehr. — Seine politische und militärische Bedeutung.

(7.—19. November.) Daß uns ein Winteraufenthalt hier in Tien-tsin bevorstehe, wird immer wahrscheinlicher. Die bereits strenge Kälte nimmt zu; bald werden wir im Eise festsetzen. Flucht allein könnte retten, aber so lange der Westwind die Wasser von der Barre in das Meer treibt und die außerhalb Taku liegenden Schiffe verhindert in den Pei-ho einzulaufen ist Flucht unmöglich. Auch im Flusse liegt nicht Ein Steamer; und was würde er nützen! Die Barre könnte er ja doch nicht passiren! Am Ende hilft die Güte des Kapitäns von Maisonneuve aus der Verlegenheit. Er läßt uns im Kanonenboote Skorpion,

Kommandant Kapitän Sallandrouze, an die Mündung des Bei-ho bringen. Am selben Abend noch an der Barre angelangt, passiren wir sie im Gig des Kapitäns. Eine halbe Stunde später befinden wir uns an Bord des Sinanfing, eines dem Hause Jardine gehörigen prachtvollen Dampfers.

Nun haben wir die Annehmlichkeiten des Selben Meeres zu bestehen: Windstöße, über Deck waschende Wogen, zertrümmerte Lufen, eisige Douchebäder und dergleichen mehr. Zwei sehr kalte Tage werden angenehm in Shanghai verlebt; dann abermals schlechtes Wetter, hohle See, chinesische Djonken die wir beinahe in den Grund bohren — nie hörte ich ähnliches Angstgeschrei, nie hoffe ich es wieder zu hören — dann neuerdings Sturm; alles unter einem metallischen, wolkenlosen Himmel und bei einer Temperatur die noch in der Erinnerung den Schauer gibt. Am übelsten benimmt sich der Kanal von Amoy. Wahrhaftig, diese chinesischen Meere verdienen ihren bösen Ruf. Aber eines Morgens erwachen wir unter den Tropen. Die Luft fächelt, die Sonne wärmt uns. Von der Küste, deren steile Felsen, deren zahllose Scheeren an Nortwegen erinnern, wehen balsamische Düste herüber. Am 19. November werfen wir auf der Rhede von Hongkong die Anker.

Man stelle sich den Felsen von Gibraltar vor, gegen Norden gewendet. Gegenüber liegt das Festland. Wir haben die höchste Spitze erklimmt und stehen neben der Flaggenstange. Die bereits sinkende Sonne vergoldet Himmel, Wasser und Land. Die Natur gefällt sich darin ihre grellsten Farben aufzutragen. Phantastische, ich möchte sagen, unnatürliche Effekte. Wenige Maler würden wagen, keiner würde vermögen sie wieder zu geben.

Im Süden streiten Sonne und Nebel um den Besitz einiger Eilande: in diesem Augenblicke Schwarz auf Goldgrund in einem Silberrahmen. Gegen Norden blickend, gewahren wir tief unter uns die Stadt welche den officiellen Namen Viktoria trägt und gemeinhin Hongkong genannt wird. Wir schweben gewissermaßen über ihr und sehen nur Dächer, Höfe und weiße Linien: die Gassen; darüber hinaus, auf der sehr belebten Mhebe, große Panzerschiffe, Korvetten, Kanonenboote, die großen P.- und D.-Dampfer, die der französischen Messagerien, eine Anzahl kleinerer Steamer, Segelschiffe und chinesischer Djonken. Uns gerade gegenüber, in der Entfernung von drei bis vier Meilen, eine hohe Felskette, nackt, zerklüftet, jetzt mit rosigem Lichte übergossen: das Halsgeschmeide einer Riesin, von Korallen. Dies ist das Festland. Gegen Nord-West zwei Durchfahrten: nach Kanton und Makao; in Nord-Ost eine dritte, die durch die wir gekommen sind.

Allenthalben sieht das Meer wie ein See aus; die Berge des Festlandes, die gezackten Felsen von Hongkong bilden seine Ufer.

Ich habe oft zartere und harmonischere Lichteffecte gesehen, niemals so seltsame und unnatürlich grelle.

Viktoria ist eine reizende Stadt, anmuthig und imposant, nordisch und tropisch, ein buntes Gemisch von Cottages und von Palästen. Phantastische Landschaftsbilder neben der Prosa des Geschäftslebens, englischer Komfort neben der berauscheden Ueppigkeit des Südens. Die gut makadamisirten, gut und reinlich gehaltenen Gassen schlängeln den Felsen hinan, bald zwischen Häusern deren etwas anspruchsvolle Fassaden sich wie unter einem Schleier hinter Veranden verbergen, bald zwischen Gärten, Steinbalustraden oder grünen Hecken. Ventnor oder Shanklin, unter elektrischem Lichte, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Ueberall Bäume: Bananen, Bambus, Pinien. Ganz Hongkong könnte man durchstreifen immer im Schatten gehend. Aber in Hongkong geht Niemand zu Fuß; man bewegt sich nur in Portechaisen. Kuli, den Kopf durch einen riesigen Strohhut geschützt, tragen uns im gymnastischen Schritte. Es gibt nichts Lieblicheres als ein nächtlicher Spaziergang in einem unbedeckten Tragstuhle. In

der untern Stadt herrscht reges Leben. Da folgen sich ununterbrochen Officiere und Soldaten, Rothröcke mit bronzefarbigem Teint (Cipayes); Parsi, Hindu, Chinesen, Malayen; europäische Damen in eleganten Toiletten, Herren und Frauen in europäischem Anzuge, aber durch ihren gelben Teint portugiesisches Halbblut verrathend. In den höheren Regionen beruhigen sich die Gassen allmählig. Unmerklich erstirbt die Stadt. Noch ein paar Staffeln erstiegen, und wir befinden uns am Lande oder vielmehr in einer baumlosen Wildniß, zwischen Felsblöcken und wohlriechenden Büschen. Eine schöne makadamisirte Straße führt den Abgründen entlang. Die wechselnden Fernsichten sind von unbeschreiblicher Schönheit.

General Whitfield Militär-Kommandant und zeitweiliger Civil-Gouverneur, Herr Austin Colonial-Secretary, Herr Castwick vom Hause Jardine, Richter Ball, die Repräsentanten der Häuser Russell, Alle mit denen ich in Berührung trete überhäufen mich mit Freundlichkeit. Dinners, Picknicks, Ausflüge zu Land und zu Wasser in Menge. Englische Gastlichkeit im großen und guten Style. Die officielle Welt und der hohe Handelsstand stehen auf bestem Fuße, aber die staatlichen und militärischen Elemente, Land- und Seemacht, scheinen vorzuherrschen. Ueberall findet man den soliden Luxus der mir schon in Shanghai auffiel. Ich wohne bei dem österreichischen Generalkonsul

Herrn von Overbeck, einem der bedeutenden Kaufleute Hongkongs. Sein Haus, halb Villa halb Schloß, vereinigt die Bequemlichkeiten des englischen country house mit tropischer Pracht, letztere durch feinen Geschmack auf das richtige Maß beschränkt.

Wir haben den Nachmittag in Eastcliff zugebracht und kehren durch das „glückliche Thal“, the happy valley, nach der Stadt zurück; glücklich weil man dort eine stetige Brise, etwas mehr Schatten und Kühlung findet als anderwärts. Wir fahren am Strande dem Meere entlang. Die Sonne ist bereits hinter den Felsen getreten der die Flaggenstange trägt. Wieder einer jener magischen Lichteffekte! Der Himmel orange- und perlfarb; die Schiffe auf der Rhede blass durchsichtige Schattenbilder auf Silbergrund. Die Granitfelsen dunkelschwarz mit violetten und gelblichen Tönen.

Der Handel von Hongkong hat nicht nur das Loos sämmtlicher europäischer Faktoreien in China getheilt, sondern sich sogar in seinem Wesen umgestaltet. Als die englische Regierung von diesem Felsen Besitz ergriff*) und ihn in ein zweites Gibraltar umwandelte, schien Kanton bestimmt

*) 1841.

abermals der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China und dem Mutterlande zu werden. Darnach richtete sich Hongkong ein. Diese Voraussicht hat sich nicht verwirklicht. Shanghai trat an die Stelle Kanton's. Die große Pulsader, der Yang-tse-kiang, zieht die im Centrum und, jetzt sogar, die im Süden des Reiches erzeugten, für die Ausfuhr bestimmten Waaren an sich. Kanton lebt nur mehr von seinen Erinnerungen. Dem ungeachtet ist Hongkong bis jetzt noch ein Handelsplatz ersten Ranges. Den großen Häusern von Shanghai und den anderen offenen „Häfen“ dient es als sicheres Depot ihrer Waarvorräthe.

In politischer sowie in militärischer Hinsicht läßt sich die Bedeutung dieses Eilandes, seit es sich in den Händen seiner gegenwärtigen Besitzer befindet, nicht zu hoch anschlagen. Ich glaube kein Engländer kann hieher kommen ohne eine Regung gerechten Nationalstolzes zu empfinden. Hongkong ist die Hand; Singapore, Malakka, Ceylon, Aden, Malta sind der Arm; England der Kopf und das Herz des brittischen Riesen der Süd-Asien und den äußersten Osten umschlungen hält.

V.

Die christlichen Gemeinden in Se-non.

Vom 25. zum 27. November.

Die Dörfer Si-kung, San-ting-say und Tingsok. Geschichte der
„Christenheiten“ des Se-non.

Wir sind eben vom Tiffin aufgestanden und genießen auf Herrn von Overbeck's Veranda der Frische des Nachmittags; denn obgleich erst drei Uhr, verbirgt sich die Sonne bereits hinter den höchsten Zinken des Berges der Hong-kong ist. Uns gegenüber, am jenseitigen Ufer des Meeresarmes, strahlen die Felsen des Festlandes in hellem Lichte. Jeder Riß im Gestein ist sichtbar. „Jene weiße fast senkrechte Linie“, sagt man mir, „ist der Weg der von Kao-lung nach dem Innern und zu mehreren Ortschaften führt die von A-la bewohnt sind.“ — „Ich möchte sie besuchen“, entgegne ich. — „Unmöglich“, antwortet einer der Gäste des Konsuls. — „Schwer“, sagt ein Anderer. „Es ist ein Piratennest. Um sich dahin zu wagen muß man zahlreich und gut bewaffnet sein. Noch diesen Winter machte dort ein englisches Kanonenboot auf Piraten Jagd. Das Ergebnis war die Wegnahme einer absichtlich gestrandeten und von den Seeräubern verlassenen Djonke. Nichts ist leichter als sich aus dem Staube zu machen in einem Lande dessen Bewohner zugleich Bauern

und Räuber sind. Sie wissen mit Ruder und Büchse ebenso gut umzugehen wie mit Harke und Schaufel. Dazu kommen die vielen Hausfired. Man braucht ja nur die Hand auszustrecken um einen aufzugreifen und zu berauben. Die Gelegenheit ist wirklich zu gut, und Gelegenheit macht Diebe. Nein, geben Sie den Gedanken auf, gehen Sie nicht nach Se-non.“ Pater Raimondi lächelt als er dies hört. Pater Raimondi ist Procurator der römischen Propaganda Fide für die Missionen in China und Vorgesetzter der katholischen Gemeinde in Hongkong. „Ich werde Sie begleiten“, sagt er mir „und bürge für Ihre Sicherheit.“

Borgestern Morgens sind wir nach Se-non abgereist: Pater Raimondi, ein chinesisches Pater der geläufig lateinisch spricht und ich. In fünfzig Minuten durchsegeln wir den Kanal der Hongkong von der Terra ferma trennt; dann ersteigen wir auf einem sehr steilen, zum Theile gepflasterten Pfade die hohe Granitmauer, den Gürtel des chinesischen Festlandes. Vom Grate wundervolle Aussicht auf Hongkong.

Während drei Tagen zogen wir, mit apostolischer Einfachheit, in diesem wilden Lande umher dessen Bevölkerung vom Seeraube leben, sich aber allmählig bessern seit sämtliche Christen diesem Gewerbe entsagt haben.

Die erste Nacht verbrachten wir in der „Christenheit“ von Si-kung und den folgenden Tag auf einem kleinen

Silande Namens San-ting-say dessen Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, getauft ist. Gegen Abend kamen wir in Ting-koß an, dem wichtigsten Punkte der Mission Se-non. Die Priester besitzen dort ein, verhältnißmäßig, geräumiges Haus. Der Aufenthalt wäre gesund ohne einen Vorhang von Bäumen welche die kühle Westbrise abhalten. Der Aberglaube der ungetauften Einwohner gestattet jedoch nicht das Gehölze zu lichten; es würde dies den Geistern mißfallen. Die neuen Christen lachen bereits über die Angst und Unwissenheit ihrer heidnischen Brüder. Ist das nicht charakteristisch? Das größte Hinderniß welches der Verbreitung des Christenthums in China entgegen tritt ist der Aberglaube. Man erinnere sich an das Gespräch eines Diplomaten in Peking mit seinem Freunde dem Literaten, dem aufgeklärten, sehr unterrichteten, sehr civilisirten Mann, der sich vor den Geistern fürchtet und in diesem Punkte weniger aufgeklärt und weniger civilisirt erweist als die armen Christen im Dorfe Ting-koß.

Die andern „Christenheiten“ besitzen alle eine kleine Kapelle mit oder ohne Kreuz je nach der Stimmung der Bewohner; daneben befindet sich ein elendes Stübchen mit vier leeren Wänden, einer Bettstelle, einem Tisch und einem Stuhl: die Wohnung des Missionärs während seiner zahlreichen Besuche.

Auch hier, Himmel und Vegetation abgerechnet, mahnt

die Beschaffenheit des Bodens an Norwegen. Es ist ein Labyrinth von Wasser und Land, von Granitfelsen und Meeresarmen die bald Landseen bald Flüssen, niemals dem Meere gleichen. Die südlichen Abhänge der Felsen sind vollkommen nackt, die nördlichen mit niederen mageren Pinien und feinblättrigen Zwergpalmen bewachsen; der kleinste Fleck fruchtbaren Erdreichs bebaut. Aber der Weg führt uns gewöhnlich durch Schluchten, zwischen schwarzen Granitblöcken deren Kanten in der tropischen Sonne erglänzen wie Metall.

Die kleine Insel San-ting-say gleicht einer schwarzen bis an den Rand mit exotischen Blumen und Blättern gefüllten Schale. Diese beiden Farben, schwarz und grün, letztere in unendlichen Abstufungen, verschmelzen sich in harmonischer Weise. Die christliche Gemeinde der Insel ist, obgleich sie beinahe die ganze Bevölkerung umfaßt, nicht sehr zahlreich, aber was für gute Gesichter! Hier wie in den andern von uns besuchten Christenheiten erzeugt unsere Ankunft eine gewisse Aufregung. Von allen Seiten strömen die Gläubigen herbei. Die Männer treten in die Stube der Missionäre, die Frauen, mit ihren auf den Rücken gebundenen Kindern, ziehen ohne die Schwelle zu überschreiten an der Thüre vorüber. Alles kniet nieder, erbittet und empfängt den Segen. Jetzt begreife ich den großen Einfluß den man den katholischen Priestern in

China nachrühmt oder zum Vorwurfe macht. Sie leben mit dem Volke, sie kennen seine Bedürfnisse, sie lindern und theilen seine Leiden.

Der Distrikt von Se-non zählt, wie man mir sagt, sechshunderttausend Einwohner. Von der, kurz nach Besitzergreifung der Insel durch die Engländer, auf Hongkong gegründeten apostolischen Mission gingen die ersten Missionäre aus. Ihr Auftrag war die damals gänzlich heidnische Gegend zu erforschen. Pater Borghignoli aus Verona faßte dort zuerst Fuß.*) Heute zählt man ungefähr sechshundert Christen. In diese Ziffer nicht inbegriffen sind die Kinder der Sainte-Enfance, das heißt der ausgelegten oder nach den Waisenhäusern gebrachten Kinder. Seit einigen Jahren finden jährlich im Durchschnitt hundert Bekehrungen statt, was für ein gutes Ergebnis gilt. Nur gehören alle diese Konvertiten dem niederen Volke an. Der Fall daß sich ein Literat taufen ließe ist bisher im Se-non nicht vorgekommen. Zwei zur Hongkonger Mission gehörige Priester versehen den Dienst in den dreizehn Christenheiten aus welchen gegenwärtig die Mission von Se-non besteht. Der Taotai des Distriktes residirt in Nam-tao. Die Missionäre begünstigt und verfolgt er nicht. Er ignorirt sie. Nur in ganz letzter Zeit ließ er sich herab ihr Dasein zu bemerken, indem er die

*) 1863.

Bevölkerungen seines Distriktes durch eine Proklamation aufforderte die Kinder lieber den Vätern zu übergeben als sie auszusetzen oder zu tödten.

In Ling-koß verlasse ich den Pater Prokurator der, in Begleitung Don Andrea's, des chinesischen Priesters, seine Inspektionsreise fortsetzt. Mein Führer auf dem Heimwege ist ein junger Missionär, Don Luigi aus Bergamo. Er zählt keine vierundzwanzig Jahre und befindet sich seit zwei Jahren hier. Die tropische Sonne, die Mühseligkeiten und Entbehrungen des Wanderlebens haben auf seinen schönen und männlichen Zügen die frischen Farben der Jugend noch nicht verlöscht. Er hat die hohe schmächtige Gestalt der Kinder seiner Vaterstadt, eine Eigenschaft welche der alte Feldmarschall Radetzky so sehr zu schätzen wußte. „Ich liebe“, sagte mir eines Tages der große Feldherr, „ich liebe die Bergamasken; sie kommen als Grenadiere auf die Welt.“ Der gute Don Luigi, der tapfere Grenadier des Glaubens, schreitet vor mir einher mit elastischem Tritt. Die furchtbare Hitze die mich fast überwältigt hat ihm wenig an, kaum daß er sie bemerkt; so sehr ist er an diese Gegend und diese Wege gewöhnt, selbst zur grausamen Sommerszeit. Er erzählt mir seine Mühen, seine Prüfungen, seine Enttäuschungen, seinen Trost — ein gutes Gewissen ist glaube ich sein Hauptkapital — all' die Peripetien seiner apostolischen Wirk-

samkeit, die Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder, die List und Kunstgriffe die sie anwenden um den böswilligen Anschlügen, den verleumderischen Anklagen der Literaten zu entgehen, ihre Ergebung in den Willen des Himmels, ihre seltenen Anwandlungen von Schwäche, ihre heroische Standhaftigkeit in nie endenden Leiden.

Dorfeopöen, lebende Chinoiserien, erotische Früchte vom Zweige gepflückt!

VI.

Kanton.

Vom 28. November zum 2. December.

Der Kantonfluß. — Schamien. — Elegante Kaufläden. — Ein Bonzenkopf. — Der Tempel und das Kloster der „Sahne des Oceans“. — Eng und sein Haus. — Procession des Kriegsgottes. — Das große Gefängniß. — Das peinliche Gericht. — Besuch beim Vice-König. — Sa-ti. — Die Todtenstadt. — Der Richtplatz. — Abreise nach Makao.

Wir dampfen den Perlsfluß hinauf. Hier ist die Bocca Tigris, auch unter dem Namen Bogues bekannt; dort Wampoa, der Hafen wo fremde Segelschiffe ihre für Kanton bestimmte Ladung ausschiffen. Die englische Flagge weht über dem Zellengefängnisse des brittischen Konsuls,

des einzigen in dem Städtchen lebenden Europäers. Weiter oben steigen zwei schlanke Thürme in die Luft empor. Die Engländer nennen sie die first bar und die second bar pagode. Dies ist die geschichtlich denkwürdige Stelle der ersten Begegnung zwischen rothen Backenbärten und schwarzen Zöpfen. Hier wurde der Prolog des großen Drama's aufgeführt, betitelt: die Erschließung China's. Die ersten Akte waren interessant genug. Der Vorhang fiel über Kanton, Nanjing, Taku, Peking, dem Sommerpalast, Tientsin. Fortsetzung folgt. Entwicklung und Schluß des Stückes sind das Geheimniß der Vorsehung.

Ich sitze auf dem Gangwege und lasse mich von der lauen Brise fächeln. Der prachtvolle Strom rollt seine gewaltigen und friedlichen Wasser zwischen flachen Ufern: Reisfelder und Zuckerpflanzungen, riesige Baumgruppen und zahlreiche Dörfer, Thürme die wie gothische Münster oder Ritterburgen aussehen, in Wirklichkeit aber weder Kirchen noch Schlösser sind, sondern befestigte Niederlagen der Pfandleiher. Wie prosaisch, wie störend für meine Träume, der ich glaubte den großen Strom des Vaterlandes hinauf zu segeln, einen idealen von der tropischen Sonne verklärten Rhein.

Wir haben einen chinesischen Gefangenen an Bord. Unweit Kao-lung, auf der Straße die ich gestern bereifte, beraubte und ermordete er einen Krämer, flüchtete nach

Hongkong wo er verhaftet wurde und soll nun an die chinesischen Behörden ausgeliefert werden. Ein englischer Policeman bringt ihn nach seiner Vaterstadt Kanton. In der Nacht hatte er versucht sich den Schädel an der Wand seines Gefängnisses zu zerschellen. Der Kapitän zeigt mir ihn indem er, mit löblichem Zartgefühl, das dem Manne bevorstehende Ende pantomimisch ausdrückt. Die Antwort war ein Seufzer und ein Blick: ich werde sie nicht vergessen. Später begegnete ich dem Unglücklichen wieder. Er weiß daß er, wenn nicht heute so gewiß morgen, enthauptet, vielleicht gekreuzigt, vielleicht von unten nach oben zerstückelt wird; dennoch, den Kopf in Binden und Pflaster gewickelt, seine schweren Ketten mühselig schleppend, geht der Mann, begleitet von seinem Wächter dem Sinnbilde brittischer Behaglichkeit, am Decke umher, sieht sich die Maschine an, den Rauch der aus der Esse quillt, betrachtet mit offenem Munde die Wunder der Civilisation.

Es ist Mittag. Ein grüner Vorhang verhüllt noch die Hauptstadt des Südens; aber über die Baumwipfel ragt ein Münster empor: die „französische“ Kathedrale. In weiter Ferne bilden die „weiß gewölkten Berge“, ihren Namen verdienend, den Hintergrund. Nunmehr entwickeln sich auf beiden Ufern und auf der Strominsel Honan ungeheure Häusermassen. Die Einzelheiten gleichen sich in allen chinesischen Städten, aber der Gesamteindruck ist

hier ein gewaltiger. Wir ankern am Eingange eines Stadtviertels welches durchgehends aus bewohnten Schiffen besteht. Um den Quai zu erreichen müssen wir durch die „Gasse“ der Wirthshäuser rudern. Wir sind im schwimmenden Ranton. Hier gibt es Theeboote, Blumenboote, meublirte Boote, Hotelboote und so fort. Hier bringen Durchreisende die Nacht zu. Sie sind Abends auf einer Djonke aus dem Innern angelangt und wollen am nächsten Morgen weiter reisen. In die Stadt werden sie nicht eingelassen, weil man die Thore bei Sonnenuntergang schließt. Zu Wasser und zu Land herrscht das regste Treiben.

Ich steige in einem dem Herrn Russell aus Schanghai gehörigen Hause ab, an dem Plage auf welchem einst die, nun ganz abgetragene, ehemalige englische Faktorei stand.

Die neue Niederlassung der Fremden, Shamien genannt, besteht erst seit einigen Jahren. Man sieht dort nur sehr wenige aber zierlich gebaute und gut gehaltene Wohnhäuser, eine schöne Episkopalkirche welcher Archdeacon Gray vorsteht, das Klubhaus und besonders viele verkäufliche, besser gesagt, wieder verkäufliche Bauplätze. Ein prachtvoller Quai aus Granit, große herrliche Bäume und die schöne Aussicht nach der Insel Honan sind der Stolz und die Hauptzier der jungen Faktorei welche mehr den

Eindruck ländlicher Zurückgezogenheit als geschäftlicher Thätigkeit hervorbringt.*)

Archdeacon Gray hat die Güte mir als Führer zu dienen. Niemand kennt Kanton und Niemand ist in Kanton besser und vortheilhafter bekannt. Fremde die hieher kommen suchen vor Allem ihn zu sehen, und wer ihn sah vergißt ihn nie. Er wird mir daher vergeben, wenn ich seine Photographie ad usum seiner zahlreichen Freunde verbreite. Public characters müssen sich das gefallen lassen.

Reverend Gray wurde im schottischen Grenzlande geboren, dürfte ein Fünziger sein und wirkt hier in seinem geistlichen Berufe seit neunzehn Jahren. Die thatenreichste Epoche seines Lebens fällt mit der englischen Besetzung Kantons zusammen. Viele junge Leben erlagen Krankheiten mehr noch als chinesischen Kugeln. Damals gewöhnten sich die Kantonesen an den Anblick des guten Hirten. In weißer Kravatte, im langen schwarzen Gehrocke, mit hohem Cylinder, sahen sie ihn von Spital zu Spital, von einem Wachtposten zum andern eilen, die

*) Jedermann kennt die Geschichte der alten Niederlassung der ostindischen Compagnie in Kanton, die Ereignisse welche ihre Zerstörung herbeiführten und die Schöpfung einer neuen, im Vergleiche mit der alten, unbedeutenden Faktorei. Kanton, seit dem letzten Kriege Fremden zugänglich, ist oft beschrieben worden. Ich gebe also hier nur einige Bruchstücke meines Tagebuches.

Kranken pflegen, die Sterbenden trösten, die Todten begraben. Daher seine große Beliebtheit. Schöne edle Gesichtszüge, intelligentes Auge, der Backenbart weiß wie frisch gefallener Schnee, hohe Gestalt, kräftige Schultern und Arme, Alles in Allem eine sympathische Erscheinung. Nach der ersten Viertelstunde seiner Bekanntschaft glaubt man ihn seit der Kinderzeit gekannt zu haben; man bedauert fast nicht irgend ein furchtbares Geheimniß auf dem Gewissen zu haben. Welches Labfal es ihm anzuvertrauen! Dermalen aber ist es an ihm mich in die Geheimnisse Kanton's einzuweihen.

Wir sind in den „westlichen Vorstädten“, einem industriellen, geld- und volkreichen Stadtviertel. Zum Schutze gegen die Sonne sind Strohmatten über die Gassen gespannt. Unter diesen Zelten fließen menschliche Ströme auf und nieder. In Kanton ist der Wagen unmöglich und daher unbekannt. Es ist die Stadt der Fußgänger und der Tragstühle. Bei jedem Schritte wird man, jedoch sanft, gestoßen. Die Menschen scheinen aus Baumwolle gemacht. Ein magisches Halbdunkel herrscht in den eleganten Gassen. Die Aushängschilder, hier wie überall in China lange schmale reich lackirte und vergoldete Bretter, hängen senkrecht vor den Läden und sehen aus wie die Koulissen eines Theaters. Die Farbenpracht wäre überwältigend ohne die mildernde Wirkung der künstlichen

Dämmerung. Mit ihrer Hilfe verschmelzen die grellen Töne zu einem harmonischen Ganzen. Eine Beethoven'sche Symphonie mit den Augen genossen.

Zahllose Male läßt mein Führer anhalten, springt aus seiner Portehaise, tritt an die meinige und erklärt mir mit Stentorstimme die interessanten Gegenstände.

Die sehr hohen und geräumigen Butiken stehen gegen die Straße in ihrer ganzen Breite und Höhe offen. An der Schwelle sieht man einen kleinen dem Gotte der Reichtümer gewidmeten Altar, im Hintergrunde des Ladens in schönem reich vergoldetem Holzschnitzwerke den Ahnenaltar des Eigenthümers. Dieser, einfach aber sorgfältig gekleidet, begrüßt uns mit anmuthigem Lächeln. Seine beiden Kommiss, das Bild des büreaukratischen Deforums, machen uns tiefe Bücklinge. In der Auslage und im Innern längs der Wände sind die Waaren mit großem Geschmack ausgestellt; die besten Stalagisten von Paris oder Wien hätten sich dessen nicht zu schämen. An einem Tische sitzen zwei oder drei Gentlemen; mit ernster Miene und äußerster Sorgfalt prüfen sie die Gegenstände welche ihre Kauflust erregen. Die Ruhe über diesem Bilde, die die Staffage bildenden wohlhabigen Figuren, ihre Höflichkeitsbezeigungen, die einfache Pracht der hohen lustigen, ihre Schätze dem Auge preisgebenden Räume bilden einen eigenthümlichen Gegensatz zu der bunten, zuweilen zer-

lumpften Menge die in der schmalen Gasse eilends vorüberzieht, sich kreuzt, drängt und stößt, einem Gießbache ähnlich der in seinem engen Bette dahin braust ohne doch je die Ufer zu überfluthen. Ein schlagender Beweis, sagt mein Führer der die Welt gern von der Glanzseite betrachtet, ein Beweis wie sehr der Kantonese das Eigenthum achtet.

Hier werden Jade und alle Arten von Juwelierarbeit verkauft; dort sezt ein Chevet seine Leckerbissen aus; weiterhin, in einer gewöhnlichen Garlücke, versorgen sich zu wohlfeilen Preisen Leute aus dem Volke mit Lebensmitteln, als da sind Ratten, Mäuse, Hundekulen, ja sogar der Rückgrat dieses Thieres den übrigens, in gewisser Bereitung, auch hochgestellte Feinschmecker würdigen.

Wir treten in einen Bäckerladen. Die verschiedensten Backgattungen, Makaroni und Kuchen sind hier ausgestellt. Eine Hinterthür führt in eine breite unabsehbare Gallerie. Ueber hundert Oefen mahlen Korn indem sie sich im Kreise bewegen. Durch eine ebenso einfache als sinnreiche Einrichtung wird zugleich für die Reinlichkeit und die Bedürfnisse der Landwirthe gesorgt die ihren Düngervorrath an der Quelle schöpfen. In China geht nichts verloren. Die ekelhaftesten Stoffe haben ihren Marktpreis. Wir kommen an einer mit Brettern geschlossenen und mit Inschriften bedeckten Bude vorüber. Der Eigenthümer

hat Bankrutt gemacht, und die Anschläge rühren von den Gläubigern her welche auf diese Art den Betrag ihrer Verluste zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Ueberall ist der Archdeacon zu Hause. Er tritt ein, er geht fort, ohne sich um den Besitzer des Magazins zu kümmern. Er weiß genau wo sich die sehenswerthen Gegenstände befinden, nimmt sie von dem Schaubrette oder auch aus dem Schranke, stellt sie auf den Tisch und gibt dann die Erklärung, gerade wie der Kustode eines Museums. Sein Museum ist eben Kanton, und, merkwürdig genug, Niemand hat dagegen etwas einzuwenden. Man lächelt wohlwollend und läßt ihn gewähren. Er ist bekannt und beliebt. Auch der schöne weiße Bart, in China an und für sich ein Gegenstand der Verehrung, kommt ihm hiebei zu Statten.

„Sie haben wohl nie einen Bonzenkopf in der Nähe betrachtet?“ sagt er mir. „Ei, das sollten Sie nicht versäumen.“ Der Zufall will daß in diesem Augenblicke ein Duzend Bonzen an uns vorübergehen, einer hinter dem andern, schweigend mit geneigtem Haupte: *taciti, soli, senza compagnia*. „Ein jeder“, sagt mir mein Führer, „hat so viele weiße Flecken am Schädel, als er Gelübde abgelegt hat. Diese Flecken werden eingebrannt. Sie werden sehen.“ Mit diesen Worten faßt er einen der Bonzen beim Kopfe, drückt diesen gewaltsam herab, wie es für seine Zwecke

nöthig ist, und beginnt seinen Vortrag mit der Kaltblütigkeit eines Professors. Mittlerweile halten die anderen Bonzen für gerathen sich eilends aus dem Staube zu machen. „Dies ist das Gelübde der Keuschheit.“ Hier macht der Bonze mit dem Kopfe eine convulsivische Bewegung. — „Steady“, sagt mein Führer, und in seiner Erklärung fortfahrend, „hier das Gelübde der Enthaltung vom Genuße des Weins, Gelübde kein Schwein zu tödten, Gelübde kein Fleisch zu genießen, Gelübde die heiligen Karpfen im Klosterserteiche zu respectiren“, und so fort. Von Zeit zu Zeit bewegt sich der Gegenstand unserer Studien, aber der Archdeacon hält ihn fest in seiner gewaltigen Faust, wiederholt sein kategorisches steady und fährt in seinem Vortrage fort. Am Ende gibt er dem Bonzen die Freiheit. Dieser, mehr überrascht als erzürnt, wechselt eiligst mit dem Hochwürdigen die herkömmlichen Artigkeitsbezeugungen und sucht sodann das Weite. „Ach“, sagt der Archdeacon, „wir haben die Arme vergessen; auch dort sind Gelübde eingebrannt.“ Er ruft also den Bonzen zurück der gutwillig umkehrt, seinen Armel schürzt und uns an seinem Arme eine Menge kleiner, weißer Punkte zeigt, ebenso viele Gelübde die dem heiligen Manne die verschiedenartigsten und unglaublichsten Pflichten und Entbehrungen auferlegen.

Wir haben soeben den berühmten Tempel „der Fahne des Oceans“ auf der Insel Honan gesehen. Jetzt besuchen wir den Abt. Das Kloster nimmt einen großen Flächenraum ein und zählt mehrere Hundert Bonzen. Durch ein Wirrsal von Häuschen und Gäßchen findet der Archdeacon seinen Weg ohne die geringste Schwierigkeit. Der Abt, ein bejahrtes kleines Männchen mit schlaffen Zügen, erloschenen Augen und feinem Lächeln, empfängt uns in seinem Schlafzimmer. Alles ist rein und zierlich. Ein feines Muskitonez beschützt das Bett; die Einrichtung ist elegant; auf den in Hongkong fabricirten Mahagonitischen stehen drei oder vier englische Uhren. Kein übertriebener Aufwand, aber gerade was recht ist um die ascetischen Uebungen, die eine Pflicht, mit dem mäßigen Genuße der guten Dinge dieser Welt, der geduldet ist, in den gehörigen Einklang zu bringen. Diese Räume haben einen entschieden geistlichen Anstrich. Leider sehen wir in einem andern Gemache die Zauberflöte, die verhängnißvolle Opiumpfeife. Ja, leider! der würdige Prälat hat diese Schwäche, und unerachtet wiederholter Versuche sich zu bessern, Versuche bei denen ihm der gute Archdeacon an die Hand geht, verfällt er immer wieder der üblen Gewohnheit. Wie alle Opiumraucher, weiß er daß er sein Leben verkürzt; es gibt Tage wo er vor sich selbst Abscheu empfindet, aber die Kette ist zu fest geschmiedet,

er kann sie nicht brechen, und mit Inbrunst kehrt er immer wieder zu seinem geliebten Pfeifchen zurück. Der heilige Mann stirbt ohne Zweifel im Zustande der Unbußfertigkeit.

In einer Ecke des sehr weitläufigen Gartens befindet sich das Cremarium, in einer andern das Mausoleum, ein cylinderförmiges Gebäude von Granit, wo die Asche der verbliebenen Bonzen in kleinen mit Aufschriften versehenen Krügen aufbewahrt wird. Der Chinese beschäftigt sich unaufhörlich mit dem Tode. Der Gedanke zu sterben erschreckt ihn nicht, aber für Leichen empfindet er tiefen Abscheu. Dies erklärt eine in diesem Kloster übliche höchst barbarische Sitte. Wenn ein kranker Mönch von den Aerzten aufgegeben ist, oder wenn er eine gewisse Altersklasse erreicht hat, so wird er nach einem abgesonderten Gebäude gebracht: nach der Wohnung der Sterbenden. Wer sie betrat weiß daß er sie nur als Leiche verlassen wird. Der Grund dieser grausamen Einrichtung ist die Scheu nicht vor dem Tode, sondern vor den Leichen. Nicht nur die Berührung, auch der Anblick, ja die bloße Anwesenheit derselben besudelt.

Nebenan befindet sich ein mit aufrecht stehenden Särgen gefülltes Magazin. Auf einem jeden steht der Name des Eigenthümers geschrieben. Die Säрге gehören Privatleuten und wurden (gewöhnlich) von zärtlichen Kindern den Eltern an ihrem einundsestigsten Geburtstage zum

Geschenke gemacht. Diese Möbel erwarten an geheiligter Stelle den Augenblick wo sie in Aktivität zu treten haben.

Auf der Insel Honan befindet sich auch der Wohnsitz Eng's. Eng ist das Haupt einer der vornehmsten und angesehensten Familien Kantons. Er, seine Söhne und Schwieger söhne, ihre Gattinnen und Kinder, die Diener und Sklaven, im Ganzen über sechshundert Personen, bewohnen eine Gruppe von Häusern die eine hohe Ringmauer neidischen Blicken entzieht. Eng gibt jährlich an zwanzigtausend Pfund Sterling aus.

Da der Archdeacon ein Hausfreund, werden wir ohne Schwierigkeit in die kleine Stadt eingelassen. Die Vorhalle ist eine Waffenkammer. In den Ecken lehnen Riflen, Hellebarden, Bogen und Köcher. Eine nöthige Vorsicht in Anbetracht der vielen und frechen Diebe, und eine schlagende Widerlegung, so fürchte ich, des guten Zeugnisses welches mein Cicerone den Tugenden der Kantonesen so gern und reichlich spendet. Wir gehen durch eine Reihe von Gemächern, Empfangssälen, Kabinetten, Schulzimmern. Auf unserer Wanderung begegnen wir mehreren Knaben; einen jeden begleitet sein Hofmeister der bei unserem Anblicke mit dem einen Auge Herrn Gray anlächelt und mit dem anderen sein Mißbehagen über

meine Anwesenheit verräth. In der Hand trägt er das Wahrzeichen seines Standes, ein Instrument das in seinem Böglinge unangenehme Erinnerungen und düstere Ahnungen hervorrufft. Der Archdeacon überbietet sich selbst. Er kennt alle Wege dieses Labyrinth's. Ueberall bringt er ein, nur nicht in die Gemächer der Frauen. Man sollte meinen er sei Herr Eng und nicht der Reverend Gray. Die Personen denen wir begegnen oder die wir in ihren Beschäftigungen überraschen nehmen wenig Notiz von uns; einige grüßen meinen Führer auf das Zuborkommendste.

Der Garten scheint mir viel schöner als die Gärten im nördlichen China; er enthält einen Teich von höchst bizarrer Zeichnung den im Sommer eine dichte Decke von Lotusblumen verhüllt. Auf den beiden Ufern stehen sich zwei Pavillons gegenüber; der eine ist für die Herren, der andere für die Damen bestimmt. Dort wird geschwätzt, gespielt und geraucht.

In dem Herrenpavillon finden wir Eng, von seinen Intendanten und Agenten umgeben. Bei unserem Eintritte erhebt er sich, legt die Pfeife ab, kommt uns entgegen und begrüßt den Archdeacon wie einen Freund, mich mit den in ähnlichen Fällen üblichen Förmlichkeiten. Sein Außeres hat nichts Imposantes, aber seine Manieren sind die der großen Welt. Er kennt seine Bedeutung und fühlt kein Bedürfniß sie Anderen begreiflich zu machen.

Von allen Häusern dieser Residenz ist das prachtvollste und am reichsten verzierte die dem Andenken der verstorbenen Familienglieder gewidmete „Halle der Voreltern“. Sie steht auf einer Seite völlig offen. Hier, vor den Tafeln der Ahnen, finden die großen Akte der chinesischen Selbstverwaltung statt: Eröffnung und Lesung des Testaments, Geschenke unter Lebenden, friedliche Abmachungen in Streitsachen, Untersuchung in Kriminalfällen, Urtheilsspruch und Vollziehung des Urtheils.*) Hier werden die (selten vorkommenden) Klagen des betrogenen Gatten vernommen. Wehe der Schuldigen! Sie ist des Todes. Hier empfängt der leichtfertige Ehemann dem eine Zerstreung nachgewiesen wurde die entsprechende Anzahl Bambusstreiche.

Heute Abends Ball in Shamien. Die kleine Kolonie ist vollständig erschienen. Die europäischen Kaufleute in Kanton machen keine großen Geschäfte mehr. Shanghai und die Eröffnung des Yang-tse-kiang haben Kanton getödtet; aber die Herren leben so großartig wie ihre vom Glücke mehr begünstigten Vorgänger. Ihre Häuser zeugen von demselben Luxus. Nichts vom Emporkömmlinge, von

*) Siehe Seite 239.

dem neuen Reichen! Im Gegentheil an der Ausstattung läßt sich erkennen daß die Merchant-Princes von ehemals aus der Klasse der Gentry, mittelbar aus den Reihen der englischen Aristokratie hervorgegangen waren. Die von ihnen gegründeten Faktoreien glänzen nach wie vor durch den Aufwand und die Bequemlichkeiten des high life aus dem vorigen Jahrhunderte. Ich machte diese Bemerkung einem ältlichen Herrn der sich, wie ich, in den Tanzsaal gedrängt hatte. Dort drehten sich drei oder vier Paare im Kreise umher. Die jungen Damen in frischen und eleganten Balltoiletten, die jungen Herren mit weißer Kravatte und einer Blume im Knopfloche verrichteten mit dem Ernste der dem Britten ziemt die harte Arbeit des Walzens. Man bedenke daß Kanton genau unter dem Wendekreise liegt und der Thermometer auf $+ 30$ R. stand. „Ohne Zweifel,“ entgegnete mir mein Nachbar mit einem leisen Seufzer, „steht dieser Luxus in keinem Verhältniß zu unseren Geschäften. Aber es wäre kaum möglich uns einzuschränken. Solche Versuche würden die alten Herren entmuthigen und die jungen Männer ihrer Hoffnungen in die Zukunft berauben. Also leben und leben lassen.“

Heute einsamer Morgenspaziergang auf den gezinnten Stadtmauern, bei lauer Mailuft. Um Mittag wird die Winterhitze beschwerlich sein. Ich wende mich gegen Norden, das heißt gegen das eigentliche Kanton, die alte Stadt. Wie Peking zeigt sie nichts als Baumwipfel welche hie und da eine Pagode überragt. Der höchste Thurm ist das Minaret der Mohamedanischen Moschee. Im Hintergrunde die „weißwolkigen“ Berge. Ich kehre nach der Vorstadt zurück um die französische Kirche zu besuchen. Ein edler gothischer Bau. Der Architekt, ein junger Franzose Namens Thermite, starb zu früh für seinen Ruhm. Ich stelle ihn den berühmtesten Architekten seines Landes wenigstens gleich.*) Neben der Kirche steht das Missionshaus und, in geringer Entfernung, das seit den Tientjiner Ereignissen verlassene Kloster der Schwestern. Die fünf Priester (von den Missions étrangers de Paris) empfangen mich freundlich. Sie leben in banger Sorge um ihre in Sze-chuen und in Yünan, den fernsten Provinzen, zerstreut lebenden Brüder.***) Was würde, fragen

*) Herr Thermite baute den Gouvernement-Palast in Saigon und das Stadthaus in Hongkong; in ihrer Art anerkannt als die schönsten Gebäude im äußersten Oriens.

**) Einer derselben erlitt seither in der Provinz Sze-chuen, diesen Sommer (1873), den Martyrertod. Ein chinesischer Priester theilte sein Loos.

sie, ihr Loos sein wenn der junge Kaiser sich in die Arme der Europa feindlichen Partei wüfse, wenn die Dynastie gestürzt würde? Von der chinesischen Mauer bis Kanton, von Peking bis tief in das Herz des Reiches zittert der Boden unter ihren Füßen.

Auf einer Wanderung in den westlichen Vorstädten sprechen wir bei einem Herrn vor dessen Haus der „Cité“ Eng nur wenig nachsteht. Die Gärten sind sogar größer und schöner angelegt. Sie enthalten ein Theater. Die Bühne öffnet sich auf einen Teich; der Kiosk am jenseitigen Ufer ist für die Zuschauer bestimmt. Die Damen des Hauses und ihre Freundinnen nehmen das zweite Stockwerk ein. Man sagt mir daß reiche Leute keine Kosten scheuen um ihren Frauen und Töchtern Unterhaltung zu verschaffen, versteht sich intra muros.

Die sehr enge Gasse vor dem Eingange in das oben erwähnte Haus ist mit Menschen überfüllt. Glücklicher Weise hat man uns Plätze unter dem Thorwege vorbehalten. Dort können wir in aller Bequemlichkeit den Kriegsgott erwarten. Er war genöthigt gewesen seinen etwas baufälligen Tempel zu verlassen. Nunmehr dieser auf Kosten gewisser Bankiers wieder hergestellt, kehrt Mars nach seinem Quartier zurück. Ganz Kanton ist auf den Beinen. Die

Gasse gleicht einer sturmgepeitschten Meeresenge. Aus den Seitengassen fließt die Menge unablässig zu; dies erzeugt Stoß und Gegenstoß, Ebbe und Fluth. Inmitten des Gedränges bieten Bursche Obst und Süßigkeiten aus, zierlich geordnet in Körben die sie hoch über den Köpfen auf der flachen Hand halten. Die Käufer legen zuerst die entsprechende Anzahl Sapfen in den Korb. Würde dies in Europa möglich sein? Würde der Mob unserer Hauptstädte sich so anständig und gewissenhaft betragen? Neben Gray, ein entschiedener Kantophonile, stellt mir diese Fragen, mit dem Ausdrücke der äußersten Befriedigung.

Nach langem Warten verkünden die dumpfen Töne des Gong und eine infernale Musik das Nahen des Gottes. Polizeibeamte, ein jeder mit einem tüchtigen Bambusrohr bewaffnet, eröffnen den Zug. Wie sich dieser hier durchwinden könne ist ein Räthsel, aber mit Hilfe des Bambus und mit allseitigem guten Willen ist in China Vieles möglich. Die Menge macht Platz, und ich sehe vor mir eine Reihe von phantastischen Feenbildern vorüberziehen auf deren Beschreibung ich jedoch verzichten muß. Nur andeuten werde ich sie.

Die Proceßion währte zwei Stunden. Sie bestand aus gewissen Elementen die sich regelmäßig wiederholten: hohe Standarten; ein Kuli trägt die Fahne, ein anderer unterstützt die zurückgeneigte Spitze derselben mit einer

Gabel; trotz dem Gedränge und den Stößen die er erhält weiß er das Gleichgewicht zu bewahren. Hierauf reich geschmückte lackirte und vergoldete Schränke von den bizarrsten Formen; Opfergaben, verschiedenes Geräthe, prachtvolle Sonnenschirme; kleine Knaben und Mädchen aus guten Familien die, auf Ponies reitend, von daneben gehenden Männern im Sattel gehalten, verschiedene Gottheiten vorstellen. Junge Mädchen in historischen Gewändern oder Phantasieanzügen, auf Gestellen getragen, meist an eiserne Stangen geschraubt, wie man dies in unsern Hippodromen sehen kann. Diese Göttinnen suchen durch ihre bescheidene Haltung und die ernste etwas stupide Miene, welche anständige Frauen der höheren Stände annehmen, zu scheinen was sie nicht sind. Nun folgen, vom Volke mit lautem Zuruf begrüßt, die Ältesten des Stadtviertels; nach ihnen junge Leute aus den wohlhabenden Klassen, einfach aber sorgfältig gekleidet; Bewaffnete die Piken, Hellebarben, alte Säbel und Aerte tragen. Musikbänden erscheinen in kurzen Zwischenräumen und erfüllen, wie bereits gesagt, die Luft mit betäubenden Mißtönen. Der Held des Tages schließt den Zug. Dieser Gott scheint ein guter Teufel zu sein. Seine weit geöffneten Augen, sein offener Mund, seine ungeheuren plattgedrückten Ohren flößen Niemandem Schrecken ein. Mars hat nichts Martialisches. Obgleich von Kopf zu Füßen vergoldet, sieht er doch aus

wie ein armer Schlucker. Selbst die Kuli die ihn auf einer elenden Bahre tragen scheinen von der Heiligkeit ihrer Mission wenig durchdrungen; sie lachen, schwätzen und rauchen. So wahr ist es daß es nicht genügt im Olymp geboren zu sein; man muß auch diese Gunst des Himmels durch persönliche Eigenschaften rechtfertigen.

Die Menge, vor Ankunft der Procession so bewegt, so ungeduldig, das Schauspiel gleichsam mit Heißhunger erwartend, entfernt sich nun ruhig und gewissermaßen gesättigt. Die reichen Leute in Kanton suchen mit dem Volke auf gutem Fuße zu leben. Heute veranstalten sie einen feierlichen Umzug, morgen Freitheater, ein andermal Reisvertheilung. Panem et circenses.

Bei allem Respekt den man den Göttern, bis zu einem gewissen Grade selbst den falschen Götzen schuldig ist, muß ich gestehen daß eine Gruppe junger Damen während dieser heiligen Ceremonie meine innere Sammlung beeinträchtigte. Uns gegenüber, jenseits der engen Gasse, saßen vier Mädchen oder junge Frauen in dem Vorsaaale eines für die Gelegenheit gemietheten Hauses. Ihr weißer Teint, ihre Haltung, ihre einfache aber elegante Toilette lassen in ihnen die vornehme Dame erkennen. Der Archdeacon bestätigt meine Vermuthung. Ihr Haar ist sehr geschmackvoll geordnet, und zwei von ihnen könnten in Europa für Schönheiten gelten. Frauen ihres Ranges müssen, wenn

sie öffentlich erscheinen, apathisch und gelangweilt aussehen. Die Gesetze des Anstandes erheischen dies. Aber ist das Gespräch einmal im Gange, flüstert und lächelt man, dann fällt man wohl bald aus der Rolle. So ergeht es auch meinen jugendlichen Vis-à-vis. Die Gesichter beleben sich, die kleinen mandelförmig geschlitzten Augen funkeln, und ein spöttischer, schelmischer, skeptischer Ausdruck ersetzt die eben erst zur Schau gestellte Miene der Geistlosigkeit und Langenweile. Eine sehr geschminkte, äußerst beleibte Matrone, die mich lebhaft an die unvergeßliche Thierret vom Palais-Royal-Theater erinnert, scheint mit dem Amte der Dueña betraut. Offenbar mißfällt ihr mein Lognon das nicht immer auf die Procession gerichtet ist. Sie stellt sich also in die Hausthüre und verhindert die Damen zu sehen und gesehen zu werden. Ein großer Fehler, unwürdig einer Dueña von Einsicht und Erfahrung! Was ist die Folge? Unmittelbares Anknüpfen des elektrischen Verkehrs mit dem fremden Teufel, strenger Befehl an die Dueña den Blicken freien Durchgang zu gestatten, und für mich pantomimisch ertheilte Ermächtigung diese Scene aus dem Chinesischen high life nach Bequemlichkeit zu betrachten. Aeltliche Herren nähern sich den Damen, verneigen sich tief und weisen ihnen die geballten Fäuste, werden mit einem gnädigen Lächeln beehrt, lassen Thee serviren, ziehen sich dann unter langwierigen Ehrfurchtsbezeugungen zurück.

Mittlerweile sitzen die Damen auf ihren Schemmeln, lachen und schwätzen, spielen mit den Fächern, erfreuen sich an dem Verdrusse der Matrone.

Ein Befehl des Vice-Königs öffnet uns die Thore des großen Gefängnisses: ein oblonges Viereck welches mehrere Höfe enthält und von einer der Länge nach getheilten Gallerie umgeben ist. Die innere wird von den männlichen Gefangenen bewohnt; die äußere, welche ein unbedeckter Gang von der Ringmauer scheidet, von den Weibern.

In den Höfen drängen sich die Sträflinge; die Mehrzahl wird im nächsten Semester den Tod erleiden. Bekanntlich finden die Hinrichtungen in China, ausgenommen die der Mörder die keinen Aufschub erleidet, zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbst, statt. Es ist dies ein in Kanton periodisch wiederkehrendes Blutbad. Einige dieser Menschen schleppen ihre schweren Ketten mühselig, andere stellen sie frech zur Schau. Nach ihren Gesichtern zu urtheilen, sind sie keine Unschuldigen. Wahrscheinlich wurden sie im Gefängnisse schlechter als sie bei ihrem Eintritte waren. Die vergiftete Luft, der beständige Verkehr mit Laster mußte die letzten Reste von Ehrbarkeit zerstören welche sie vielleicht in diese Hölle auf Erden gebracht hat-

ten. Einer sagte mir: „Ich bin eines Mordes beschuldigt, aber ich leugne diese That.“ Der Gefangenwärter lächelte, ein teuflisches Lächeln, als wollte er sagen: „Die Folterbank wird Dir die Zunge lösen.“ Ein junger Mensch aus dessen hohlen Augen Irrsinn spricht nähert sich uns. Als fünfzehnjähriger Knabe hat er seinen Schullehrer vergiftet, ein Verbrechen welches das Gesetz dem Vatermorde gleichstellt. Seine Jugend bewahrte ihn vor einem greulichen Tode. Alle Jahre richtet sein Vater der der wohlhabenden Klasse angehört ein Gesuch um Begnadigung an den Vice-König; der Vice-König schickt es an das Tsungli-yamen welches es der Kaiserin Regentin vorlegt. Bis jetzt erfolgte immer ein abschlägiger Bescheid.

Wir treten in einen der Säle. Es ist Essenszeit. Wie die wilden Thiere einer Menagerie werfen sich die Sträflinge auf ihre ärmlichen Rationen. Das Klirren der Fesseln bildet die Tafelmusik.

In einem fensterlosen finstern Raume in welchen Lichtreflexe aus dem Vorgemache ein schwaches Dämmerlicht werfen, errathen wir mehr als wir sie sehen hinter einem massiven Holzgitter mehrere Menschen die zur furchtbaren Strafe des Rang verurtheilt sind. Sie fluchen, sie weinen, sie seufzen. Einige wälzen sich am Boden, andere stehen an die Wand gelehnt. Einige kauern in den Ecken, andere gehen langsam im Kreise umher. Aber alle be-

wegen sich unablässig; sie suchen was ihr Marterwerkzeug sie nicht finden läßt, die Ruhe. Bei unserer Erscheinung treten sie an das Gitter, werfen uns Blicke des Hasses zu, der Rache, der Verzweiflung; Blicke von Verdammten! Dann entfernen sie sich langsam und verschwinden im Dunkel.

Aus andern, gleichfalls in die Schleier einer ewigen Nacht gehüllten Kerkern ertönen unterdrückte Schmerzenslaute, lautes Geheul, Kettengelirre und der dumpfe Schall wuchtiger Bambusstreiche auf entfleischte Leiber.

In einem kleinen Raume, der verhältnißmäßig reinlich gehalten ist, rauchten einige Gentlemen, andere nehmen ihr Mahl ein das ihre eigenen Diener auftragen. Dies sind Privilegirte, in Untersuchungshaft Befindliche oder bereits Verurtheilte, aber jedenfalls Begünstigte. Wahrscheinlich um einen ungeheuren Preis haben sie dies Zimmer gemiethet. Diese kleine Industrie bildet einen der Nebenerwerbe des Gefängnißdirektors. Andere Lokalitäten sind als Spielsaal eingerichtet, ein praktisches Mittel zu gleicher Zeit die Taschen des Mandarins mit Taelen und das Gefängniß mit Verbrechern zu füllen.

Man führt uns nun in die äußere Gallerie die, wie bereits gesagt, den Weibern vorbehalten und durch einen ungedeckten Gang von der Ringmauer des Gefängnisses getrennt ist. Es ist das Höchste im Niedrigsten, das

äußerste Maß des Entsetzlichen. Dante's Phantasie allein vermochte sich so hoch zu erheben, so tief zu versenken. Was sie ihm als Traumbild zeigte, habe ich in Wirklichkeit gesehen. Immer sinkt das verkommene Weib unter den verkommnen Mann. Aus feinerem, aus zarterem Stoffe geformt, fällt sie von höher herab und fällt tiefer. Ich sah hier auf engem Raume vereint allen physischen Jammer und alle moralische Verworfenheit. Und in diesem schändlichen Kerker sind mit den verurtheilten, entmenschten Hyänen, anständige Frauen und Mädchen als Geißeln eingesperrt, weil ihre Männer, Väter, Brüder, Söhne der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht entsingen. Doch, da wir es können, entfliehen auch wir aus dieser Hölle!

Vor dem Thore des großen Gefängnisses sehen wir einige lebendige Skelette welche gezwungen sind komisch sein sollende Stellungen einzunehmen. Eine hölzerne Tafel auf ihrer Brust enthält die Worte: „dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt“. Ob wohl irgend Jemand bei diesem Anblicke lachen kann!

Im großen Vorhof erregt eine Gruppe von etwa dreißig Männern unsere Aufmerksamkeit. Sie sind soeben angekommen und ruhen im Schatten einer Sykomore: Jünglinge, Männer in voller Kraft der Jahre, Greise; einige sind wie wohlhabende Leute gekleidet. Sie wurden

als Menschenjäger oder Hezer auf frischer That ertappt. Ihr Geschäft ist die Barrancões von Makao mit unfreiwilligen Auswanderern zu versehen. Diese Unglücklichen sind, immer je vier, an ihren Böpfen und überdies mit Stricken aneinander gebunden. Auf den Fersen kauend oder dicht neben einander am Boden liegend gleichen sie einer Herde Schafe. Der Tod erwartet sie und, vor dem Tode, die Folterbank. Sie wissen es. Jeder Chinese weiß das Strafgesetzbuch auswendig. Ihre Mienen sagen es deutlich genug; die Einen weinen still vor sich hin, Andere seufzen und Einige scheinen wie wahnsinnig vor Entsetzen. Keiner spricht. Als wir eine Stunde später wieder vorübergingen, rauchten sie. Ein guter Samaritaner hatte Cigaretten unter sie vertheilt. In den kurzen Genuß versunken haben sie ihr furchtbares Loos für den Augenblick vergessen. Die eben noch gespannten Züge sind erschlafft. Dumpfe Gleichgültigkeit ersetzt den eben noch so lebhaften Ausdruck der Verzweiflung.

Die Gerichtshalle, ein länglicher Hof, befindet sich in der Nähe des Gefängnisses. Der Richter sitzt in einer offenen Gallerie hinter einem mit Aktenstücken beladenen Tische. Zu seiner Rechten steht der Gerichtsschreiber, zur Linken der Dollmetsch. Dem Tische gegenüber, wenige

Schritte entfernt, kniet der Angeklagte. Auf beiden Seiten bilden fünf bis sechs Diener oder Unterbeamte des Tribunals eine Hecke. Der Henker und seine Knechte stehen gegen die Wand gelehnt mit ihren blutbefleckten Marterwerkzeugen, bereit sie auf den Wink zu gebrauchen. Der Archdeacon und ich stellen uns neben den Dolmetsch. Mit etwas weniger lauter Stimme als gewöhnlich, das einzige Zugeständniß welches er der Majestät des Ortes macht, übersetzt er mir die wesentlichen Theile des Verhöres. Uebrigens sind der Hof und die Gallerie leer, und die beiden Fremden die einzigen Zuschauer. Weder der Richter noch die anderen Anwesenden nehmen von uns die geringste Notiz. Sie thun als sähen sie uns nicht.

Der Richter mag ein Bierziger sein, vielleicht ein Fünfziger: blaßes Gesicht, Katzenaugen, auf der Nase eine riesige Brille, die Amtsmiene geeignet selbst ein gepanzertes Gewissen mit Schrecken zu erfüllen, der Anzug einfach aber sorgfältig, die Nägel wahre Klauen, am Daumen ein großer Ring von Jade, das allgemeine Aussehen ehrbar, imposant, scheußlich. Dieser chinesische Minos ist über den Tisch gebeugt und heftet seine Augen auf zwei offene Bücher deren eines mit schwarzen, das andere mit rothen Schriftzügen bedeckt ist. Hinter ihm stehen seine Privatdiener. Einer reicht ihm von Zeit zu Zeit die Pfeife, indem er sie ihm unter dem Arm durch in den Mund steckt

und, nachdem sein Gebieter einige Züge gethan, sogleich wieder zurückzieht. Obgleich der Richter der Südsprache vollkommen mächtig, so ist die amtliche Annahme daß er nur das „Mandarin“ das heißt die Nordsprache verstehe. Daher die Nothwendigkeit eines Dollmetsch. Er selbst nimmt an dem Verhör persönlich keinen Antheil. Dies ist die Sache des Schreibers und des Dollmetsch, die er übrigens durch einige leise Worte zu leiten scheint. Tiefes Schweigen unter den Zuhörern. Soll ich es gestehen? Der Anblick des Richters macht mein Blut in den Adern gerinnen. Nichts Menschliches in diesem metallenen Antlitz. Keine Spur von Barmherzigkeit oder Menschenliebe. Ich blicke um mich und finde auf allen Gesichtern denselben Ausdruck. Ich setze mich an die Stelle des Angeklagten, und der Angstschweiß tritt auf meine Stirne.

Ein Gefangener wird vorgeführt oder vielmehr in einem Korbe hereingetragen. Gestern wurden ihm, an dieser Stelle, auf der Folterbank die Fußgelenke zermalmt. Heute ist er ein Bündel Haut und Knochen, unfähig zu antworten. Das Leben entflieht sichtlich. Auf ein Zeichen des Richters trägt man ihn fort.

Ein junger Mensch aus dem Volke wird eingeführt. Er läßt sich an der den Gefangenen angewiesenen Stelle auf die Kniee nieder. Furcht und Hinterlist leuchten ihm aus den Augen. Seine gemeinen Züge tragen bereits das

unverlöschbare Gepräge des Verbrechers. Er beantwortet die üblichen Fragen: woher ist seine Familie, wie heißen seine Eltern, seine Großeltern und so fort. Dann beginnt das eigentliche Verhör: „Du hast sechszehn Dollar gestohlen?“ sagte der Dollmetsch. Der Angeklagte leugnet standhaft, bis der Richter die Hand erhebt und der Henker vortritt. Bei seinem Anblicke ruft der Gefangene: Ja, ja, er habe sie gestohlen um Reis zu kaufen; Hunger habe ihn verleitet. — In welchem Laden? In dieser oder jener Gasse, dem Schauplatze eines größern Verbrechens, einer wahrscheinlich von ihm begangenen Mordthat? — Da erblaßt der Angeklagte. Er stottert, weint, fleht um Barmherzigkeit und leugnet. Bisher hatte der Dollmetsch ihn einzuschüchtern gesucht; jetzt schlägt er plötzlich einen süßlich schmeichelnden Ton an. „Warum leugnen, mein Sohn?“ sagt er. „Sprich, gesteh und Du wirst Dich unserer beloben. Siehst Du, ich lasse Dir die Ketten abnehmen.“ Der Henker entfesselt ihn. — „Und nun, mein Kind, sprich.“ — Aber mein Kind ist nicht so albern. Hier beginnt zwischen den beiden Männern ein Zweikampf von Frechheit, List und Lügenhaftigkeit. Der eine weiß daß er für sein Leben kämpft, der andere für seinen Ruf als Inquisitor. Der freundliche, einschmeichelnde Ton des Dollmetsch stimmt wenig zu seinem gehässigen Ausdruck und zu der steigenden Angst die sich im Gesichte des Angeklagten malt. Letzterer

leugnet beharrlich. Der Richter lispelt wieder ein Wort, worauf der Henker und seine Knechte sich auf den Mann stürzen, ihn zu Boden werfen, der Länge nach ausstrecken und zum Theile entblößen; dann neben ihm auf die Fersen kauend ertheilt ihm der Henker, während er mit lauter Stimme zählt, wenigstens hundert Bambusstreiche. Ich gestehe daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, und mein guter Archdeacon schien mir in ähnlicher Verfassung. Die Anwesenden sahen uns mit dem Ausdrücke der Geringschätzung an. Einige lächelten verächtlich. Noch tönt das Geheule des Unglücklichen in meinen Ohren. Bald aber verstummt er. Er scheint nur eine leblose Masse. „Nun,“ sagt mir Reverend Gray, „wird man zur Zermalmung der Knöchel schreiten.“ Dies läßt aber der Zustand des Inquisiten nicht zu. Er wird also hinaus geschleppt. Wir athmen auf. Die Philanthropie meines liebenswürdigen Führers erfreut sich des Aufschubes; aber, als Cicerone, hätte er gewünscht mich die heutige Procedur der chinesischen Gerichtshöfe in allen ihren Phasen sehen zu lassen. Insofern mischt sich zu seiner Befriedigung ein Beisatz gelinder Bedauerns.

Der junge Dieb und muthmaßliche Mörder wird durch zwei Herren von achtbarem Ansehen ersetzt. Ein Kaufmann und sein Kommiss; jener ein bejahrter, dieser ein junger elegant gekleideter Mann. Sie sind des Salz-

Schmuggels angeklagt. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Richter knien sie nieder. Weder der Eine noch der Andere scheinen bewegt. Der ältere Mann gesteht seine Schuld. Der Kommiss vertheidigt sich. — Er habe nur den ihm ertheilten Befehlen gehorcht. Er wußte nicht daß er das Gesetz übertrete. Wahr sei, daß er unter die Beamten Reis vertheilt habe. Aber ist es ein Verbrechen Hungrige zu speisen? — Während er spricht läßt ihn sein Patron, der nun anfängt ängstlich zu werden, nicht aus den Augen. Durch Zeichen sucht er ihm Schweigen aufzuerlegen. Der Richter macht dem Auftritte plötzlich ein Ende. Er zieht eine große englische Uhr aus der Tasche, betrachtet sie aufmerksam und hebt die Sitzung auf. Die beiden Kaufleute werden weggeführt; ich vermuthe sie haben es sich ein gutes Stück Geld kosten lassen um dem Bambus und Schlimmerem zu entgehen. Ohne uns eines Blickes zu würdigen geht der Richter mit seinem Gefolge ab; der Schreiber und der Dollmetsch packen Tintensatz und Akten zusammen, der Henker und seine Knechte die Marterwerkzeuge. Alles geräuschlos und mit Methode. Dies Prätorium ist eine wohlorganisirte Hölle.

Herr Hughes, englischer Konsul ad interim, hat die Güte mich nach dem Yamen zu begleiten. Einige Böllerschüsse begrüßen uns bei der Ankunft. Der Vice-König

kommt uns entgegen und führt uns in einen reich verzierten, nach dem Garten offenen Pavillon. Die bereits tief stehende Sonne dringt durch exotisches Laub in den Saal wo wir um einen viereckigen Tisch sitzend uns den Genüssen eines chinesischen Festmahles ergeben. Der Vice-König ist ein liebenswürdiger Hausherr, wählt mit eigener Hand die besten Leckerbissen und läßt sie mit Hilfe seiner Elfenbeinstäbchen auf mein Tellerchen. Ich erwidere die Artigkeit in ähnlicher Weise. Der Champagner wird in Tassen kredenzt. Die zahlreiche Dienerschaft trägt schöne, reinliche Livreen. Die ganze Szene sah aus wie eines jener Bilder die man so oft auf lackirten Schirmen oder Theebüchsen sieht.

Ein persönlicher Freund des verstorbenen Kaisers und seit neun Jahren auf seinem gegenwärtigen Posten erhalten — es ist das wichtigste Gouvernement weil es die beiden großen Provinzen Kwang-tung und Kwang-si umfaßt, das schwierigste wegen des Verkehrs mit den Ausländern in Hongkong —, zählt Yüe zu den hervorragendsten Männern des Reiches, erfreut sich besonderer Gunst bei Hofe und erwartet nächstens in das Ministerium berufen zu werden. Man rühmt seine Sanftmuth und geistige Begabung. Er ist zweiundsechzig Jahre alt und hat das Aeußere eines in der hohen Politik ergrauten Staatsmannes: edle geistreiche Züge, lichtgraue lebendige Augen,

ein kaustisches Lächeln auf den verhältnißmäßig fein geschnittenen Lippen. Er trägt sein Hofkleid, eine dunkelblaue Tunika mit lichtblauen Aufschlägen, über der Brust reiche Goldstickereien, um den Hals einen kolossalen Rosenkranz. Ein prachtvoller Pfauenschweif fällt von dem Hute den der krystallene Knopf ziert.

Das Gespräch bewegte sich um verschiedene Gegenstände. Großer Austausch von Komplimenten, aber keine nichtsagenden Phrasen.

Beim Fortgehen hatten wir mehrere Säle und Korridore zu durchschreiten. Der Vice-König begleitete uns bis zu den Sänften, und an jeder Thür machten wir Chin-chin. Nun gibt es für den Europäer kaum etwas Komischeres als diese Art zu grüßen. Man hebt, wie bereits erwähnt, die beiden geballten Fäuste auf die Höhe der Stirn, versetzt sie in eine rotirende Bewegung und blickt mittlertweile dem Begrüßten, der dieselbe Gymnastik vornimmt, fest in die Augen. Der Vice-König entledigte sich dieser grotesken Artigkeitspflicht mit solcher Grazie und Würde daß mir dabei die Bedeutung des Chin-chin mit Einem Male klar wurde. Seit diesem Besuche in seinem Namen reizt mich der Anblick chin-chinirender Chinesen nicht mehr zum Lachen. Als Gegengift der allzu vertraulichen amerikanischen Umgangsformen, die nun auch in Europa einreißen, würde ich unseren tonangebenden

Herren und Damen den Chin-chin zur Annahme empfehlen.

Im Dorfe Fa-ti (Blumensfeld) befinden sich die Gärten welche Kanton mit Blumen versehen. Was für ein sonderbarer, verderbter Geschmack! Welch' eigenthümliches Gefallen an den abgeschmacktesten Metamorphosen. Drangebäume werden in Vasen verwandelt, Burbaumbüsche in Drachen mit eingesezten Porzellanaugen, Lorbeer in Ungeheuer, Cypressen in Djonken oder Fasanen. Und alle diese verkrüppelten Pflanzen wachsen, blühen und tragen sogar spärliche Früchte; ungefähr wie die Frauen auf ihren künstlichen Klumpfüßen schwerfällig und unter Leiden umherwackeln. Aber das Princip ist dasselbe. Diese in ihrem Wesen grausame und sinnreiche Nation gefällt sich darin zu verstümmeln ohne zu tödten.

Wir rudern einen der zahlreichen Nebenflüsse des Pearl-River hinauf. Da hören wir den Gong begleitet von Schmerzengeschrei. Letzteres stößt ein Dieb aus der durch die Hauptgasse eines übelberüchtigten Dorfes gepeitscht wird. Der Mann mit dem Tam-tam schreitet ihm voran, der Henker folgt mit dem Bambus. Die Dorfbe-

wohner sehen mit offenen Mäulern zu und scheinen sich des Schauspiels zu erfreuen. Ob es sie auch bessern wird?

Es ist beinahe Nacht. Wir befinden uns im Süd-Ost-Ende, an dem äußeren Umfange Kantons, in der „Todtenstadt“. Man stelle sich ein ganzes Viertel vor welches ausschließlich von Todten bewohnt wird. Hier werden die Leichen der in Kanton verstorbenen Eingeborenen der Provinz Che-kiang beigesezt bis ihre Angehörigen sie abholen lassen. Jeder Sarg steht in einer Art Kapelle zu welcher man durch ein Vorzimmer gelangt. Es ist die Anwendung des in China so weit entwickelten Korporationswesens auf die Todten. Die äußerste Reinlichkeit herrscht in der Nekropole. Kein übler Geruch verräth die Verwesung. Von Katakalk schreiten wir zu Katakalk. Ein Fackelträger geht uns voran. Ein unheimlicher Spaziergang!

Wir sind am Nichtplatz angekommen. Er befindet sich in einer engen Gasse welche auf der einen Seite durch eine Häuserreihe mit Töpferbuden, auf der andern durch eine lange Ziegelmauer gebildet wird. Glücklicher Weise wird heute an der Mauer nicht „gearbeitet“. Aber wir sehen die Werkzeuge deren man sich dabei bedient: Tische

auf denen der Delinquent ausgestreckt wird um von unten nach oben zerstückelt zu werden; Kreuze, kleine Käfige zur Aussetzung von Schädeln; mit Leim gefüllte Gefäße zur vorhergehenden Präparirung der Köpfe. Alle diese Geräthschaften tragen frische Spuren des Gebrauches. Zur Zeit der großen Hinrichtungen, im Frühling und Herbst, ist der Boden buchstäblich mit Blut getränkt. Und dies hindert die Töpfer gegenüber nicht an ihrer Arbeit!

(2. December.) Der Vice-König hatte die Güte für die Reise nach Makao den Peng-chao-hoy zu meiner Verfügung zu stellen. Dieser prachtvolle Steamer, ein im Dienste der Zollbehörden gebrauchtes Staatsschiff, wird von einem ehemaligen Officier unserer Marine, dem Kapitan Basallo aus Prag, befehligt. Um fünf Uhr Morgens holte er mich in seinem Gig ab. Nachdem der Peng durch seine Kanonensalve die friedlichen Bewohner von Shamien aus dem Schlafe geschreckt, zieht er Oesterreichs weiß-rothe Flagge auf die, wohl zum ersten Male, neben dem gelben Drachen des Reiches der Mitte weht. Vorsichtig windet er sich durch den Wald von Djonken und rauscht dann, zwölf Knoten in der Stunde laufend, den Pearl-River hinab.

Wer Kanton nicht sah, hat China nicht gesehen. Peking ist Central-Asien, die Stadt der Bibel, seinem Wesen nach ein Feldlager, das Zelt des Nomaden auf einem Raftage. Kanton ist China, Peking die Mongolei. In Kanton, dem Mittel- und Brennpunkte einer ungeheuren, falsch civilisirten, raffinirten, verderbten Bevölkerung pulsiert chinesisches Leben. Das Auge ist überrascht und angezogen, aber alsbald wendet es sich mit Ekel ab.

Das Frühstück wird in der Kabine des liebenswürdigen Kapitäns eingenommen. Dort sind wir in Oesterreich: Wiener Möbel, Wiener Vorhänge und Teppiche. An den Wänden die Porträts des Kaisers, der Kaiserin, des Erzherzogs Max und viele Ansichten aus unserem lieben fernen Vaterlande. Beim Dessert wird der dem Wiener werthe Gumpoldskirchner Wein kredenzt.

Um zwei Uhr Nachmittags dampft der Peng um das Fort de Barra auf dessen Wällen die portugiesischen Quinas wehen. Einige Minuten später gehen wir in Makao an Land.

VII.

Makao.

Vom 2. zum 4. December.

Sein Verfall. — Die Kulisfrage. — Zunahme des chinesischen Elementes.
— Camões.

Makao ist bekanntlich eine kleine aus drei Hügeln, welche eine Plateau unter einander verbindet, bestehende, mit Häusern bedeckte Halbinsel. Eine schmale Landzunge verbindet sie mit dem Kontinent. Soweit ist die Ähnlichkeit mit Kadix auffallend.

Es ist Festtag. Ich stehe vor der Kirche mit einer Gruppe junger Leute in bunten, auf Eleganz Anspruch machenden Toiletten. Man kennt den fragwürdigen Geschmack der Söhne Iberiens aus den Mittelklassen der sich besonders an Sonntagen bemerklich macht. Wir betrachten uns die Damentwelt. Unförmliche Fleischmassen, in schwarzseidene Mantillen gehüllt, mit fahlen Gesichtern und geschlitzten Augen. Mühselig steigen sie aus ihren Tragsesseln. Die Dueñas und maleiischen Bosen folgen der Gebieterin zu Fuße. In der Kirche lassen sich Alle, nach portugiesischer Sitte, auf die Fersen nieder, murmeln ihre Gebete und rauschen mit den Fächern. Die Dienerinnen,

wie alle Weiber aus dem Volke, unterscheiden sich von der Herrin durch einen dunkleren Teint, denn ein größerer Beisatz chinesischen oder malaiischen Blutes fließt in ihren Adern, durch geringere Beieibtheit und, statt der schwarzen, durch grellfarbige Kapuzen. Makao zählt kaum mehr zwölf Familien von rein portugiesischem Blute. In diese Zahl sind nicht begriffen die Aerzte und die schlecht bezahlten Civil- und Militärbeamten welche die Regierung zu gewissen Epochen hieher sendet und, nach Ablauf ihrer Dienstzeit, wieder nach Hause bringen läßt. Die schönen Tage wo die Portugiesen nach Makao kamen um reich zu werden gehören ja der Geschichte an, sind gewissermaßen eine Mythe geworden. Niemand gedeiht hier außer die Kuli- händler und die Eigenthümer von Spielhäusern. Wenn man letztere schlöffe, wurde mir gesagt, würde das Gras in den Straßen wachsen. Außer den Portugiesen gibt es hier drei englische und fünf deutsche Residenten, die einen wie die anderen Kaufleute ohne Geschäfte. Zuweilen vereinigt sie der Gouverneur bei sich. Diese sehr seltenen Soiréen bieten der lusitanischen und der germanischen Rasse die einzige Gelegenheit sich zu begegnen, die Gassen ausgenommen, die immer verödet sind, in auffallendem Gegensatze zu dem äußerst belebten Viertel der Chinesen. Dort geht es gar lebhaft her. Wohlversehene Butiken mit ungeheuren Aushängeschildern wechseln da mit stets gefüllten

Speise- und Spielhäusern. Zwischen einer doppelten Reihe niederer Gebäude im chinesischen Style drängen sich Krämer ihre Waare ausrufend, Lastträger mit Waarenballen, zahlloses Volk, Männer, Weiber und Kinder. Man ist in China, aber um jene Ecke biegend, sind wir mit Einem Male in eine portugiesische Provinzialstadt gerathen. Kein menschliches Wesen zu sehen, höchstens ein paar Soldaten die ihr Cherut rauchend vorüberschlendern; sehr selten ein Tragsessel, kaum vermögend die Dame zu fassen welche ihn einnimmt; wir haben ihre Bekanntschaft bereits in der Kirche gemacht. Die Häuser sind massiv aus Stein gebaut, roth oder gelb übertüncht und tragen das ausgesprochene Gepräge des Mutterlandes. Es läßt sich behaupten daß keines älter ist als 1622 und keines jünger als 1650. Hinter den Häusern und zu beiden Seiten, über Mauern auf denen Basen mit Agaven stehen oder die plumpe Steinbalustraden krönen ragen Cedern empor, Pinien, Bananen, erotische Büsche mit glänzenden Blättern. Die prachtvolle Kathedrale von Sanct Paul, von den Jesuiten am Ende des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, unter dem Ministerium Pombal in eine Kaserne verwandelt, wurde vor einigen Jahren ein Raub der Flammen. Nichts blieb als die, trotz einiger Ueberladung, schöne Fassade. Die übrigen Kirchen sind barocke oder ganz schmucklose Bauten. Die vielen zu ihnen emporführenden Rampen

und Treppen, die schweren Steingeländer erinnern an Abrantes, Santarem, Biseu. Bei jedem Schritte erfreut sich das Auge am Anblicke stattlicher Gebäude. Es sind ehemalige Mönchs- und Nonnenklöster, dormalen in Kasernen ohne Soldaten umgestaltet, in Museen ohne Kunstschätze, in Kanzleien die überfüllt sind mit hungrigen Beamten. Die Praya grande, oder der Quai, ist eine dem Meere südwärts zugewandte Häuserreihe; sie erinnert an die Junqueira in Lissabon. Die Makaesen vergleichen sie mit der Chiaja in Neapel; eine etwas gewagte Hyperbel. Hier genießt man im Sommer der Südwest-Monsoons und, in allen Jahreszeiten, einer reizenden Aussicht nach der Küste des Festlandes und dem es umgürtenden Archipel. Diese Inseln, obgleich ganz nackt, höchstens mit einigen sonnverbrannten Büschen bewachsen, fesseln den Blick durch ihre phantastischen Umrisse und schmücken sich mit den wechselnden Tönen welche der Himmel, wenn auch weniger schön als im südlichen Europa, Morgens und Abends über sie ergießt.

Das chinesische Element ist in stetiger Zunahme begriffen. Dies begreift sich. Der Chinese vertritt das Leben, der Portugiese den Schlummer, wenn nicht den Tod. Daher kommt es daß viele schöne alte portugiesische Häuser in chinesischen Besitz gelangten. Ich habe einige besucht. Die Metamorphose ist vollständig. Das Madonnenbild

welches gewiß in keinem portugiesischen Haushalte fehlte ersetzt der Altar der Voreltern. Keine Spur mehr von der einfachen Einrichtung, von dem vornehmen Verschmähen der Bequemlichkeiten des Lebens welches die iberische Rasse und ihre Wohnsitze kennzeichnet. Jetzt sind diese Räume überfüllt mit Spielsachen, mit nutzlosem Geräthe, Rollen von bemaltem Papier oder Seidenstoffen, mit allen namenlosen Kleinigkeiten welche der Einheimische liebt und die wir gemeinhin Chinoiserien nennen. Während die englischen und deutschen Residenten allmählig fortziehen weil sie keine Geschäfte mehr machen, während das portugiesische Element, durch fortwährende Aufnahme asiatischen Blutes entartet, allmählig ausstirbt, bewirkt der Chinese durch seine bewunderungswürdige Thätigkeit und Mäßigkeit was seine Regierung*) weder durch List noch mit Gewalt erreichen konnte: er ergreift, noch im Schatten der portugiesischen Flagge, Besitz von dem einst durch lusitanische Helden eroberten Gebiet.

Das Ueberhandnehmen des den Portugiesen so verhassten chinesischen Elementes gab zu einer Vorschrift Veranlassung welche den in Kalifornien bestehenden gegen die gelbe Rasse gerichteten Gesetzen würdig zur Seite steht. In Makao ist den Chinesen untersagt auf der Praya grande

*) Die chinesische Regierung hat die Besitzergreifung der Halbinsel Makao durch die Portugiesen niemals anerkannt.

und in den anstoßenden Gassen Häuser in ihrem Style zu erbauen. Eine ungerechte, unpolitische und ohnmächtige Maßregel. Die Folge ist daß die Chinesen portugiesische Häuser kaufen. Sobald letztere in den Besitz ihrer neuen Erwerber gerathen sind verdoppelt sich ihr Werth. Ich wohne hier in einem geräumigen prachtvollen Herrenhause das in einem schönen Garten steht unweit der Praya grande. Die Eigenthümer, welche es nicht verkaufen wollen, haben es um einen Spottpreis, um vierzig Dollar monatlich, an einen europäischen Kaufmann vermietet dessen Familie hier die Sommermonate zubringt! Im Besitz eines Chinesen würde es mindestens den doppelten Werth haben.

Die Ursachen des Verfalles sind die chinesische Konkurrenz und die Eröffnung der Treaty-Ports.*)

Alles hat sich also zum Untergange Makao's verschworen. Und doch war es das große Emporium der ersten portugiesischen Kaufherren und, seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Brennpunkt katholischer Wissenschaft und katholischen Lebens im äußersten Osten. Noch heute ist es das, schwache, Band welches die portugiesische Mischrasse mit der christlichen Gesellschaft verbindet.

*) Siehe S. 191.

Ich empfang heute mehrere Besuche. Der Gouverneur Vice-Admiral Sergio de Souza scheint seine Beliebtheit zu verdienen. Ihm verdankt Makao die gut erhaltenen Straßen und alle andern Vortheile einer trefflich gehandhabten Aedilität. Viel Sorge verursacht ihm die Auswanderung der Kuli. Nach Möglichkeit sorgt er für das Wohl dieser Menschen.

Die Kaufleute welche ich sah sprachen mit Gereiztheit über die Stockung des Handels: „Kanton“, sagten sie mir, „ist ganz gesunken, und Makao war so zu sagen nur eine Succursale Kantons. Die Schiffe welche dort schwarzen Thee eingenommen vervollständigten hier ihre Ladung. Aber der Thee kommt jetzt weder nach Kanton noch nach Makao, sondern sucht die Häfen des Yang-tse-kiang. Also keine Schiffe, kein Thee, keine Geschäfte. Der Kulihandel allein gibt Profit, aber Leute die sich achten, Engländer und Deutsche, nehmen hieran keinen Theil. So weit hat uns die Schwäche und Engherzigkeit der englischen Regierung gebracht. Wir brauchen eine kräftige Politik.“ Also jemehr man leidet, desto kriegerischer wird die Stimmung. In den Augen dieser Kaufleute ist das einzige, das sichere Heilmittel der Krieg.

Ich besah die Barrancôes heute sehr eingehend. Es ist ein blutroth getünchtes Gebäude welches mehrere Säle enthält. In letzteren belehren große Maueranschläge die Kuli über die Bedingungen unter welchen sie sich nach Peru oder nach der Havana verdingen können. Bei ihrer Ankunft vom Festlande werden sie in den Barrancôes eingesperrt, sodann in einem dieser Säle versammelt. Man liest ihnen die Bedingungen vor und befragt sie zu wiederholten Malen ob sie noch immer zur Auswanderung entschlossen seien. Sodann haben sie ihre endgiltige Einwilligung vor dem Notar abzugeben. Ist dies geschehen, so sind sie gebunden. Viele nehmen im letzten Augenblicke ihr Wort zurück. Erst unlängst verlangten von Achthundert Fünfhundert nach ihrer Heimath zurückgeschickt zu werden. Da sie das verhängnißvolle Jawort noch nicht gesprochen hatten, wurde dem Begehren willfahren. Die Angeworbenen werden an Bord gebracht. Diese Einschiffungen finden dreimal in der Woche statt. Die Schiffe; meist Schnellsegler, verlassen die Rhyede sobald ihre Ladung vollständig ist, dubliren, je nach ihrer Bestimmung, Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung und bringen gewöhnlich drei Monate auf der Ueberfahrt zu. Nächstens werden Dampfer die Segelschiffe ersetzen. Dem Gouverneur liegt es ob darüber zu wachen daß die gesetzlich festgestellte Anzahl der Einzuschiffenden nicht überschritten werde.

Unparteiische Zeugen bestätigen daß Admiral Souza angelegentlich bemüht ist unfreiwillige Einschiffungen hintanzuhalten. Zu diesem Ende begünstigt er eine Uebung welche, am Ende der Reise, für jeden in guter Verfassung ausgeschifften Kuli dem Kapitän eine Prämie von einem Pfund Sterling und seinem ersten Officier von fünf Schillingen zusichert. Aber die menschenfreundlichen Bestrebungen des portugiesischen Gouverneurs, so wie die strengen Maßregeln der chinesischen Behörden welche jeden in ihre Hände fallenden Werbeagenten ohne Weiteres hinrichten lassen, werden häufig vereitelt durch die Käuflichkeit der Unterbeamten, durch die Bestechung welche die „Brokers“, fast immer Spanier und Portugiesen, zu üben wissen, insbesondere aber durch die Schiffskapitäne selbst. Letztere verlassen Makao nachdem sie ihre normale Ladung Menschenfleisch eingenommen haben; aber statt ihren Kurs nach Amerika zu nehmen, laufen sie an irgend einem nahen verlassenen Punkte der Küste an. Dort harren ihrer chinesische Werber mit einem neuen Vorrathe unfreiwilliger Auswanderer welche unbarmherzig in die unteren Schiffsräume gesteckt werden.

Die Agenten oder Beherer wenden verschiedene Kunstgriffe an. Eine häufig gebrauchte List ist folgende. Der Werber geht von Dorf zu Dorf, jammert über die schlechten Zeiten, spricht von dem glücklichen Loose der Brüder

in Amerika und erzählt daß er zur Auswanderung entschlossen sei. Er findet Glauben, beredet Einige oder Mehrere ihm zu folgen und bringt sie nach Makao. Dort vollzieht er mit ihnen in den Barrancôes die vorgeschriebenen Förmlichkeiten. Den Schluß derselben macht die endgültige Zusage. Zu diesem Zwecke treten die Kuli, zwischen Geländern wie man deren an unsern Theatern und in den Bahnhöfen sieht hintereinander gehend, vor den Notar um die bindende Erklärung abzugeben. Der Werber ist zu artig um den Vortritt zu beanspruchen. Er will in seiner Demuth der letzte sein. Während sie sich langsam dem Schreibpulte nähern macht er sich aus dem Staube.

Von dem Sklavenhandel dürfte sich das Kuligeschäft in moralischer und physischer Beziehung kaum wesentlich unterscheiden. Vielleicht hatten die Neger, während der immer grauenhaften Ueberfahrt, etwas mehr zu leiden; aber am Orte ihrer Bestimmung angelangt fanden sie, wenn nicht in der Menschlichkeit so doch im Interesse ihres Eigenthümers der sein Kapital nicht verlieren wollte, eine gewisse Bürgschaft verhältnißmäßigen Wohlseins. Die Kuli entbehren dieser Gewähr; und ihr Loos ist, wie man mir sagt, auch deshalb beklagenswerther weil sie einer der schwarzen weit überlegenen Rasse angehören.

Bekanntlich hat Camões die Lusiaden in Makao gedichtet. In einem noch in seiner Verwahrlosung wunderbaren Garten, zwischen natürlichen Felsen und alten Bäumen, zeigt man auf einer Anhöhe die Grotte des Sängers. Ein einsames entlegenes Plätzchen. Die Stille nur unterbrochen durch das Flüstern der Zweige. Mit Entzücken streift das Auge über Wasser und Land hin, über die Stadt, die Küste, den Archipel. Wie sollte man da nicht Tasso's gedenken und seiner Eiche in San Onofrio. Eine letzte trübe wehmüthig schöne Analogie zwischen den beiden hart geprüften Zeitgenossen!

Auf einem Steine wurden einige Verse aus den Lusiaden eingegraben: Klagen über königlichen Undank. Man hätte besser wählen können. Warum das Interesse für Camões auf die Entbehrungen des armen Edelmannes beschränken? Warum nicht lieber dem Barden folgen in die lustige Höhe des Parnas? Dort, unter seinen Pairs, feiert er die glänzendsten Triumphe. Die Begeisterung, das Bedürfniß zu dichten wie die Nachtigall singt weil sie muß, die Vaterlandsliebe, die Treue für das angestammte Königshaus entlockten seiner Leier ihre bezaubernden Töne, und nicht der Durst nach Hofgunst, das Verlangen nach etwas Geld oder nach einem Bande. Wenige Schritte von der Grotte befindet sich ein Gewölbe durch dessen Spalten der Poet, einer Sage nach, die Sterne beobachtete. Armer

Camões, dein Stern erblich damals, aber er erschien wieder am Himmel wo er leuchten wird bis an das Ende der Zeit.

VIII.

Auf der Heimfahrt.

Vom 6. December bis 13. Januar (1872).

Abreise von Hongkong. — Die Missionäre in China. — Europäische Beziehungen zum Reiche der Mitte. — Ankunft in Marseille.

(6. December.) Genau um Mittag dampfte der Tigre, Kapitän Boilève der Messageries Maritimes, aus dem Hafen von Hongkong. Der jetzt herrschende Nord-Ost-Monsoon läßt uns hoffen Marseille in achtunddreißig Tagen zu erreichen.

Dem „äußersten Osten“ Lebewohl sagend, fühle ich mich wie bestürmt von angenehmen Erinnerungen. Ich gedenke der freundlichen Aufnahme die mir dort zu Theil ward und bemerke jetzt erst daß ich, mit Ausnahme der ersten Tage in Yokohama und der Reisen im Innern, seit ich San Francisco verließ in keinem Wirthshause geschlafen habe.

In Europa ziehe ich das Hotel vor; aber hier ist dies

anders. Eure Freunde entdecken Eure Reisepläne und verständigen hievon ihre Korrespondenten in den anderen Häfen. Der Dampfer läuft ein. Eine Flottille von Sampanen, von kleinen Rähnen und Nachen aller Art umgeben ihn sofort. Ein schmucker Gig nähert sich; die Matrosen tragen Livree; am Steuer sitzt, sein Cherut im Munde, ein junger Elegant, weiß gekleidet vom Wirbel bis zur Zehe. Er stürzt an Bord, sucht, errathet, entführt Dich. Deine Boys und seine Boys sorgen für das Gepäck. Nun bist Du gelandet und in einem schönen durch die Veranda etwas verdunkelten Zimmer untergebracht. Das Bad ist bereit, die Toilette alsbald gemacht, das Diner angesagt. Im Salon erwartet Dich die Frau vom Hause in großer Toilette. Meist jung, oft hübsch, immer liebenswürdig, weil offenbar erfreut über den Besuch. Jedermann ist es; denn Deine Ankunft unterbricht die Monotonie, diese Geißel des kolonialen Daseins. Ein frisch ausgeschiffter Europäer der gekommen ist um sich zu unterhalten und nicht um Anderen Konkurrenz zu machen, dieser seltene Vogel, ist gewiß willkommen. Ich verweile nicht bei den materiellen, übrigens nicht zu unterschätzenden Genüssen dieser schönen oft fürstlichen Gastfreundschaft. Ich hebe besonders die geistigen Vorthelle hervor. Du bist mit Einem Male in den Familientreis eingelassen und zugleich in eine neue Welt versetzt. Jeder Tag ist reich an neuen Eindrücken

und Beobachtungen. Man rechne nur die Stunden nach die der Reisende in unseren Hotels allein zubringt und die, insofern es sich um Belehrung handelt, zu den verlorenen gehören. Hier vom Morgen zum Abende bist Du nie allein, und Du hörst von nichts sprechen als von lokalen Angelegenheiten die sich auf China oder Japan beziehen und die Dich eben interessiren da Du um ihretwillen gekommen bist. Während Dein Hauswirth auf seiner Kanzlei oder in seinem Kontor arbeitet, schwäzeest Du mit seiner Frau oder gehst mit ihr spazieren, oder Du spielst mit ihren Kindern oder nimmst bei der chinesischen Bonne im bitchen english Unterricht. Kurz Du hörst nur vom Reiche der Mitte oder von dem der aufgehenden Sonne sprechen. Zu jeder Stunde bist Du dort.

Die Ueberfahrt gibt Zeit und Stimmung zu einem Rückblick auf das Gesehene. Wie steht es mit den beiden in den Treaty-Ports so viel besprochenen großen Fragen: den Missionären und den künftigen Beziehungen Europa's zu China?

* * *

Unerachtet der Bemühungen der französischen Regierung durch ihren Gesandten Herrn von Lagrenée ein Toleranzedikt zu Gunsten der Christen zu erlangen, blieb unser Glaube im Reiche der Mitte auf das Strengste ver-

pönt. Die Missionäre welche das Evangelium predigten, die Eingeborenen welche die Taufe empfangen waren nach wie vor die Opfer periodischer Verfolgungen und ununterbrochener Plackereien. Ihr Schicksal, ihr Vermögen, ja selbst ihr Leben lagen in den Händen des Mandarins. Das Beste, das Wünschenswertheste für sie war, daß er ihr Dasein vornehm ignorirte.

Die von China mit England und Frankreich geschlossenen Verträge von Tien-tsin und die nachträglichen Konventionen von Peking haben diese Zustände gründlich verändert.*)

„Die christliche Religion,“ sagt der achte Artikel des englischen Vertrages, „so wie sie von den Protestanten und den römisch-katholischen Christen geübt wird, empfiehlt dem Menschen tugendhaft zu sein und Andere zu behandeln wie er selbst wünscht behandelt zu werden. Daher werden jene welche diese Religion lehren Anspruch auf den Schutz der chinesischen Behörden haben und nicht verfolgt oder (in ihrem Berufe) behindert werden können, so-

*) Der englische Vertrag wurde zu Tien-tsin am 26. Juni 1858 unterzeichnet, die nachträgliche Konvention in Peking am 24. Oktober 1860; der französische Vertrag zu Tien-tsin am 27. Juni 1858, die nachträgliche Konvention zu Peking am 25. Oktober 1860.

fern sie ihren eigenen Geschäften friedlich nachgehen und ihnen keine Uebertretung der Gesetze zur Last fällt."

Der viel eingehendere dreizehnte Artikel des französischen Vertrages lautet folgendermaßen:

„Da die christliche Religion zum Zwecke hat den Menschen tugendhaft zu machen, so werden die Angehörigen aller christlichen Glaubensgenossenschaften vollkommene Sicherheit genießen sowohl für ihre Personen, als für ihr Eigenthum und die freie Ausübung ihrer Religion; auch wird den sich friedfertig in das Innere begebenden, zu diesem Ende mit regelmäßigen Pässen versehenen Missionären wirksamer Schutz geleistet werden. Die Behörden des chinesischen Reiches werden Niemanden in dem Rechte behindern welches Jedermann in China besitzt, nämlich in dem Recht, die christliche Religion freiwillig anzunehmen und auszuüben ohne deshalb in Strafe zu verfallen.“

Der sechste Artikel der Zusatz-Konvention von Peking fügt zu diesen Bestimmungen eine wichtige Klausel: „die religiösen Niederlassungen der Christen und ihre wohlthätigen Anstalten, welche zur Zeit der Verfolgungen unterdrückt und eingezogen wurden, sollen den ehemaligen Eigenthümern mit den Kirchhöfen und sonstigen dazu gehörigen Gebäuden zurückerstattet werden.“

Die Gesamtzahl der katholischen Chinesen im ganzen Reiche wird, gewiß sehr willkürlich, auf eine halbe, auf

eine, auf zwei Millionen veranschlagt. Die bedeutendsten christlichen Gemeinden befinden sich in den Provinzen Sze-chuen, Kiang-su, Ngan-hwei und Chi-li. Ungefähr fünfhundert europäische Missionäre, deren drei Viertel Franzosen sind, und hundertsechzig bis zweihundert chinesische Priester üben die Seelsorge aus. Folgendermaßen sind sie über das Reich vertheilt.

Priester der Mission étrangère de Paris (sämmtlich Franzosen) in den Provinzen Kwang-tung und Kwang-si (in letzterer haben sie wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung bisher noch nicht festen Fuß gefaßt); in Sze-chuen, Yünan und Kwei-chow; überdies in der Mandjurei und in Thibet. Aus Korea wurden sie vertrieben.

Die Dominikaner (Spanier) in Fuh-kien, Hunan und auf der Insel Formosa.

Die Priester der „Kongregation von der Mission genannt Lazaristen“ (Franzosen) im Che-kiang, Nord-Chi-li (Peking), West-Chi-li und Kiang-si.

Die Jesuiten (Franzosen und einige Italiener) in Kiang-su, Süd-Chi-li und Ngan-hwei.

Die Franciskaner (Italiener) in Shan-sie, Shen-su, Kang-su und Hu-peh.

Die Priester der römischen Propaganda Fidei (Italiener) in Honan, wo sie jedoch bisher, gleichfalls wegen der feindseligen Haltung des Volkes, nicht eindringen konn-

ten; auf der Insel Hongkong und in dem zur Provinz Kwang-tung gehörigen Distrikte Se-non.

Die Priester der belgischen „Kongregation für die Missionen in China“ (Belgier) in der Mongolei.

Die Schwestern vom heiligen Vincenz de Paula (Französinen) in Peking, Ning-po, Shanghai, Hang-chow (Chekiang) und auf den Inseln Chusan.

Die Karmeliterinnen in Shanghai.

Die Hilfschwestern der armen Seelen im Fegefeuer (Französinen) in Sü-kia-wei.

Die Schwestern des heiligen Paul von Chartres (Französinen) in Kanton, seit dem Tien-tsiner Blutbade, in Hongkong.

Die Schwestern von Canossa (Italienerinnen) in Hongkong.

Die italienischen Schwestern in Hang-kow am Yangtse-kiang.

In jeder Provinz gibt es ein General-Bikariat. Sze-chuen und Chi-li zählen deren drei. Je nach der Anzahl der Priester und der Christenheiten, ist jedes Bikariat in mehrere Distrikte getheilt.

Die in Rom residirende Propaganda Fidei bildet das Band zwischen den Missionen und dem heiligen Stuhl. Der General-Prokurator, gegenwärtig Pater Raimondi, der seinen Sitz in Hongkong hat, unterhält den Verkehr

zwischen Rom und den apostolischen Vikariaten. Seine Briefe erreichen die entferntesten Bischofsitze binnen dritthalb Monaten.

Die chinesischen Priester gehören sämmtlich altchristlichen das heißt Familien an welche seit zwei- oder dreihundert Jahren katholisch sind. Neophyten werden nur in Folge einer, selten erbetenen, noch seltener gewährten, Dispens zur Priesterweihe zugelassen. Die eingeborenen Priester schildert man als gläubig, dem Studium ergeben, meist eifrig, aber ohne Thatkraft, schüchtern und unfähig eine „Christenheit“ zu leiten. Sie lieben und suchen theologische Diskussionen; aber, mehr spitzsindig als tief, erheben sie sich in der Wissenschaft selten über eine gewisse Grenze. Die Ueberlegenheit der europäischen Missionäre fühlen sie, zuweilen nicht ohne einige Bitterkeit; aber sanft und mit Klugheit behandelt, sind sie treffliche Gehilfen. Allgemein wird ihnen Sittenreinheit nachgerühmt. Die höheren Stellen der Hierarchie, wie Bischofsitze, blieben ihnen bisher verschlossen.

Die eingeborenen Klosterfrauen sind sehr gute Wesen die sehr wohlthätig wirken aber einer beständigen Leitung bedürfen.

Damit eine Mission gedeihe ist es nöthig daß die ihr angehörigen Missionäre unter einander in häufigem und regelmäßigem Verkehre stehen. In vielen Provinzen ist

dies wegen der ungeheuren Entfernungen geradezu unmöglich. Aber bei Errichtung neuer Missionen wird darauf Bedacht genommen daß die Kirchsprengel an einander grenzen und die Priester sich ein- oder zweimal im Monate sehen können.

Die Katechumenen werden als die Pioniere des Christenthums benutzt. Sie gehen von Dorf zu Dorf, erregen zuerst Neugierde, dann Interesse, beantworten die an sie gestellten Fragen und lassen zuweilen dauernde Spuren ihrer vorübergehenden Erscheinung zurück. Ihnen folgen eingeborene Priester; sie beginnen den Unterricht und suchen die gute Stimmung zu erhalten. Erst wenn der Boden gehörig vorbereitet, begeben sich die Missionäre an Ort und Stelle, vollenden die Belehrung, verleihen die Taufe und gründen eine „Christenheit“. In Betreff des weiblichen Geschlechtes liegen die Vorarbeiten den einheimischen Schwestern ob. Sie gehen wie die Katechumenen zu Werke, versammeln die Frauen und jungen Mädchen des Dorfes in dem Hause eines Freundes, erklären die Grundwahrheiten des Glaubens, erwecken den Wunsch der Belehrung. Ist ihre Sendung bis zu einem gewissen Grade gelungen, so erscheinen die Missionäre, vervollständigen den Unterricht und ertheilen die Taufe. Die Neophyten sind selten eifrige Katholiken, aber sie bleiben treu so lange sie in ihrer Gemeinde leben. Diejenigen welche viel reisen, lange

Zeit vom Hause abwesend sind oder sich in heidnischen Gegenden niederlassen, verlieren leicht den Glauben, fallen aber selten ausdrücklich von ihm ab. Die alten Christen hängen dagegen an ihrer Religion. In Sze-huen, wo sie sehr zahlreich sind, haben sie das Gefühl ihrer Stärke und vertheidigen sich tapfer, zuweilen mit gewaffneter Hand, gegen die Nachstellungen der Literaten.

Jedermann kennt die Gefahren welchen das Apostolat in China ausgesetzt ist. Weniger bekannt ist die elende ärmliche Lebensart der Missionäre und der Schwestern. Furchtbar mäht der Tod in den Reihen dieser muthigen Männer, dieser opferwilligen Frauen. „Wir kamen,“ sagte mir ein Missionär, „vor zehn Jahren aus Europa; mit den sechs Schwestern waren wir vierundzwanzig. Sie sind alle todt bis auf vier, deren einer ich bin. Die Diplomaten und Konsuln ertragen den Aufenthalt in China ganz wohl. Die große Sterblichkeit unter uns kann also nicht dem Klima zur Last gelegt werden, sondern unserer Lebensart, der chinesischen Kost, dem Mangel an ärztlicher Hilfe und den vielen Entbehrungen.“

Während meiner Reisen in China bildeten die Missionäre das allgemeine Tagesgespräch der Ausländer. Das Memorandum des Prinzen Kung *) und die Tien-tsiner

*) Es bildet eine Beilage des Rundschreibens des Fungli-Damen vom 9. Februar 1871.

Mordthaten hatten die Priester und Schwestern auf die Tagesordnung gesetzt. Jedermann, die chinesische Regierung, die Missionäre selbst, endlich die Vertreter der christlichen Mächte gaben ihre Meinung über die „Missionsfrage“ ab.

Hören wir sie!

Zunächst die Ansicht der Trade-Ports. Niemand hat sie noch besser zusammengefaßt als Herr Medhurst in seinem bereits von mir citirten Buche.*) Herr Medhurst ist Engländer und Protestant.

„Es ist jetzt Mode,“ sagte er, „sich über die protestantischen Missionäre zu beklagen und sie zu ihrem Nachtheile mit den römisch-katholischen Priestern zu vergleichen. Dies ist eine Ungerechtigkeit. Ich werde keine solchen Parallelen ziehen, sondern einfach die Wirksamkeit der Theile prüfen. . . . Die katholischen Missionäre, obgleich sie im Vergleich zu den protestantischen Legion sind, lassen sich wenig sehen. Ihr System besteht darin daß sie, gleich nach ihrer Ankunft, so weit als möglich in das Innere dringen, jede Berührung mit den europäischen Kaufleuten vermeiden, sich als Chinesen verkleiden und ihren Beruf

*) The foreigner in far Cathay. Der Leser wolle mir geneigtest den Anachronismus nachsehen den ich begehe indem ich in ein im Jahre 1871 geschriebenes Tagebuch Citationen aus einem 1872 erschienenen Buche aufnehme.

im Dunkel und ohne Unterlaß in den verschiedenen Stationen üben welche ihre Vorgänger und Brüder seit Jahren wenn nicht seit Jahrhunderten besaßen. Ihre Aufopferung ist merkwürdig, ihre Erfolge erstaunlich, und ich gehöre zu jenen welche glauben daß sie sehr viel Gutes thaten und noch thun. Sie suchen durch die Erziehung Proselyten zu machen, ein nothwendiger Weise langsames Verfahren, aber gerechtfertigt durch die zahlreichen und soliden Befehrungen. In den Städten oder Dörfern wo sich eine römische Mission befindet gibt es immer einen Kern christlicher Familien in denen sich der Glaube von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, und oft war ich überrascht durch die Ruhe und das ehrbare Wesen welche man in diesen Gemeinden findet, besonders wenn man sie vergleicht mit der sie umgebenden heidnischen Bevölkerung, sowie durch den Gehorsam und die Anhänglichkeit welche die Befehrten für ihre geistlichen Väter, so nennen sie die Priester, stets an den Tag legen.“

Herr Medhurst mißbilligt die, oben gegebenen, Bestimmungen der französischen Verträge. Den katholischen Priestern, meint er, die bisher gewissermaßen im Verborgenen wirken mußten, sei in Folge dieser großen Zugeständnisse der Kamm geschwollen. Sie verlangen Rückstellung von Gütern welche vor langen Jahren und aus politischen Gründen eingezogen wurden; sie maßen sich

eine Gerichtsbarkeit über die eingebornen Glaubensgenossen an und ermuthigen diese ihre Pflichten als chinesische Unterthanen nicht zu erfüllen.

Die Missionäre, die katholischen wie die protestantischen, begehen auch einen Fehler durch Erbauung prachtvoller Kirchen und hoher Thürme, wodurch gewisse chinesische Vorurtheile verletzt werden.

Endlich tadelt der Verfasser an den barmherzigen Schwestern daß sie durch Aufnahme von Kindern in ihre Waisenhäuser den Feinden der Ausländer willkommenen Stoff zu verleumderischen Gerüchten gewähren.

Anderer Stimmen, weniger gemäßigt als Herr Medhurst, sprechen überhaupt den Missionen jede praktische Nützlichkeit ab. Doch auch sie, wie Jedermann, wie alle jene mit denen ich hierüber sprach, bestätigen die große Ueberlegenheit der katholischen über die protestantischen Missionäre. Die ersten katholischen Anstalten entstanden vor dreihundert Jahren. Der Unterricht und die Verbreitung des Glaubens wurden nie ganz eingestellt, und unter den zahlreichen über das ganze ungeheure Land zerstreuten Christenheiten gibt es einige sehr bedeutende. Die römischen Missionäre kennen China besser als irgend Jemand, und durch sie erhält man aus den entferntesten und unzugänglichsten Punkten des Reiches die besten und verläß-

lichsten Nachrichten.*) Alles dies gibt man gerne zu. Aber man fürchtet daß die Missionäre zu große Ansprüche erheben, dadurch die Mandarine in üble Stimmung versetzen und so, mittelbar, dem Handelsverkehr Nachtheil zufügen.

Wozu, sagt man, die Verkündigung des Evangeliums? Die Chinesen verstehen es nicht. Sie sind nicht reif für die Dogmen des Christenthums. Man lasse die Zeit wirken. Zuerst werde civilisirt und dann gepredigt und bekehrt! Schon fiel die große Mauer welche China umfing. Unsere Kanonen haben die erste Bresche hineingeschossen. Ein neues Element drang in das erst noch verlassene, jetzt immer mehr und mehr sich erschließende Land. Dies neue Element sind wir. Wir bringen den Chinesen unsere Ideen, wir geben ihnen das Beispiel der Sicherheit, der gut gepflasterten gefegten erleuchteten Straßen, der Eisenbahnen und Telegraphen. Hiezu tritt der Einfluß der aus Amerika, Australien und unsern Ansiedlungen in der Meerenge von Malacca zurückkehrenden Chinesen. Sie haben dort, bis zu einem gewissen Grade, den Geschmack,

*) Indem Herr Wade Lord Granville die Proklamation des Prinzen Kung über die Tien-tsiner Vorfälle einschickt, fügt er hinzu: „Wir werden durch die römischen Missionäre erfahren, in welchem Maße die Proklamation verbreitet wurde.“ Blue Book. China No. 1. (1871) S. 222.

die Ideen, die Gewohnheiten der Europäer angenommen. Das sind die wahren Missionäre. Wenn die Chinesen hinlänglich aufgeklärt sein werden um über ihren Aberglauben zu lachen, so werden sie sich vielleicht taufen lassen. Wenn die katholischen Missionäre statt zu predigen, die protestantischen statt die Bibel zu verkaufen, kleine Flugschriften mit Abhandlungen über nützliche Kenntnisse, über Physik und Mechanik, illustrierte Zeitungen und dergleichen verbreiteten, so würden sie weit kräftiger als durch ihr jetziges Verfahren zur Umwandlung dieser Nation beitragen.

Wenn ich antworte: „Aber die Auswanderer kommen aus Kalifornien*), aus Australien, aus Singapore als größere Fremdenhasser zurück als sie bei ihrer Abreise nach jenen Ländern waren“, so lächelt und schweigt man. Indes, nicht Jedermann theilt diese Selbsttäuschungen. „Ich habe immer gefunden“, sagt Herr Medhurst**), „daß der Chinese durch die Berührung mit den Fremden nicht besser wird. Die herrschenden Klassen dulden uns, aber mit Freuden würden sie den Tag begrüßen an dem sie die letzte unserer Faktoreien vernichtet, das letzte unserer Schiffe von ihren Küsten verwiesen sähen. Die Emigranten verfallen nach ihrer Rückkehr immer wieder, ihrem Instinkte

*) Siehe I. Band, Seite 247—254.

**) The foreigner in far Cathay S. 176.

folgend, in die alte Lebensweise und betrachten ihren Aufenthalt im Auslande als eine glücklich überstandene Prüfung. Selbst die Chinesen von Rang welche in neuester Zeit Europa gewissermaßen in diplomatischer Mission besuchten schienen durch das was sie dort sahen wenig berührt und verriethen nicht das geringste Verlangen nach den Fortschritten und Errungenschaften der Civilisation.“ Der Verfasser führt Chung-hou an, den dem Leser bekannten Ober-Kommissar in Tien-tsin. Er war gegenwärtig bei seiner Einschiffung an Bord eines prachtvollen Dampfers der französischen Messagerie und besuchte ihn später in London in einem großen Appartement des Grosvenor-Hotel. Bei beiden Anlässen schien der chinesische Reisende den Luxus der ihn umgab nicht zu bemerken. Eben so wenig hätte er sich über die elende Unterkunft in einer Djonke oder in einer chinesischen Herberge gewundert. Herr Medhurst meint daß diese Nation geistig unfähig ist sich von den ererbten Ansichten, Vorurtheilen und Gewohnheiten loszureißen.

Also: das Publikum in den „Häfen“ will daß sich China civilisire; es bezweifelt die Nützlichkeit der Missionen; es hat eine hohe Meinung von den persönlichen Eigenschaften der katholischen Missionäre, aber es betrachtet sie als eine Quelle der Verlegenheit. Die Klosterfrauen werden, wie dies auch Herr Medhurst that, wegen ihrer an-

geblichen Unvorsichtigkeit getabelt und wegen ihrer übrigen Eigenschaften und ihres Lebenswandels bewundert. Dies ist in China, wenigen Ausnahmen abgerechnet, die Generalbilanz der katholischen Missionäre in den Faktoreien.

Die protestantischen Missionäre sind nicht beliebter als die katholischen, vielleicht noch viel weniger. Man beschuldigt sie sich an Handelsunternehmungen zu betheiligen, zu viel an das zeitige Wohl ihrer Familien und die irdischen Güter dieser Welt zu denken und die Konsulate durch unablässige Reklamationen zu belästigen. Als Beispiel führt man an daß sie im verflossenen Jahre nicht nur für die Verwüstung ihrer Kapellen in Tien-tsin, sondern auch für den *lucrum cessans* ihres durch die Unruhen beeinträchtigten Bibelverkaufes Entschädigung beanspruchten.

Herr Medhurst der weniger als die meisten Residenten gegen sie eingenommen ist sagt von ihnen: „Die protestantischen Missionäre sind fast alle verheirathet, lassen sich in den offenen Häfen nieder, bauen sich in der Concession oder in der Nähe derselben Häuser im europäischen Style und leben mehr oder weniger im Umgange mit den Fremden. Obgleich sie ihre Enthaltung von Handelsgeschäften nachzuweisen suchen, so sind die Eingeborenen doch überzeugt daß sie Handel treiben. Ich habe gesagt daß sie verheirathet sind. Gewiß, meine Absicht ist nicht mich

gegen den Ehestand auszusprechen oder das Cölibat anzupreisen, um so weniger als ich mehr als ein Ehepaar kenne welches gemeinsam viel Gutes wirkt. Demungeachtet glaube ich daß in China unverheirathete Männer und Frauen sich vorzugsweise für den Missionsberuf eignen Sie können ihre ganze Zeit dem Apostolate widmen, mit größerer Leichtigkeit den Umgang mit den Europäern meiden und ihren Wohnsitz unter den Eingebornen nehmen. Auch werden sie sich bei diesen eher in Gunst und Ansehen setzen weil der Chinese die Ehelosigkeit als ein Hauptelement der Selbstaufopferung betrachtet.“

Der Verfasser zollt übrigens den Organen der verschiedenen Bibelgesellschaften volle Anerkennung. Ich habe nur wenige Männer dieses Standes begegnet, und die ich sah erfreuten sich eines guten Rufes und schienen ihn zu verdienen. Die Zahl der Bekehrungen zum Protestantismus ist verschwindend klein, aber wenn die englischen, amerikanischen und deutschen Missionäre wenig Schafe in die Hürde führen, so haben sie, jedenfalls, in den letzten vierzig Jahren für Verbreitung der Kenntniß von China in Europa Bedeutendes geleistet.

Ich habe in Vorstehendem die in den Faktoreien herrschenden Ansichten über die Missionen sämtlicher Glaubensbekenntnisse, der Wahrheit getreu, jedenfalls nach bestem Wissen und Gewissen, zusammengestellt. Die Kauf-

leute kommen um reich zu werden, die Priester und Schwestern um die Seelen zu retten. Die Standpunkte sind verschieden, die Auffassungsweise desgleichen. Man lebt in verschiedenen Welten. Man versteht sich also nicht. Wen könnte dies Wunder nehmen?

Nun gehe ich zu den Beschwerden der chinesischen Regierung über. In seinem berühmten Memorandum hat sie Prinz Kung zusammengestellt.*)

Die Vertragsbestimmungen über den Handelsverkehr geben, heißt es daselbst, ziemlich gute Resultate. Dagegen haben die die Missionäre betreffenden Klauseln ihren Zweck verfehlt, ja sogar die guten Beziehungen mit den Ausländern gefährdet.

Die Missionäre taufen Gute und Böse, sogar Rebellen. Sie unterstützen die unbegründeten Anforderungen schlechter Menschen. Daher die Unpopularität der katholischen Religion. Die Nation unterscheidet nicht zwischen Katholiken und Protestanten, noch zwischen Fremden und Fremden. Umsonst versuchte die Regierung das Publikum aufzuklären. China ist ein großes Reich!

Schon vor den Tien-tsiner Ereignissen habe die stei-

*) Wie bereits bemerkt, vom 9. Februar 1871. Schon zwei Jahre vorher, am 26. Juni 1869, hatte er an Sir R. Mcd., damals britischer Gesandter in Peking, über denselben Gegenstand eine Note gerichtet.

gende Erbitterung gegen die Verbreitung des Christenthums die Aufmerksamkeit der Regierung erregt. In Folge dieser Ereignisse seien Mandarine in das Elend geschickt, mehrere Uebelthäter hingerichtet, Entschädigungen gezahlt worden. Wenn aber solche Ausbrüche des Volksunwillens sich erneuern sollten, so würde die Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen dieselben immer schwieriger werden.

Bisher haben die Ober-Beamten, die chinesischen sowohl als die fremden, zu Palliativmitteln ihre Zuflucht genommen, was ein Fehler war. Die Fremden verlangen und China gewährt Maßregeln zur Beseitigung der Schwierigkeiten des Augenblickes. Die Anforderungen der Fremden sind oft unzulässig und scheinen darauf angelegt China in eine falsche Lage zu versetzen. Die chinesische Regierung wünscht daß die Missionäre sich den in andern Ländern bestehenden Vorschriften zu unterwerfen haben; daß sie die Landesgesetze beobachten, und daß ihnen untersagt werde sich Vorrechte anzumassen die ihnen nicht gebühren, Aergerniß zu geben und (eine Anspielung auf die Waisenhäuser) ihre Handlungen in Geheimniß zu hüllen. In jeder Beziehung sollte ihr Benehmen den von ihnen gepredigten Grundsätzen entsprechen. Dies sei aber nicht der Fall. Im Gegentheile, sie bedrücken die Nicht-Christen und erbittern das Volk durch ihre Lästereien des Konfucius. Sie veranlassen die Christen sich ihren Unter-

thanspflichten zu entziehen und die Steuern zu verweigern: sie vertreten vor Gericht die Sache der Widerspenstigen lösen Eheversprechen, mischen sich in Familienangelegenheiten und stiften, aus eigennützigen Beweggründen, Unfrieden. Sie belästigen die Behörden durch ihre oft übertriebenen Forderungen und entblößen sich nicht die Christen dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Einige bedienen sich sogar in ihren Korrespondenzen eines Siegels und legen sich Titel bei die ihnen nicht gebühren. Endlich mißbrauchen sie den Artikel VI der französischen Konvention um die Rückgabe ehemaliger Kirchengüter zu verlangen, ohne alle Rücksicht auf die Stimmung des Publikums und auf den heut zu Tage bedeutend höhern Werth der reklamirten Grundstücke. Sie bilden einen Staat im Staat Ermuthigt durch die strenge Bestrafung der schuldigen Dien-tfäner, glauben sie sich Alles erlaubt. Die Folge kann ein Volksaufstand sein welchen die Regierung schwerlich zu bemeistern vermögen wird. Groß wäre die Verantwortlichkeit der Mächte wenn sie sich weigerten, gemeinsam mit China, für ähnliche Fälle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Daher schlägt der Ministerrath vor:

Die gänzliche Aufhebung der Orphelinate; wenn dies nicht zugegeben würde, Ausschluß der nichtchristlichen Kinder; jedenfalls Abfassung von Listen auf welchen die

Kinder verzeichnet wären; ungehinderte Zulassung der sie besuchenden Verwandten und Freunde. Das jetzt beobachtete Geheimniß erzeuge Verdacht. Das Volk glaube nun einmal daß den Kindern das Herz und die Augen ausgerissen würden. Uebrigens gebe es in China Waisenhäuser im Ueberfluß und daher keinen Grund für den Bestand christlicher Orphelinate.

Den Weibern solle untersagt werden dieselben Kapellen wie Männer zu besuchen, ebenso Missionärinnen zu sein.

Christen welche als schlechte Subjekte bekannt sind sollen aus der Gemeinde ausgestoßen werden. Auch werden periodisch revidirte Listen verlangt auf welchen die Namen der Glieder einer jeden Christenheit verzeichnet seien, sowie neue Paßvorschriften in Betreff der Missionäre.

Also: die im Innern lebenden Missionäre werden beschuldigt sich eine halb amtliche, die der Provinzialmandarine ähnliche Stellung anzumassen; die Amtsbefugnisse der letzteren in Betreff der eingeborenen Christen in Frage zu stellen; diese der Landes Gerichtsbarkeit zu entziehen und, in Folge dessen, Leute von bösem Lebenswandel anzuloden; Kinder für die Orphelinate zu werben und zwar mit Anwendung verbotener Mittel und gegen den Willen der Eltern. Diese Anklage richtet sich indirekt auch gegen die Gesandtschaft und die Konsulate Frank-

reichs indem sie sie verdächtigt den überspannten Anforderungen der katholischen Priester insgeheim Vorschub zu leisten.

Die Missionäre, ihrerseits, leugnen weder die Popularität deren sie in den Christenheiten genießen noch das Ansehen in welchem sie bei ihnen stehen. Die Mandarine, sagen sie, sind nicht zahlreich. Es gibt Distrikte von einer bis zwei Millionen Einwohnern die von zwei oder drei Mandarinen verwaltet werden. Diese wissen selten und kümmern sich wenig um das was im Schooße der von ihnen regierten Bevölkerung vorgeht. Persönlich sind sie dem Christenthum nicht immer feind; einige widersetzen sich der Verbreitung desselben in keiner Weise. Sie üben die Gerichtspflege gut oder schlecht und treiben die Steuern ein. Es gibt gute und böse Mandarine, aber den einen wie den andern geht der Unterthan sorgfältig aus dem Wege. Der Gouverneur der Provinz, der Taotai des Distriktes, der Chih-fu sind Persönlichkeiten deren bloßes Erscheinen das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Dörfer haben eine sehr freisinnige Gemeindeverfassung. Sie verwalten sich in vielfacher Beziehung selbst. Wo das Christenthum Wurzel schlägt, gewinnen die Missionäre, ohne ihr Zuthun, großen Einfluß. Denn obgleich autonom, will der Chinese geleitet sein; er liebt eine Behörde über sich zu sehen weil er fühlt daß er ihrer bedarf, und

er zieht als solche den Missionär der ihm Gutes erweist dem Mandarin vor welcher mit dem Henker in seinem Gefolge erscheint und nur zu dem Zwecke so viel Geld als möglich zu erpressen.

Die Missionäre stellen in Abrede daß sie je chinesische Unterthanen zur Widersetzlichkeit gegen die Gesetze ermuntern, gestehen aber daß sie sie auffordern sich von den heidnischen Ceremonien fernzuhalten und zu den Kosten derselben nicht beizusteuern.

Sie leugnen nicht die Christen, welche um ihres Glaubens willen zu leiden haben, vor Gericht zu vertheidigen und sie erklären die Aufnahme in den Schoos der Kirche Niemandem verweigern zu können dessen Bekehrung aufrecht ist oder scheint, selbst wenn solche Leute in den Augen des Mandarin üble Subjekte seien, denn der Zweck der Religion sei ja die Rettung der Seelen und, daher, die vorhergehende Besserung der Bösen.

Nachdem der französische Vertrag mit China die Rückgabe des ehemaligen Kirchengutes festgestellt habe, üben die Missionäre nur ein Recht indem sie vorkommenden Falles die Dazwischenkunft der Konsulate oder des Gesandten Frankreichs in Anspruch nehmen. Wenn der Gesandte ihre Reklamation für unbegründet oder unzeitgemäß hält, so lassen sie die Forderung fallen oder verschieben sie. Könne irgend Jemand sie der Zudringlichkeit beschuldigen,

was sie nicht zugeben, so wären dies jedenfalls die französischen Behörden und nicht die chinesischen.

Der Gebrauch von Siegeln, die Annahme von Titeln ist Sache des Herkommens, der Uebung und, für die Missionäre, des Taktes und der Unterwerfung unter den Ausspruch ihrer Obern. Der Missionär muß vor Allem das Beispiel der Demuth geben; aber die Apostolischen Vikare sind Bischöfe, Kirchenfürsten; durch den Gebrauch ihres Siegels begehren sie keinen Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Mandarine. In China ist das Siegel das einzige Symbol der höheren Amtsgewalt. Das Siegel des Apostolischen Vikars bestätigt, in den Augen der einheimischen Christen, seine Eigenschaft als geistlicher Hirte und Bischof. Auch vor Abschluß der Traktate haben die General-Vikare sich fortwährend ihres Siegels bedient. Uebrigens geben diese sogenannten Etiquettenfragen, wie dies dem Tsungli-yamen wohlbekannt sein muß, nur äußerst selten zu Reibungen Anlaß.

Jedermann weiß wie in den Orphelinen vorgegangen wird. Nie haben die Priester oder die Klosterfrauen Kinder gekauft. Kaum ist ein Asyl irgendwo errichtet, so strömen die Kinder herbei. Sie werden von ihren Eltern oder von christlichen oder heidnischen Reisenden gebracht, denen sie die Eltern zu diesem Ende anvertraut haben. Kinder männlichen Geschlechtes werden nur ausgesetzt wenn

die Armuth des Vaters es ihm schlechterdings unmöglich macht sie zu ernähren. Mädchen gelten für eine Last und werden, kaum geboren, auf die Gasse oder in einen Fluß geworfen, oder auch lebendig begraben. Sogar wohlhabende Leute entledigen sich ihrer Töchter in dieser Art. Ist aber ein Orphelinat in der Nähe, so überwiegt die Stimme der Natur; die Eltern tragen ihre Kinder zum Missionär. Die Sterblichkeit der kleinen Knaben ist sehr groß weil die Eltern sich nur wenn durch die äußerste Noth gezwungen von ihnen trennen, also erst nachdem die Kinder bereits während einiger Zeit gehungert haben. Im Waisenhause aufgenommen, gedeihen sie scheinbar, aber nach Verlauf einiger Monate tritt plötzlich Abnahme der Kräfte ein; die meisten erliegen. Die Sterblichkeit der kleinen Mädchen ist, obgleich nur zu groß, doch viel geringer als die der Knaben, weil sie unmittelbar nach ihrer Geburt oder sehr bald darauf in die Hände der Schwestern gelangen. Sie haben nicht Zeit gehabt den Keim der Krankheiten die der Hunger erzeugt in sich aufzunehmen. Wenn viele dieser Mädchen sterben, so wachsen doch andere zu kräftigen gesunden Personen heran. Alle diese verlassenen kleinen Wesen wären ohne die Dazwischenkunft der Missionäre und der Schwestern eine Beute des Todes geworden. In den Vertragshäfen beschuldigt man die Klosterfrauen der Unvorsichtigkeit. Man sagt ihnen: Die Anzahl der von

Euch geretteten Kinder ist zu gering um als Ersatz für das Uebel zu gelten was Ihr Euch selbst und, mittelbar, uns allen zufügt, indem Ihr zu Argwohn gegen die Europäer Anlaß gebt. Auf diesen Vorwurf antworten wir, Missionäre und Schwestern, vor Allem daß wir die Thatsache bestreiten. Ueberall werden die Schwestern vom Volke geliebt und geehrt. Zum Beispiel, in Ning-po grüßen sie die Einheimischen auf der Straße, und die armen Schiffsknechte bei der Fähre nehmen von ihnen kein Geld an.*) Zahllose Beispiele dieser Art könnten wir anführen. Erst in der neuesten Zeit ist es den Literaten gelungen das Volk gegen uns aufzureizen. Dann, vergeßt Eines nicht: wir sind Missionäre; wir wollen nicht nur das Leben, wir wollen auch die Seelen dieser Kinder retten. Sobald wir sie in Empfang genommen, werden sie, vorausgesetzt daß sie das Alter der Vernunft noch nicht erreicht haben, getauft. Sind sie über sieben Jahre alt, so werden sie zuerst im Glauben unterrichtet und dann getauft. Ihr lächelt? Wir begreifen das. Ein jeder hat seinen Gesichtspunkt. Ein jeder erfüllt seine Pflicht in seiner Weise, und so lange hieraus für Andere nicht entschiedener Nachtheil erwächst haben die Anderen nicht das Recht über ihn zu

*) Diese Thatsache wurde mir durch einen Protestanten, einen englischen Residenten in Ning-po, bestätigt.

Klagen. Ihr beruft Euch auf Tien-tsin. Wir bestreiten daß die Sterblichkeit in unserem Orphelinate die Veranlassung zum Blutbade gab. Sie gab den Vorwand, sie ward eine Waffe in den Händen derer welche die Bluthat erfonnen, vorbereitet, geleitet haben; und der Zweck dieser Menschen war und ist nicht allein die Vertilgung der Missionäre, sondern die Vertreibung oder Vernichtung aller Ausländer.

Die Klagen des Tsungli-yamen sind nicht aufrichtig. Sie werden vorgebracht um uns des vertragsmäßigen Rechtes der Exterritorialität zu berauben; um uns den Landesgesetzen, das heißt dem Bambusrohr und der Folter zu unterwerfen, um, so weit es sich um uns Geistliche handelt, auf den Zustand wie er vor dem Kriege und vor den Verträgen war zurückzukommen, und zwar mit Wissen und Zustimmung der Mächte mit welchen jene Verträge geschlossen wurden.

Dies sind die wesentlichen von den Missionären zu ihren Gunsten vorgebrachten Beweisgründe. Mehrere derselben wurden von dem brittischen und amerikanischen Minister in ihre Antwort auf die Rundschrift des Tsungli-yamen aufgenommen. Die beiden Noten sind bekannt, denn sie befinden sich unter den dem englischen Parlament mitgetheilten Papieren. Die in Paris redigirte Note des

französischen Geschäftsträgers*) verwirft das Ansfinnen der chinesischen Regierung in einer drohenden Sprache.

Ich übergehe hier die Argumentation der englischen und amerikanischen Noten. Einige Theile derselben verdienen jedoch hervorgehoben zu werden.

Herr Wade benutzte die Gelegenheit um die Ausarbeitung eines internationalen Gesetzbuches für „gemischte“ Fälle, sowie von Seiten China's die Errichtung stehender Gesandtschaften in Europa anzurathen.

Herr Low deutet darauf hin daß fast alle Klagen der chinesischen Regierung Priester und Christen betreffen welche in den fernen Provinzen Sze-chuen und Kwei-chow leben, wo es weder Konsuln noch fremde Kaufleute gibt, und es daher an unparteiischen Zeugen fehle. Darum sollten dort Konsulate errichtet und jene fernen Gegenden dem auswärtigen Handel eröffnet werden. Letzterer Gedanke fand bei Lord Granville Anklang.

Das wahre Interesse dieses diplomatischen Schriftwechsels liegt in den Berichten der Herren Wade und Low an ihre eigenen Regierungen.

„Das chinesische Memorandum“, schreibt Herr Wade an Lord Granville, „ist schlecht gemacht. Es enthält neben leicht zu widerlegenden Behauptungen unhaltbare Anklagen.“

*) Datirt Peking 14. November 1871.

Aber in ihrem Zusammenhange betrachtet, und verglichen mit dem was ich hier in den letzten acht Jahren in langen Unterredungen erfahren habe, bestätigt diese Staatschrift meine Ueberzeugung daß es nur zwei Mittel gibt die Missionäre gegen die Feindschaft der Literaten zu schützen. Entweder die Mächte müssen die Ansprüche der Missionäre mit gewaffneter Hand bis auf das Aeußerste (out and out) verfechten, oder sie müssen diesen Ansprüchen gewisse Schranken ziehen. Diese Beschränkungen sollten einerseits den Missionären alle Freiheit lassen welche sie wünschen können wenn sie nichts Anderes im Sinne haben als die Verbreitung des Christenthums; andererseits aber sollten diese Beschränkungen die chinesische Regierung in den Stand setzen der konservativen, durch die Präensionen der Missionäre beleidigten, Partei die Versicherung zu ertheilen daß diese Präensionen von den Mächten nicht zugestanden noch gebilligt werden . . .“

Mit anderen Worten, klar und einfach gesagt: England wird das Dilemma gestellt entweder für die Missionäre das Schwert zu ziehen, dem chinesischen Reiche den Krieg zu erklären, oder die Missionäre in eine Lage zu versetzen welche der konservativen Partei in China, den Feinden der Fremden, insbesondere der Christen und vor Allem der Katholiken, fernerhin keinen Anstoß gebe. Arme Missionäre!

„Es ist nur billig,“ fährt Herr Wade fort, „beizufügen daß, wie die römischen Missionäre selbst mit Einstimmigkeit bezeugen, die Regierung ihr Möglichstes thut um Reibungen mit den Christen zu verhindern. Drei Vierteltheile der katholischen Missionäre, deren Gesamtzahl vier- bis fünfhundert sein dürfte, sind Franzosen; und die nichtchristlichen Chinesen nennen die römisch-katholische Religion die französische oder die Religion des Herrn des Himmels.“

„Sehr oft hörte ich hier Befürchtungen äußern über den vorwiegenden Einfluß des „romanistischen“*) Elementes. Die Besorgniß daß die Romanisten ihre Reihen durch Aufnahme der Feinde der Regierung anschwellen, und daß letztere am Ende die wohlgesinnten Unterthanen des Kaisers an Zahl übertreffen, oder daß die christlichen Gemeinden sich Frankreich gänzlich in die Arme werfen würden, diese Besorgniß, obgleich sie nicht eingestanden wird, gab offenbar den Anlaß zur Erlassung des Memorandums.“

Herr Low, Gesandter der Vereinigten Staaten, schreibt an Herrn Fish:

„Ich glaube nicht daß alle gegen die katholischen Mis-

*) Herr Wade bedient sich fortwährend der Worte Romanismus und romanistisch, Ausdrücke welche die englischen Missionäre anzuwenden pflegen, die aber dem diplomatischen Style gänzlich fremd sind.

sionäre vorgebrachten Klagen wahr sind; einige dürften jedoch nicht aller Begründung entbehren. Und, obgleich ich mir von den Schwierigkeiten und Gefahren vollkommen Rechenschaft gebe, so muß ich doch aufrichtig gestehen (candour compels me) daß meiner Ansicht nach die Abhilfe außerhalb dem Wirkungskreise und den Mitteln der Diplomatie zu liegen scheint. Die Anforderungen einer gesunden Politik, die religiösen und moralischen Gefühle christlicher Nationen gestatten nicht daß man (zu den früheren Zuständen) zurückkehre, welche Vortheile auch hieraus für die Industrie und den Handel erwachsen könnten. Auch Rücksichten der Menschlichkeit erheischen daß das Recht nach den Gesetzen ihres Landes regiert und, vorkommenden Falles, gerichtet zu werden, allen Fremden ohne Ausnahme zugesichert bleibe. Andererseits müssen die Regierungen darüber wachen daß ihre Beamten, Agenten und Unterthanen sich keine Eingriffe in die Rechte der Chinesen erlauben, und daß Jedermann die Bestimmungen der Verträge befolge . . . Daß eine gänzliche Enthaltung von jedweder Einmischung zu Gunsten der eingeborenen Christen zu Verfolgungen letzterer benutzt würde, ist möglich, ja sogar wahrscheinlich. Vielleicht würde dies aber der Sache der Missionäre am Ende eher Vorschub leisten. (?) . . . Gibt es überhaupt ein Mittel, so ist Frankreich allein berufen es anzuwenden und, in seinem Interesse sowie im

Interesse sämmtlicher auswärtiger Residenten, den Chinesen jede Ursache zu Klagen zu benehmen.“

Aus dem Gesagten folgt daß Herr Wade und Herr Low sich in der Ueberzeugung begegnen die Diplomatie sei außer Stande die sogenannte „Missionsfrage“ endgültig zu lösen. Aber von diesem gemeinsamen Standpunkte ausgehend, gelangen sie zu entgegengesetzten Schlüssen. Der englische Gesandte insinuirt daß die Missionäre ihrem Schicksale zu überlassen seien. Dieser Rath ist ihm nicht nothwendiger Weise durch ein feindseliges Gefühl, durch einen Mangel an Sympathie für die Verbreitung des Christenthums eingegeben. Ich bin, meines Theils, weit entfernt, ihm einen solche Seelenstimmung zuzumuthen. Es gibt eifrige Katholiken welche diese Ansicht des Herrn Wade theilen und die Aufhebung des Protektorats verlangen. Ich werde diese Theorie sogleich prüfen. Herr Low verlangt, im Gegentheil, mit bemerkenswerther Unbefangenheit, für die Priester die Aufrechterhaltung der Rechte und Privilegien welche die Verträge einem jeden in China lebenden Ausländer zusichern.

In Europa gab das chinesische Memorandum zwischen den Regierungen der Großmächte zu einem unfruchtbaren Ideenaustausch Anlaß.*) Das französische Kabinet schlug

*) Juni und Juli 1871.

die Beantwortung mittelst einer Kollektivnote vor. Die englische Regierung lehnte dies Ansuchen ab wegen der Verschiedenheit, sagte sie, welche in Beziehung auf katholische und protestantische Missionäre zwischen den Verträgen der beiden Mächte bestehe. Die Repräsentanten antworteten also in abgesonderten Noten, aber alle wiesen die chinesischen Ansuchen zurück. Vor der Hand hatte es dabei sein Betenden.*)

Die Tragödie von Tien-tsin und das über Frankreich hereingebrochene Unglück stellten das französische Schutzrecht über die Missionäre und einheimischen Christen in Frage. Stimmen erhoben sich welche eine Neugestaltung des Protektorates beantragten. Auf den ersten Blick hin empfahl sich der Vorschlag durch seine Einfachheit. Die katholischen Missionäre, sagte man, sind Ausländer wie alle anderen in China lebenden Fremden, gerade so wie die in den „Häfen“ ansässigen Kaufleute. Diese Priester sollten daher fortan, wie letztere, durch den Gesandten und die Konsuln ihrer Nation beschützt werden: die französischen Geistlichen durch die französischen Agenten, die spanischen Dominikaner durch die spanischen; die italienischen Fran-

*) Im November 1871 wurde der Zwischenfall als beseitigt betrachtet. „Wir haben Euch, sagte Prinz Kung zu den Gesandten, Vorschläge gemacht. Ihr nehmt sie nicht an? Gut. Sprechen wir nicht weiter davon.“

ziskaner und Priester der römischen Propaganda durch den Minister und die Konsuln des Königs von Italien. Oder, wenn der heilige Stuhl nicht zustimmte, könnte man nicht die katholischen und protestantischen Missionäre unter das Kollektivprotektorat der in Peking vertretenen Mächte stellen? Die Minister Rußlands, Englands, Deutschlands und Italiens, endlich der Vertreter des katholischen Frankreichs würden einen Rath bilden der über alle auf die Missionen bezügliche Angelegenheiten in letzter Instanz zu entscheiden hätte.

Dieser Vorschlag wurde in Peking von den Gesandtschaften ernsthaft (!) berathen und von den chinesischen Ministern sehr günstig aufgenommen. Anders beurtheilten ihn die Missionäre. Alle, Franzosen, Spanier, Italiener, Belgier, wiesen ihn einstimmig zurück und verlangten die Fortdauer des französischen Protektorates.

Ein anderer Antrag war auf Abschaffung jedweden Protektorates gerichtet. Der so blühende Zustand der chinesischen Kirche zur Zeit der großen Kaiser der gegenwärtigen Dynastie empfehle die Rückkehr zu den damaligen Zuständen. Das Protektorat habe viele Nachtheile. Zunächst, und dies sei nicht der geringste, die Einmischung derer welche es im Namen Frankreichs ausüben in rein geistliche Angelegenheiten. Der Gesandte in Peking, die Konsuln in den „Häfen“ sind verpflichtet die Interessen

der Kirche zu wahren, bis zu einem gewissen Grade für die Sicherheit der Missionäre zu sorgen, die Reklamationen der letzteren, wenn sie ihnen billig scheinen, zu unterstützen. Wie können sie diesen Anforderungen genügen wenn sie in Unwissenheit erhalten werden über die Wirksamkeit, das Thun und Lassen der Missionäre; wenn letztere, in Fragen wo geistliche und weltliche Interessen sich berühren oder in kritischen Zeiten, den Rathschlägen der Vertreter der Schutzmacht kein Gehör schenken wollen? In der Theorie ist dieser Anspruch logisch vollkommen gerechtfertigt. In der praktischen Anwendung führt er zu großen Uebelständen, zu unlösbaren Schwierigkeiten, zu Reibungen zwischen beiden Theilen die, wenn sie bekannt werden ein öffentliches Aergerniß, zuweilen eine wirkliche Gefahr sind. Man erinnere sich nur an die Vorgänge in Tien-tsin: ein Konsul der sich fortwährend in die Missionsgeschäfte einmischt; der Alles, sogar das Waisenhaus der Schwestern überwachen, regeln und leiten will; der den Priestern die Thüre weist weil sie wagen ihm Vorstellungen zu machen; oder, aus Widerspruchsgeist, sich über den Ernst der Lage täuscht gerade weil die Patres sie für gefährvoll halten. In dem alten großen China beschützten sich die Jesuiten selbst, oder vielmehr sie wußten den einzigen wirksamen Schutz zu erwerben: den der Kaiser. Allerdings kamen auch für sie böse Zeiten: die Zeiten der Verfolgungen. Dies ist aber

das Loos auf das Missionäre gefaßt sein müssen, vor dem sie nicht zurückschrecken, denn in Zeiten der Verfolgung erwerben sie die Krone des Martyrthums. Uebrigens was hat ihnen der französische Schutz in Tien-tsin gefrommt?

Diese Beweisführung, die ich übrigens keinen Missionär aber mehrere Laien vorbringen hörte, bedarf kaum einer Widerlegung. Das heutige China ist nicht das China des Kaisers Kang-hi. Die Ankunft und Niederlassung der Europäer in den Häfen und der Gesandtschaften in Peking hat die Lage gründlich geändert. Die alten Jesuiten konnten die Gunst des Hofes erwerben und durch zwei Jahrhunderte bewahren, weil ihnen Niemand politische Hintergedanken zumuthete. Heute gilt jeder katholische Missionär für einen französischen Agenten und ist als solcher ein verdächtiger Mensch. Die chinesischen Minister kümmern sich wenig um die Lehrsätze welche die Priester in den Schulen und Orphelinen vortragen. Die Anwesenheit der Missionäre im Innern, ihre Geringschätzung des Konfucius, die Einführung fremdländischer Riten mißfällt ihnen und erregt den Unwillen der höheren Stände. Hierzu tritt die auffallende Zunahme der Bekehrungen. Daß seit 1860 die Zahl der katholischen Christen in China sich namhaft vermehrt habe, wird mir von allen Seiten bestätigt. Daher der steigende Haß, die steigende Angst

der Literaten und, für die chinesische Regierung, die Nothwendigkeit beschränkende Maßregeln, wirklich oder wenigstens scheinbar, zu ergreifen.

„Den Missionären“, sagten mir aufgeklärte Mitglieder des Apostolats in China, „jeden diplomatischen Schutz entziehen, hieße sie der Vortheile des französischen Traktates berauben, sie in Acht erklären, der Gehässigkeit, den Befolgungen der Mandarine preisgeben; es hieße den Bestand der christlichen Gemeinden im äußersten Grade gefährden. Gewiß, Reibungen können stattfinden zwischen den Schützern und Beschützten. Keinem Gesetzgeber gelang es noch die Grenzlinie zu ziehen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht; und nie wird dies gelingen, denn die Trennung von Kirche und Staat ist entweder ein leeres Wort, oder der Bruch, ein feindseliges Verhältniß zwischen Staat und Kirche, in letzter Folge, die Auflösung der christlichen Gesellschaft. Eine endgültige Lösung dieser Fragen suchen, ist und wird immer ein fruchtloser Versuch bleiben. Darum gebe man ihn auf. Aber in allen schwierigen Fällen müssen Priester und Diplomaten so viel als möglich zusammenwirken. Uebrigens man nenne uns diese Konflikte! Nicht Einen Fall kennen wir wo Missionäre sich nicht dem Ausspruche des französischen Gesandten in Peking so-

fort gefügt hätten. Findet er unser Verlangen gerecht und nicht unzeitgemäß, so unterstützt er es; im entgegengesetzten Falle versagt er seine Unterstützung oder verschiebt sie auf einen geeigneteren Zeitpunkt, und dabei bleibt es. Heute residiren in Peking die Vertreter der großen nicht katholischen Länder: die Gesandten Rußlands, Englands, der Vereinigten Staaten. Wir haben uns ihrer nur zu beloben; wir danken ihnen für die oft bewährten Sympathien; aber wir bedürfen, neben und bei ihnen, eines Fürsprechers, eines Vertheidigers der Interessen unseres Glaubens, eines Mannes dem die Verträge das Recht geben zu unsern Gunsten seine Stimme zu erheben, und diese Sendung kann, in Abwesenheit Oesterreichs, nur das officiële Frankreich erfüllen, das — in China wenigstens — wesentlich katholische Frankreich.“

Wie steht es mit den inneren Zuständen des Reiches? Was geht bei Hofe vor, im Schooße des Tsungli-yamen, in den Köpfen, in den Herzen dieser zahllosen Literaten die auf die Geschicke ihres Landes einen so großen Einfluß üben? Man begreift wie schwierig die Beantwortung dieser Fragen ist, selbst für die in Peking lebenden Diplomaten. Nachstehende Notizen wurden indeß aus guten Quellen geschöpft.

Während die Mächte entschlossen sind die erworbenen Stellungen zu behaupten, ihren Angehörigen die durch die Traktate gewährleisteten Vortheile zu wahren, die kaiserliche Regierung zur treuen Erfüllung der übernommenen Vertragspflicht zu verhalten, verfolgen die Chinesen nur Einen Zweck: sie suchen sich den übernommenen Obliegenheiten zu entziehen; sie sinnen insgeheim auf Vertreibung der Fremden und treffen hiezu die nöthigen Vorkehrungen. Dieser Wunsch beseelt jeden nichtchristlichen Chinesen; er ist der Traum, die Lebensaufgabe der so einflußreichen Literaten und niedern Mandarine. Den Massen, die mit dem alltäglichen Elende, mit Nahrungsorgen zu kämpfen haben, bleibt keine Zeit für Politik. Aber auch im Volke herrscht entschiedene Abneigung gegen die Ausländer. Die Literaten nähren diese Stimmung auf alle Weise, durch Ausstreuung verleumderischer Gerüchte, durch Verbreitung zahlloser Schmähchriften, durch Weissagungen bevorstehender Ermordung und Plünderung der Fremdlinge.

Wie benimmt sich nun die Regierung diesen Bestrebungen gegenüber?

Die regierende Dynastie erfährt das Loos aller derer die ihr vorangingen: sie verkommt. Eine natürliche Wirkung der Allmacht mit der die Söhne des Himmels ausgestattet und der Abgeschlossenheit zu der sie verurtheilt sind. Der Gründer und seine ersten Nachfolger waren

Männer von Bedeutung, Männer der That; sonst hätten sie sich nicht zu solcher Höhe emporgeschwungen; aber kaum am Gipfel angelangt, beginnen sie herabzusteigen. Rasch entnerven sich, rasch verkommen die Geschlechter der Despoten. Auf eine von allzu großer Sorgfalt umgebene Kindheit, auf eine vorzeitige Jugend, alsbald verderbt durch die gefällige Dienstfertigkeit der Höflinge, alsbald und vor der Zeit abgestumpft, folgt ein bereits hinfälliges Mannesalter, das Alter, was es nicht sein sollte, der zweiten Kindheit, der moralischen und physischen Impotenz. Nun ist aber die chinesische Regierung ihrem Wesen nach ein persönliches Regiment. Der Wille des Kaisers ist der belebende Hauch der das Räderwerk der Verwaltung in Bewegung setzt. Fällt dieser Wille hinweg, so bleibt die Maschine stehen. China verträgt auf seinem Throne keine Müßiggänger. So erklärte man mir den Sturz der früheren, die gefährdete Lage der regierenden Dynastie.

Tung-chi, der jetzige Kaiser, hatte noch keine Gelegenheit sich zu zeigen. Man weiß nur daß er mit Ungeduld den Augenblick erwartet wo es ihm gestattet sein werde die lästige Bevormundung der, etwas pedantischen, Kaiserin Regentin abzuschütteln; daß er, von ehrgeizigen Gespielen umgeben, darnach lechzt die Zügel der Regierung zu ergreifen. Diese Jugendfreunde sind eben so ungeduldig wie ihr Gebieter sich ihren Theil an der Gewalt zu sichern

und hoffen dies zu erreichen indem sie den Fremdenhaß auf ihre Fahne schreiben. Die einflußreichsten Personen der Kamarilla sind die Kaiserin Mutter und der „siebente“ Prinz, ein jüngerer Bruder des „sechsten“ nämlich des Prinzen Kung. In diesen Kreisen sucht man den Kaiser glauben zu machen daß die erlittenen Niederlagen nur von der Unvollkommenheit der chinesischen Waffen herrührten; heute seien die kaiserlichen Truppen trefflich bewaffnet und eingeübt, daher vollkommen im Stande den Feind zu zermalmen. Ein Wort des Kaisers, und zahllose untwiderstehliche Heerschaaren würden zusammenströmen. Leider seien aber die Minister unfähige Feiglinge, oder vielmehr strafwürdige Verräther; sie seien die Urheber der demüthigenden Verträge, der Zulassung der Fremdlinge in die Häfen, kurz aller Uebel die in den letzten zwölf Jahren über China hereinbrachen.

Diese Höflinge stützen sich auf die Mutter des Monarchen, auf ein enges Bündniß mit den Literaten und niedern Mandarinen, auf das patriotische Gefühl der Nation. Die Glieder des Tjungli-yamen erfüllen sie mit Schrecken. In China hat der gefallene Staatsmann in der Regel das Leben verwirkt. Das Benehmen der Minister verräth ihre Rathlosigkeit. Statt den Kampf aufzunehmen, statt dem Kaiser die Falschheit der gegen sie geschleuderten Anklagen zu beweisen, die Haltlosigkeit der

bei Hofe gehegten Hoffnungen, die Ohnmacht China's in einem erneuerten Kampfe mit einer oder mehreren europäischen Mächten darzuthun, gehen Kung, obgleich der mächtigste und einsichtsvollste chinesische Staatsmann, und die übrigen Minister in die ihnen gelegte Falle. Sie nehmen die Stellung der Angeklagten an, betheuern ihre Unschuld, bieten die Hand zu Maßregeln welche die Kriegspartei fordert. Hieher gehören die Abdankung der meisten europäischen Instruktooren und Kommandanten der chinesischen Staatsschiffe; die von ihnen wenigstens geduldet, systematische Aufreizung der Truppen gegen die Fremden, die Rüstungen und der mit Eifer betriebene Bau von Kriegsschiffen und Festungen. Immer in der leeren Hoffnung die Gegner zu entwaffnen und der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, sucht das Ministerium den Vertragsbestimmungen eine möglichst enge Auslegung zu geben, sich den Reklamationen der Gesandtschaften gegenüber schwierig zu zeigen und seinerseits unzulässige Forderungen zu stellen. Mit dem Memorandum bezweckte es hauptsächlich eine vorübergehende Beschwichtigung der fremdenfeindlichen Partei.

Die Tien-tsiner Mordthaten und die darüber in den europäischen Niederlassungen entstandene Erbitterung erhöhen den Ernst der Lage. Die Polemik der in den „Häfen“ erscheinenden englischen Zeitungen, ihre fortwährenden Schmähartikel gegen die chinesische Regierung sind für

die höheren Mandarine kein Geheimniß geblieben und werden von ihnen als ein Beweis gedeutet daß die englischen Kaufleute fest entschlossen sind einen Krieg hervorzurufen. Aus den zahlreichen Flugschriften welche die englischen und amerikanischen Missionäre in chinesischer Sprache drucken lassen schöpfen die Hofamarilla, der Tsungli-yamen, die Literaten und Mandarine eine ziemlich richtige Kenntniß der europäischen Zustände; durch sie erfuhren sie die Niederlagen Frankreichs, den Aufschwung der deutschen Macht, die Verlegenheiten Englands gegenüber von Rußland.

Also, ein geheimes Ringen um die Gewalt in den höchsten Sphären, gefährliche aber begreifliche Schwankungen im Ministerrath und im Lande, als Wirkung der gegen die Fremden gerichteten Umtriebe, eine dumpfe aber steigende Gährung. Vom Norden zum Süden, von den Gestaden des Gelben Meeres bis Thibet wird Brennmaterial aufgehäuft. Die Anstifter und ihre Werkzeuge entwickeln dabei die den Chinesen eigenthümliche Behendigkeit, Ausdauer und Geduld. Die Minister zittern für ihr Amt und zugleich für ihr Leben. Sie geben nach bis zu einem gewissen Grade, suchen aber doch ernstlich und aufrichtig, weil dies in ihrem wohlverstandenen Interesse liegt, die Ruhe im Innern und den Frieden mit dem Auslande zu erhalten. In diesem Sinne sind ihre geheimen Instruktionen an die Gouverneure der Provinzen abgefaßt. Man

weiß im Tsungli-yamen daß, in der gegebenen Lage, ein Funke hinreichen könnte um den Brand zu entzünden.

So wurden mir die innern Zustände China's dargestellt. Wie haben sich seine Beziehungen zum Auslande gestaltet?

Alle großen und einige Mächte zweiten Ranges schlossen, in den letzten eilf Jahren, Verträge mit China; aber Rußland und England allein haben in diesem Reiche bleibende Interessen zu vertreten, bleibend insofern es nicht von dem Willen dieser Regierungen abhängt sie andern Rücksichten zu opfern. Eine ernstere politische Niederlage Rußlands in Peking würde sein Ansehen in Central-Asien vernichten; eine Niederlage Englands seine indische Herrschaft in Frage stellen.

Frankreich schützt die Missionäre und sichert den einheimischen Christen, nach Maßgabe seiner Kräfte und innerhalb der Grenzen der Verträge, die freie Ausübung der katholischen Religion. Eine hohe, edle Aufgabe! Diese Macht hat sie sich aber selbst gestellt; sie könnte sie, was der Himmel verhüte, nöthigen Falles aufgeben ohne dadurch ihre Stellung als Großmacht in Europa einzubüßen. In Beziehung auf den Handel hat die französische Regierung von China wenig zu verlangen. Alle für den Verbrauch der Fremden in den Vertragshäfen bestimmten französischen Artikel, mit Ausnahme der Seide,

werden dort zollfrei eingeführt. Die Chinesen sind bisher keine Konsumenten französischer Erzeugnisse.*)

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nähern sich, gewissermaßen, durch die Vielfältigung des Dampfverkehrs zwischen Kalifornien und China.***) Aber die Anzahl der in den Trade-Ports angesiedelten amerikanischen Kaufleute ist sehr gering, und einige derselben arbeiten mit chinesischen Kapitalien. Die Dampfschiffahrt und die sich daran knüpfenden Interessen bilden also, bis jetzt, das einzige Band zwischen Nordamerika und dem Reiche der Mitte. Dies erklärt daß die Amerikaner mit Hinblick auf ihre Steamer vor Allem auf Entdeckung von Kohlenlagern ausgehen. In militärischer Beziehung ist die Operationsbasis der Vereinigten Staaten, die Arsenale im Atlantischen Meere, weiter entfernt als Portsmouth und Cherbourg. Uebrigens weiß man daß ihre Kriegsmarine in keinem Verhältnisse steht zur Ausdehnung ihres Gebietes, und daß die öffentliche Meinung ferne Expeditionen verabscheut.

Die bereits seit Langem bedeutende Schiffahrt Deutschlands in den chinesischen Gewässern hat sich in den letzten Jahren etwas vermindert. Während des französisch-deutschen

*) In neuester Zeit fangen sie an französische Parfümeriewaaren zu würdigen.

***) Im verflossenen Jahre hat er abgenommen.

Krieges waren die unter norddeutscher Flagge segelnden Schiffe in den chinesischen und japanischen Häfen durch französische Kriegsschiffe blokirt worden. Mittlerweile bedienten sich die Chinesen der englischen und amerikanischen Küstenfahrer, und es wird einige, gewiß nicht lange, Zeit brauchen bis sich diese Gewohnheit verliert und die deutsche Flagge ihre frühere Bedeutung wieder gewinnt. Die im äußersten Oriente angesiedelten Kaufleute deutscher Zunge verlangen daher von ihrer Regierung einen ausgiebigeren Schutz, die Vermehrung der Kriegsmarine und die Besitzergreifung eines großen Ländergebietes, bestimmt ein deutsches Australien zu werden. Zuerst dachten sie an die Insel Formosa; keine glückliche Wahl wegen des tropischen ungesunden Klimas; dann an Korea. Dies sind die Wünsche und Hoffnungen der wenig zahlreichen aber thätigen und unternehmenden deutschen Kolonie in den Vertragshäfen.

Oesterreich hat bis jetzt keine Veranlassung Kriegsschiffe nach dem äußersten Orient zu entsenden. Kein politisches, kein ernsthaftes Handelsinteresse ruft es nach jenen fernen Landen. Seine so blühende Industrie befriedigt die Bedürfnisse der Monarchie und konkurriert, in gewissen Zweigen, mit fremder Gewerbsthätigkeit auf europäischen und levantinischen Plätzen. Sie ist dermalen weder im Stande noch genöthigt ihre Erzeugnisse bei den Antipoden auszubieten. Indem die österreichische Regierung,

wie die andern Großmächte, einen Vertrag mit China schloß, hat sie sich das Recht gesichert in asiatischen Angelegenheiten, wenn je hiezu veranlaßt, mitzusprechen; sie hat in dem vornehmsten Hafen des chinesischen Reiches ein Konsulat errichtet und dem Konsul zum Behufe der Auswechslung der Ratifikationen des Vertrages diplomatischen Rang verliehen. Diese vorübergehende Mission wird, hoffentlich, eingezogen werden. Außer den durch nichts gerechtfertigten Kosten, sprechen politische Beweggründe dafür. Fragen, mit welchen die Monarchie nichts gemein hat, können in jenen fernen Gegenden zu Verwickelungen führen. Den andern mit ihr befreundeten christlichen Mächten, in Anwesenheit ihres Vertreters, jede Mitwirkung verweigern, dürfte kaum angemessen scheinen; in großem Maßstabe mitwirken zur Vertheidigung von ihr gänzlich fremden Interessen, widerspräche den Anforderungen einer gesunden Politik; sich darauf beschränken, wie es die kleineren Vertragsmächte thun würden, ihre Flagge neben der belgischen, niederländischen und portugiesischen, im Gefolge der anglo-französischen Flotten zu zeigen, wäre Oesterreichs, als europäischer Großmacht, unwürdig. Die diplomatische Abwesenheit scheint daher geboten.

Rußland grenzt an das Reich der Mitte in einer Ausdehnung von mehreren tausend Meilen. Jeder Schritt den es in Centralasien vorwärts thut, nähert es China

und vermehrt dort, mittelbar, das Ansehen seiner Macht. Seine ersten Beziehungen die, aus religiösen Bedürfnissen entsprungen, keinen streng amtlichen Charakter trugen, reichen in die Zeiten Peters des Großen zurück. Russische Gefangene waren gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach Peking gebracht worden und gründeten dort eine kleine Kolonie. Obgleich mit Chinesinnen vermählt, bewahrten und überlieferten sie ihren Kindern den christlichen Glauben. In Folge einer Uebereinkunft zwischen beiden Höfen durften sich griechische Priester als Seelsorger der russischen Gemeinde in Peking niederlassen. Diese „geistliche Mission“ an deren Spitze ein Archimandrit steht erneuert sich alle zehn Jahre und besteht noch heute. Sie hat nie Propaganda gemacht und, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, den Verkehr zwischen beiden Regierungen vermittelt. Die amtlichen Verbindungen China's mit England und Frankreich, die Frucht eines für China unheilvollen Krieges, begannen im Jahre 1860. Die Beziehungen zu Rußland umfassen beinahe zwei Jahrhunderte.

Die wenigen russischen Residenten sind in Tien-tsin und bei Hankow und am Yang-tse-kiang angesiedelt und beschäftigen sich ausschließlich mit dem Theehandel. Fast alle sind Sibirier, die meisten aus Kiachta, also an der chinesischen Grenze gebürtig. Sie lernen mit Leichtigkeit die chinesische Sprache; in ihren Adern fließt tartarisches

Blut; sie sind Stammesverwandte der Mandju, der herrschenden Rasse in China. Man kennt sich also seit Langem und man versteht sich leicht. Deshalb unterscheidet das chinesische Volk zwischen „Russen“ und „Fremden“. Unter der letzten Bezeichnung umfaßt es alle andern in den „Häfen“ vertretenen Nationalitäten.

Der russische Gesandte nimmt seinen Landsleuten gegenüber die Stellung eines Familienvaters ein. Sie werden leicht bestimmt, in Zwistigkeiten unter einander, in Streitfällen mit Chinesen, seinem Rathe zu folgen. Begründeten Reklamationen gewährt er Unterstützung, aber er wählt seine Zeit, und, ohne bei ihnen auf Widerstand zu stoßen, ohne Lärm und Aufsehen zu erregen, setzt er über die Interessen der Einzelnen das Wohl des Staates den er vertritt. Er wird nicht beirrt durch die sich mit Ungestüm geltend machende öffentliche Meinung der Vertragshäfen, durch die in Shanghai und in jeder andern Faktorei erscheinenden Zeitungen, durch die Interpellationen im englischen Parlament und die Artikel der Times. Aber da seine Schritte von Jedermann gekannt sind, so fehlt es doch nicht an Kontrolle. Nur besitzt er die nöthige Freiheit sein Auftreten zu regeln nach den Umständen, nach den Weisungen seines Hofes, nach den Eingebungen seines Urtheils und seines Gewissens. Die Folge ist eine minder schwierige Stellung als die der Vertreter der an-

deren Mächte, namentlich Englands, und freundliche fast intime Beziehungen mit dem chinesischen Hofe.

Das auf das Maß der Nothwendigkeit beschränkte russische Konsularcorps besteht aus einem in Tien-tsin residirenden General-Konsul, aus einem Handelskonsul in Shanghai und einem andern in Hankow.

Der Chinese ist seiner Natur nach Skeptiker; er glaubt nur was er sieht, und er sieht Rußland; er sieht es weil er es berührt an seinen Grenzen: in Nord-Ost, im Norden, im Nord-West; er greift es, so zu sagen, mit Händen. Er glaubt also an Rußland. Er kann das Dasein Englands und Frankreichs nicht bezweifeln; die unangenehmen Erinnerungen die sich an die erste Bekanntschaft mit ihnen knüpfen sind zu frisch um bereits vergessen zu sein. Von den übrigen Mächten hat er nur dunkle Begriffe, er kennt sie nur von Hörensagen. „Wo liegt Oesterreich?“ fragte mich der Vice-König von Kanton, ein hochgebildeter Literat und einer der hervorragendsten Staatsmänner China's, „nördlich von Rußland oder südlich? England liegt westlich von Rußland.“ Man sieht, Rußland ist der Ausgangspunkt seiner Kenntnisse des Erdballes.

Dies sind die Vortheile deren diese Macht in China genießt. Sie gründen sich auf die geographische Lage, auf eine gewisse Blutsverwandtschaft und auf die Macht der Dinge, die Beschlüsse der Vorsehung welche der Staats-

mann, soferne er nicht absichtlich die Augen schließt, als bestehend anerkennen muß, selbst wenn er nicht vermag sie zu ergründen. Rußland, bedarf es dieser Bemerkung? wird scharf überwacht. Von beiden Seiten des Stillen Weltmeeres sind die Blicke klar- und weitsehender Beobachter auf seine Bewegungen geheftet. Die Fortschritte welche es im Innern des Continents macht bringt es selbst zur allgemeinen Kenntniß. Die St. Petersburger Blätter, die Mittheilungen russischer Gelehrten geben, gelegentlich, Kunde von den Märschen und Erfolgen seiner in Central-Asien operirenden Truppen. Ich glaube nicht daß die russische Regierung daraus ein Geheimniß machen will. Die Nachrichten kommen spät an, denn die Entfernungen sind ungeheuer und die Verbindungsmittel langsam. Aber früher oder später erfährt man die Wahrheit. Man weiß daß sich Rußland, in Beziehung auf die sechs Monate des Jahres gefrorenen Häfen des Amurgebietes, keiner Selbsttäuschung hingibt; daß es keine Entwürfe hegt welche die Seemächte beunruhigen könnten. Man weiß und man sieht daß auf dem Hochplateau welches Sibirien von Indien, China vom Aral und vom kaspischen Meere trennt, Rußland vordringt, stetig und unaufhaltsam, gerade wie einst die Engländer in Indien, und daß es hierin einer unabweislichen Nothwendigkeit gehorcht gerade wie jene, eine Sendung erfüllt die einem großen Theile der

Menschheit nur zum Heile gereichen kann. Das Alles weiß man. Ich war überrascht in den Vereinigten Staaten, in Japan und besonders in China, unter den englischen Residenten so vielen Männern von Urtheil und Erfahrung zu begegnen welche zwar Verwicklungen befürchten wenn sich die russischen Heere den indischen Grenzen allzu sehr näherten, aber diese Macht mit voller Unbefangtheit beurtheilen.

In Peking beschränkt sich die Aufgabe der russischen Diplomatie auf die Wahrung der eben angedeuteten Interessen. In Beziehung auf den Handel verlangt Rußland nichts von China; in politischer Hinsicht verlangt es, nachdem seine Grenzen mit dem chinesischen Reiche geregelt sind, daß es ihm in Centralasien keine Schwierigkeiten bereite.

Ganz verschieden ist die Stellung Englands. Unermeßliche Handelsinteressen erheischen seinen Schutz. Sein jährlicher Handelsverkehr mit dem „himmlischen“ Reiche beträgt zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Er würde noch viel größere Verhältnisse annehmen wenn die Erzeugnisse der englischen Industrie, welche heute nur durch die Vertragshäfen importirt werden können, auf allen Punkten des Reiches Eingang fänden, und wenn sie nicht — gegen die Verträge, sagen die Engländer, im Einklange mit ihnen, behaupten die Chinesen — im Innern des

Reiches mit Durchgangszöllen belastet würden. Also: Eröffnung des ganzen Reiches für europäische Waaren, Zulassung der fremden Handelsflaggen in die Flüsse, freier und direkter Verkehr zwischen den westlichen Provinzen Szechuen und Yünan mit Indien (über Travaddy), Abschaffung der inneren Zolllinien oder Aufhebung des Transitozolles auf europäische Artikel, dies sind die Errungenschaften welche England anstrebt. Ich sage England: Manchester, Leeds, die große Herde der vaterländischen Gewerbsthätigkeit, die ich hier ausdrücklich unterscheide von den in Hongkong, Shanghai und in den andern offenen Häfen angesiedelten Engländern. Die brittische Industrie verlangt also die Erschließung des Reiches und den freien Durchgang, und die Regierung der Königin könnte sich, selbst wenn sie es wollte, diesem Andringen nicht widersetzen. Um den Zweck zu erreichen, gebraucht sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Ueberredung; und sie wird bei der bevorstehenden Revision der Verträge ihre Anstrengungen in dieser Richtung verdoppeln; aber aus politischen und finanziellen Gründen, aus Gründen der Menschlichkeit, um tausend anderer Ursachen willen, weicht sie zurück vor der Anwendung der Gewalt. Sie weiß übrigens daß wenn ihre kommerziellen Ansprüche zum Kriege mit China führten, eben wegen des ungeheuren Ueberviegens der brittischen Interessen im Vergleiche zu

den unendlich geringeren der anderen Vertragsmächte sie auf die bewaffnete Mitwirkung keiner der letzteren zu zählen hätte.

Und hier sei mir, im Vorbeigehen, eine Bemerkung gestattet über eine in Peking und den „Häfen“ vielbesprochene Frage, über die Solidarität, das Zusammengehen der Vertragsmächte in dem Falle daß die Beziehungen einer oder der andern derselben zu China durch ernste Entwicklungen getrübt würden. Diese so sehr gewünschte und gehoffte Solidarität bildet das große Argument welches man chinesischer Halsstarrigkeit entgegenhält. Ihr steht, sagt man den Großmandarinen, nicht nur England gegenüber, oder Rußland oder Frankreich oder den Vereinigten Staaten, sondern uns allen. Auch Herr Hart gebraucht dies Drohmittel in seiner berühmten Denkschrift die ich sogleich besprechen werde. Ist es nöthig das Trügerische dieses Gedankenganges nachzuweisen? Kann irgend Jemand wirklich glauben und im Ernste behaupten daß Mächte, die an der Handelsbewegung der offenen Häfen keinen oder nur sehr geringen Antheil nehmen, für die aus diesem Handelsverkehre entspringenden Anforderungen Englands das Schwert ziehen; daß England für die politischen Interessen Rußlands in Centralasien oder für den ausgiebigeren Schutz der katholischen Missionäre durch Frankreich kämpfen, daß Rußland sich mit China ent-

zweien werde um das brittische Ansehen in Indien zu stützen? Und dennoch bestehen diese Täuschungen. So wahr ist es daß der Mensch immer geneigt ist zu glauben was er wünscht. Gewiß, es gibt gemeinsame Interessen; und für die Wahrung dieser Interessen wird es vielleicht gelingen eine Uebereinstimmung zwischen den Ansichten der Kabinette und ein analoges Auftreten ihrer Vertreter in Peking zu erzielen.*) Nun ist aber sehr weit von einem solchen diplomatischen Schritte zu einer gemeinsamen militärischen Handlung welche der Krieg mit China wäre oder dazu führen müßte. Die Regierungen wissen dies vollkommen, und eben so gut weiß man es ohne Zweifel im Tschungli-yamen. Die Residenten in den Faktoreien aber geben sich solchen Täuschungen hin.

*) Der Leser hat oben gesehen daß die französische Regierung vorschlug das chinesische Memorandum vom 9. Februar 1871 über die Missionäre mittelst einer Kollektivnote zu beantworten und daß das englische Kabinet diesen Antrag ablehnte. Nun handelte es sich aber in dem gegebenen Falle um eine allen Mächten gemeinsame Angelegenheit, um Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen, denn die eigentliche Veranlassung zur Denkschrift des Prinzen Kung hatte ja das Blutbad von Tien-tsin gegeben. Die Erlassung einer Kollektivnote war nur eine Demonstration welche die Unterzeichner noch zu keiner gemeinsamen Handlung verpflichtete. Aber selbst zu dieser Demonstration wollte und, wie ich glaube, konnte die englische Regierung sich nicht entschließen. Und man spricht von einem gemeinsamen Kriege der Mächte mit China!

Ich habe an einem andern Orte die Handelsverhältnisse besprochen und hervorgehoben daß die Lage der europäischen Kaufleute in den Trade-Ports, obgleich noch immer befriedigend, dennoch nicht mehr so glänzend sei wie sie war. Man hat gesehen daß der Gewinn der Einzelnen sinkt, während die Ausfuhr englischer Produkte zunimmt. Ich habe diese Erscheinung erklärt. Sie erzeugte in den Settlements oder Koncessionen zwar nicht eine allgemeine Unzufriedenheit, aber eine moralische Verstimmung, eine gewisse Unruhe, eine Geneigtheit die englische Regierung und ihre vornehmsten Organe in China zu tadeln, eine steigende Erbitterung gegen das Tsungli-yamen und gegen die Mandarine; im Allgemeinen endlich den, sehr natürlichen, Wunsch die Dinge auf die Spitze zu treiben, eine Krisis hervorzurufen und mit Hilfe dieser Krisis zurückzukehren zu den großen und raschen Profiten der guten alten Zeit. Also zwei verschiedene Strömungen wirken auf die Gesandtschaft und die Konsulate Ihrer brittischen Majestät; die Strömung aus dem Vaterlande: stufenweise und friedliche Entwicklung der Handelsbeziehungen zum Vortheile Aller; und die Strömung aus den „Häfen“: individuelle Forderungen, Auslegung der Verträge im Sinne der Ansprüche eines jeden Einzelnen, Drohungen, Repressalien, und, wenn es sein muß, Kanonenschüsse. Der brittischen Regierung wird Weichheit vorgeworfen, ihrem Mi-

nister in Peking Wohlbieneri, zu weit getriebene Nachgiebigkeit, offenkundige Sympathien für die Chinesen; den kaiserlichen Behörden Doppelzüngigkeit und Insolenz, daher ihre unmittelbare Züchtigung durch die Konsuln und Kommandanten der Kriegsschiffe mit Nachdruck gefordert wird. Viele Beispiele, und viele gute Gründe lassen sich zu Gunsten der von den Faktoreien bevortworteten Methode vorbringen. In dieser Weise, das heißt durch die direkte und eigenmächtige Dazwischenkunft der Konsularbehörde gestützt auf die Flotte, hat Herr Medhurst mit dem Vice-König von Nanking*) und der Consul Gibson mit den Mandarinern von Formosa abgerechnet. Die Häfen klatschten Beifall, aber aus London kam eine Mißbilligung. Nicht den Konsuln gebühre es, schrieb das Foreign Office, Repressalien zu üben, ebensowenig als den Kapitänen der Kriegsschiffe ihnen hiezu die Hand zu bieten. Klagen und Reklamationen seien durch die Gesandtschaft in Peking an die kaiserliche Centralregierung zu leiten. Der Consul in Schanghai erhielt eine Rüge, der Consul auf Formosa seine Absetzung, die Marineofficiere einen scharfen Verweis. Ein Schrei des Unwillens war die Antwort der Faktoreien. Von allen Seiten liefen Protestationen ein gegen diese „Preisgebung der brittischen Interessen“. Eine vor Lord Granville erscheinende Deputation der größten mit China

*) 1868.

handeltreibenden City-Häuser beklagte sich im Namen ihrer wuchtigen Kommittenten über die englische Politik im äußersten Osten, „eine Politik der Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit, wo im Gegentheile nöthig wäre auf der strengen Beobachtung der Verträge zu bestehen und für Akte der Willkür und für Beschimpfungen sofort gebührende Genugthuung zu verlangen.“ Die Sprache der Citymänner ist charakteristisch als getreuer Wiederhall der Stimmung ihrer Geschäftsfreunde in den Faktoreien.

Die kaiserliche Regierung und ihre höchstgestellten Mandarine geben noch zu anderen Klagen Anlaß. Herr Hart hat sie in seiner erwähnten Denkschrift zusammengefaßt. Chinesischer Sympathien beschuldigt, genoß der General-Inspektor der kaiserlichen Zollämter in den europäischen Niederlassungen nur einer mäßigen Beliebtheit. Diesen ihm zur Last gelegten Fehler, wenn es ein Fehler ist, machte er gut indem er an den Stufen des Thrones Seiner chinesischen Majestät eine Bittschrift niederlegte, in der That eine scharfe, bittere Anklage, das Aeußerste was man an Aufrichtigkeit und, im Hinblick auf den im Solde der von ihm gezeißelten Regierung stehenden Verfasser, an unerhörter Keckheit zu leisten vermag. Aber der Tollkühnheit des Herrn Hart entsprach die Langmuth oder vornehme Indolenz des Prinzen Kung und seiner Kollegen. In Europa, selbst in den freiesten Staaten, würde die Ab-

setzung des Verfassers der Einreichung einer ähnlichen Schrift auf dem Fuße gefolgt sein. Im Reiche der Mitte gehen die Dinge anders vor sich. Als Antwort auf die Schmähungen welche ihnen ihr Untergebener, vor den Augen China's und der übrigen Welt, in das Angesicht schleudert, gehen die Minister des Kaisers einfach zur Tagesordnung über. Herr Hart bleibt General-Inspektor, und China China.

Vielleicht hat kein lebender Europäer in ähnlichem Maße Gelegenheit das Räderwerk der chinesischen Verwaltung, ihre Gebrechen und guten Seiten zu kennen, und schon deshalb verdient Hart's Denkschrift Beachtung. Ich citire hier einige Stellen.

„In China“, sagt er sich der landesüblichen Phraseologie bedienend, „haben die Männer aus dem Westen einen Abgrund von Schwäche gefunden. Was nützt ein gutes Gesetzbuch, wenn die Gesetze nur unvollkommen gehandhabt werden? Die Verwaltung, vortrefflich in der Theorie, ist in der Praxis eine elende Maschine geworden. Die Beamten üben ihr Amt während einer kurzen Frist. Daher die geringe Anzahl der guten Agenten und die große der unehrlichen. . . .

„Die Kriegssteuern sind ungeheuer, aber mit dem Solde ist die Regierung oft Monate lang, zuweilen während eines Jahres im Rückstande. Auf dem Papier zäh-

Ien die Soldaten nach Millionen; aber in Wirklichkeit ist die Armee eine Sammlung von Krüppeln und unwilligen Dummköpfen die sich in Friedenszeiten, statt abgerichtet zu werden, als Kuli verdingen. Will man eine Schlacht liefern, so wird an Markttagen eine Razzia gemacht; man greift die Leute auf und bewaffnet sie mit Schaufeln die in Eile zu Lanzen und Säbeln umgestaltet werden. Die Uebungen der tartarischen Truppen in Friedenszeit mit Bogen und Schleuder sind ein leeres Schaugepränge. Diese Leute sind Schwächlinge und zu nichts tauglich außer zum Abrichten der Vögel. Wenn die Rebellen sich zeigen und es gelang einen Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden, so wird sich ein Mensch mit seiner Familie umbringen um auf das kaiserliche Mitleiden zu spekuliren. Wir nehmen an, die beiderseitigen Truppen stehen sich gegenüber. Wenn sich die Rebellen zurückziehen, so rücken die Kaiserlichen vor; wenn aber jene nicht sogleich die Flucht ergreifen, so laufen diese davon. Natürlich stellt der General den Vorfall als einen Sieg dar; zum Beweise seiner Großthat und als Beleg für sein Bulletin läßt er ein oder zwei friedliche Menschen oder ein Paar Bauern mit unrasirtem Schädel umbringen, die er sodann für „langhaarige“ Rebellen ausgibt. In dieser Weise erlangen die Officiere Anspruch auf Belohnung

„Das Volk wird ausgefaugt Also Geseze die

an sich gut wären erzeugen unberechenbaren Schaden, so daß selbst ruhige und gehorsame Unterthanen übel aus- schlagen und mit der Zeit schlechte Subjekte werden Die ganze Staats- und Militär-Verwaltung ist Lüge. Diejenigen deren Aufgabe es ist für Vollziehung der Gesetze zu sorgen denken nur an ihren Vortheil, die Wächter des öffentlichen Säckels an den eigenen, und die an der Gewalt befindlichen Männer thun als hätten sie keine Augen. Die Interessen des Volkes können aus ihren niederen Sphären nicht hoch genug steigen um die Aufmerksamkeit der Hochgestellten zu erregen, und die von Oben erlassenen Befehle nicht tief genug sinken um zur Kenntniß des Volkes zu gelangen. Wer also wollte für das künftige Benehmen des letztern einstehen? Wer wird verhindern können daß seine Verachtung für die regierenden Männer nicht eines Tages in offene Rebellion übergehe?"

Der Verfasser bespricht auch die auswärtige Politik. Die Verträge haben, sagt er, mit Rußland die Grenzfrage geregelt, mit Frankreich die Frage der Missionäre, mit den drei Mächten aber, insbesondere mit England, die Handelsfragen. Was würde geschehen wenn China seine Verbindlichkeiten mit Rußland nicht einhielte? Hierüber schweigt Herr Hart. Wenn China sein Wort bricht in Bezug auf die Missionäre, werden, so meint er, sämmtliche „katholische“ Mächte für diese ihnen gemeinsame Angelegenheit kämpfen.

Wenn die chinesische Regierung aber die den Handel betreffenden Vertragsbestimmungen verletzte, dann würde dies eine „allen“ (!) Mächten gemeinsame Beleidigung sein . . .

Kurz gefaßt, stellt sich die Lage Englands in China folgendermaßen dar. Die kolossale Betheiligung des britischen Gewerbefleißes und des britischen Handels an dem Verkehr mit den chinesischen Märkten, die begründete Hoffnung einer noch weiteren Entwicklung würden es der englischen Regierung, selbst wenn sie wollte, unmöglich machen die im äußersten Osten genommenen Stellungen aufzugeben. Aber wenn es unmöglich ist sie zu verlassen, so scheint es schwierig den Status quo aufrecht zu erhalten. Der Leser weiß darum. Auf der einen Seite stehen die Residenten; sie betrachten ihre Lage als gefährdet, sind stets geneigt ihre persönlichen Interessen mit dem öffentlichen Wohle Englands zu verwechseln, führen eine herausfordernde Sprache, suchen wo sie können Handel mit der chinesischen Regierung und verlangen von dem Mutterlande eine „feste energische“ Politik, mit andern Worten, sie drängen zum Krieg. Auf der andren Seite sehen wir die Regierung der Königin, den Eingebungen der Staatsklugheit folgend, Anforderungen abweisen auf welche sie weder eingehen kann noch will. Daher entzog sie, um unerwartete und in ihren Folgen unberechenbare Verwickelungen zu vermeiden, ihren Konsuln und Kommandanten der Flotte die

Befugniß auf eigene Verantwortung den Lokal-Behörden gegenüber Repressalien zu üben. Aber gibt sie sich nicht gefährlichen Täuschungen hin, wenn sie darauf besteht daß alle Reklamationen im diplomatischen Wege an die kaiserliche Centralregierung zu leiten seien? Liegt dieser Anordnung, so hörte ich in Schanghai, in Tien-tsin, in Kanton fragen, nicht eine gänzliche Verkennung der chinesischen Zustände zu Grunde? Im Reiche der Mitte ist Alles anders als bei uns: Gedankengang, Glaube, Gesetze, Traditionen, Gebräuche, ja selbst die Begriffe von Ehre und Recht. Der Regelung des Verkehrs zwischen Chinesen und Ausländern fehlt die Grundlage gemeinsamer völkerrechtlicher Principien. Der ganze Organismus des Reiches bildet mit unsern Verwaltungsnormen einen unverföhnbaren Gegensatz, oder vielmehr es gibt in China keinen Organismus. Wenn die europäischen Staaten dem menschlichen Körper gleichen, dessen einzelnen Gliedern gesonderte Berrichtungen obliegen, dessen Blut nach gewissen Gesetzen umläuft, dessen Muskeln dem Willen gehorchen, so ist China ein riesiger Polyp oder vielmehr eine Anhäufung verschiedener Stoffe die nichts gemein haben als den Ursprung der Rasse, den Haß gegen Fremde, Stolz und Eibildung, diese beiden Gegner jedtveder Verbesserung, die Kraft der Trägheit, die Waffen der List und des Berraths. Wie, um nur Ein Beispiel zu geben, kann man von der

Centralregierung in Peking die Aufhebung der Durchgangszölle erlangen, da dies die Auflassung der innern um jede Provinz gezogenen Zolllinie voraussetzte, und der Ertrag dieser Zwischenzölle es den Statthaltern allein möglich macht die Verwaltungsmaschine im Gange zu erhalten und den jährlichen Tribut nach Peking abzuführen; da endlich dieser Tribut ja das einzige Band ist zwischen dem Herzen des Polypen und seinen übrigen unförmlichen Gliedmaßen?

Wie läßt man sich beikommen die Ausarbeitung und Annahme eines völkerrechtlichen Gesetzbuches anzuempfehlen? Uebersteht man denn, so nöthig dieser Kodex wäre zu dem Zusammenleben von Einheimischen und Ausländern, daß die Rechtsbegriffe in China mit den unsrigen nichts gemein haben? Wozu also sich der thörichten Hoffnung hingeben daß es je gelingen werde einen auch nur einigermaßen erträglichen Modus vivendi zu finden? Warum nicht lieber verzichten auf unfruchtbare Versuche deren jeder nichts Anderes ist als ein neuer schlagender Beweis unserer Ohnmacht? Warum nicht lieber die Lage mannhaft ins Auge fassen? Warum nicht das Dilemma in dem wir uns befinden aufrichtig uns und Andern eingestehen? Nur zwischen zwei Wegen bleibt uns die Wahl: entweder China zu verlassen oder von ihm ganz oder theilweise Besitz zu ergreifen — die andern Mächte können in letzterem Falle ihrerseits ebenso handeln — und das Land zu regieren

nach den Ansichten und Gesetzen civilisirter Staaten! In den Trade-Ports ist dies der herrschende Gedanke. Und in der That, vom Gesichtspunkte der abstrakten Logik, zeigt er die einzig mögliche radikale Lösung. Nur verträgt die Politik nicht immer radikale logische Lösungen, und die englische Regierung ist zu weise um auf solche Vorschläge einzugehen.

Im Leben der Nationen wie im Leben der Individuen gibt es Lagen wo es gilt zu warten, Zeit zu gewinnen, sich zufrieden zu geben wenn es gelang für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, was die Vorbereitung für kommende Ereignisse und endgültige Entscheidungen ja nicht ausschließt. In einer solchen Lage befinden sich die fremden Regierungen China gegenüber. Unter den gegebenen Umständen wird man, glaube ich, wohl daran thun auf die Hoffnung zu verzichten daß es gelingen könne die täglich auftauchenden Streitfragen nach allgemeinen Grundsätzen zu schlichten. Jeder einzelne Fall wird abgesehen zu behandeln und zu erledigen sein, für sich allein, innerhalb der Grenzen des Möglichen, nach Maßgabe der Verhältnisse und der Menschen mit denen man zu thun hat. Wenn die Centralregierung unvermögend ist ihren fernen Satrapen die strenge Erfüllung der Vertragspflichten aufzuerlegen, so werden natürlich die fremden Regierungen genöthigt sein dem betreffenden Statthalter

die Augen zu öffnen und, wenn er bösen Willen verräth, seine Züchtigung zu übernehmen. Nur wird ein ähnliches Eingreifen gerechtfertigt sein müssen durch eine gebieterische Nothwendigkeit, und die Entscheidung über die Frage ob eine solche Nothwendigkeit vorhanden sei sollte nur den Gesandten in Peking zustehen und niemals den Konsuln in den Vertragshäfen. Nicht als ob ich die Einsicht und sonstige Befähigung der verdienten und ehrenwerthen Männer bezweifelte deren Aufgabe es ist den Handel und die Interessen ihrer Landsleute, zuweilen deren Eigenthum und Leben zu schützen. Aber jeder von uns hat den Gesichtskreis seiner Stellung, und jener der Konsuln ist nothwendiger Weise beschränkter als der des Gesandten in Peking. Er allein ist im Stande, in jedem gegebenen Falle, die verschiedenen Elemente zu prüfen, zu erwägen ob Zwangsmaßregeln wirklich unvermeidlich seien, ob die politische Lage China's ob die Lage Europa's sie vertrage, und nach erfolgter Erwägung zu entscheiden in welchem Maße, zu welchem Zeitpunkte und bis zu welchem Grade dies äußerste Mittel zu ergreifen sei. Allerdings hat die Berichterstattung nach der fernen schwer zugänglichen Hauptstadt des chinesischen Reiches ihre Unzukömmlichkeiten, aber weit ernstere böte das Vorgehen der Konsuln auf eigne Verantwortung; es setzte England der Gefahr aus sich plötzlich und so zu sagen ohne sein Wissen in einen neuen chi-

nessischen Krieg verwickelt zu sehen. Wahrscheinlich unter der Einwirkung eines ähnlichen Gedankenganges, und nicht in der irrigen Voraussetzung daß China wie europäische Staaten zu behandeln sei, entzog Lord Clarendon den Konsuln das Recht Zwangsmaßregeln zu veranlassen und betraute hiemit ausschließlich den Vertreter der Königin in Peking. Wenn dem so ist, so wird kein unbefangener Beurtheiler dieser weisen Maßregel seinen Beifall versagen.

Ein letztes Wort über die Anstrengungen welche gemacht werden um in China die Wohlthaten der Civilisation zu verbreiten. Ein löbliches ja edles Gefühl liegt ihnen zu Grunde, und wenn europäische oder amerikanische Reisende das Bedürfniß fühlen auf eigne Gefahr den Chinesen das Evangelium der nützlichen Kenntnisse, der Eisenbahnen und Telegraphen zu verkündigen, so wird Niemand dagegen eine Einwendung erheben. Aber die Aufgabe der Diplomaten und Konsuln ist dies in keinem Falle. Was Herr Lotz, von den Missionären und einheimischen Christen sprechend, vorbrachte läßt sich, scheint mir, auch auf die Propaganda der Civilisation anwenden. Dies Unternehmen liegt, um uns der bedeutungsvollen Worte des amerikanischen Gesandten zu bedienen, außerhalb des Wirkungskreises der Diplomatie. Diplomaten und Konsuln haben die Aufgabe die Interessen ihres Staates zu wahren; sie

sind nicht berufen sich in die Angelegenheiten derer zu mischen bei denen sie beglaubigt sind. Ihre weisesten Rathschläge würden, weil man sie nicht für uneigennützig hielte, natürlichem Mißtrauen begegnen. Ich habe immer gesehen daß Botschafter welche ein zu lebhaftes Interesse für das Wohl des Landes empfanden in dem sie residirten übel endeten, und, was das Schlimmste, daß das Interesse ihres eignen Landes darunter zu leiden hatte. Uebrigens sind die Chinesen nicht so blödsinnig als man meint. Wenn sie von Eisenbahnen und Telegraphen nichts wissen wollen, so will das nicht sagen daß sie die Vortheile von Einrichtungen verkennen durch welche Zeit und Raum besiegt werden. Vielleicht liegt der Grund der Abneigung in ihrer Absicht den Verkehr mit Europa nicht zu vervielfältigen und zu beschleunigen, sondern im Gegentheile zu erschweren und womöglich zu vernichten. Den Beweis, wie wohl sie die Errungenschaften der Civilisation zu würdigen wissen sofern sie daraus Vortheil zu ziehen hoffen, liefern die Thätigkeit in ihren nach europäischem Muster eingerichteten Arsenalen, die auf ihren Schiffswerften erbauten Kriegsschiffe, die Vervollkommnung ihrer Waffen, die in europäischem Styl, allerdings auf den Rath ihrer Sterndeuter errichteten Festungswerke, aber errichtet nicht im Innern gegen Rebellen, nicht an der russischen Nordgrenze, sondern an der Barre von Taku und in den offe-

nen Häfen mit gegen die Faktoreien gerichteten Batterien.

Um die Chinesen zu unsrer Civilisation zu bekehren, müßte man mehr auf ihr Herz zu wirken wissen als auf ihren Geist der offener und empfänglicher ist als allgemein geglaubt wird. Den Willen müßte man umzukehren im Stande sein.

Die Chinesen sind nicht, wie die Japaner, gute Kinder der regiert von *enfants terribles*; sie sind ernste Männer, befähigt unsere Civilisation anzunehmen wenn sie uns verstehen werden, und verstehen werden sie uns am Tage wo sie wollen.

Ei, mein liebes Tagebuch, wie viel hätte ich noch auf deine Blätter zu schreiben! Aber du würdest allzu dickleibig. Seien wir bescheiden; sündigen wir nicht auf die Geduld unserer Leser. Wird man nicht schon sagen: Wie wagt der Tourist über so viele Fragen zu sprechen die es ihm an Zeit gebrach zu ergründen? Aber hierauf antworte ich: Der äußerste Orient ist beinahe noch eine Terra incognita. Den Meistern der Wissenschaft der Ruhm der großen Entdeckungen; dem einfachen Handlanger das kleine Verdienst mitzuhelfen bei dem großen Werke, nach Maßgabe seiner Kräfte.

Glücklich wer bei schönem Wetter an Bord des „Tigers“ reist, unter dem Commando des Kapitäns Boileve, und mit so angenehmen Gefährten als mir der Zufall beschied. Sechs Wochen Villeggiatura! Die Einförmigkeit der See- reise unterbrochen durch leuchtende Bilder eingerahmt in den rauschenden Ocean: Saigun, Singapore, das wunder- volle Ceylon, die Felsen von Sokotora, Alden; dann weiter oder vielmehr näher dem geliebten Vaterlande die Land- enge von Suez, der beschneite Ida, der Etna, Korsika, die italienische Küste.

(13. Januar 1872.) Wir liegen vor Marseille. Das Zwielficht übergießt uns mit seinen fahlen Lichtern. Noch entzieht sich, hinter einem weißen Vorhange das Land unsern Blicken; aber verworrene Töne gelangen an unser Ohr, wie man im Theater zuweilen das Geräusch auf der Bühne vernimmt, bevor die Kortine aufrollt. Jetzt tritt die Sonne hervor, eine blasse Winter Sonne. Ihre ersten Strahlen verschrecken die Nebel, und mit einem Risse des Schleiers erscheint auf seiner Felsenspitze das Gnadenkirchlein von Notre Dame de la Garde.



Druck von S. Neubürger in Deggau.

Vom nämlichen Verfasser erschien:

Sixte-Quint

d'après des correspondances diplomatiques inédites,
tirées des Archives d'État du Vatican, de Simancas,
Venise, Paris, Vienne et Florence.

1870. 3 volumes in-8°, prix 22 fr. 50 es.

Paris, librairie **A. Frank**. 67 rue de Richelieu.

Sixtus der Fünfte

von

Alexander Freiherrn von Hübnér,

ehemaligem Botschafter Oesterreichs am französischen und päpstlichen Hofe.

Deutsche Ausgabe

vom Verfasser.

Zwei Bände.

1871. gr. 8. (3 Bl. u. 352, 3 Bl. u. 396 S.) geh. 4 Thlr.

T. O. Weigel in Leipzig.





